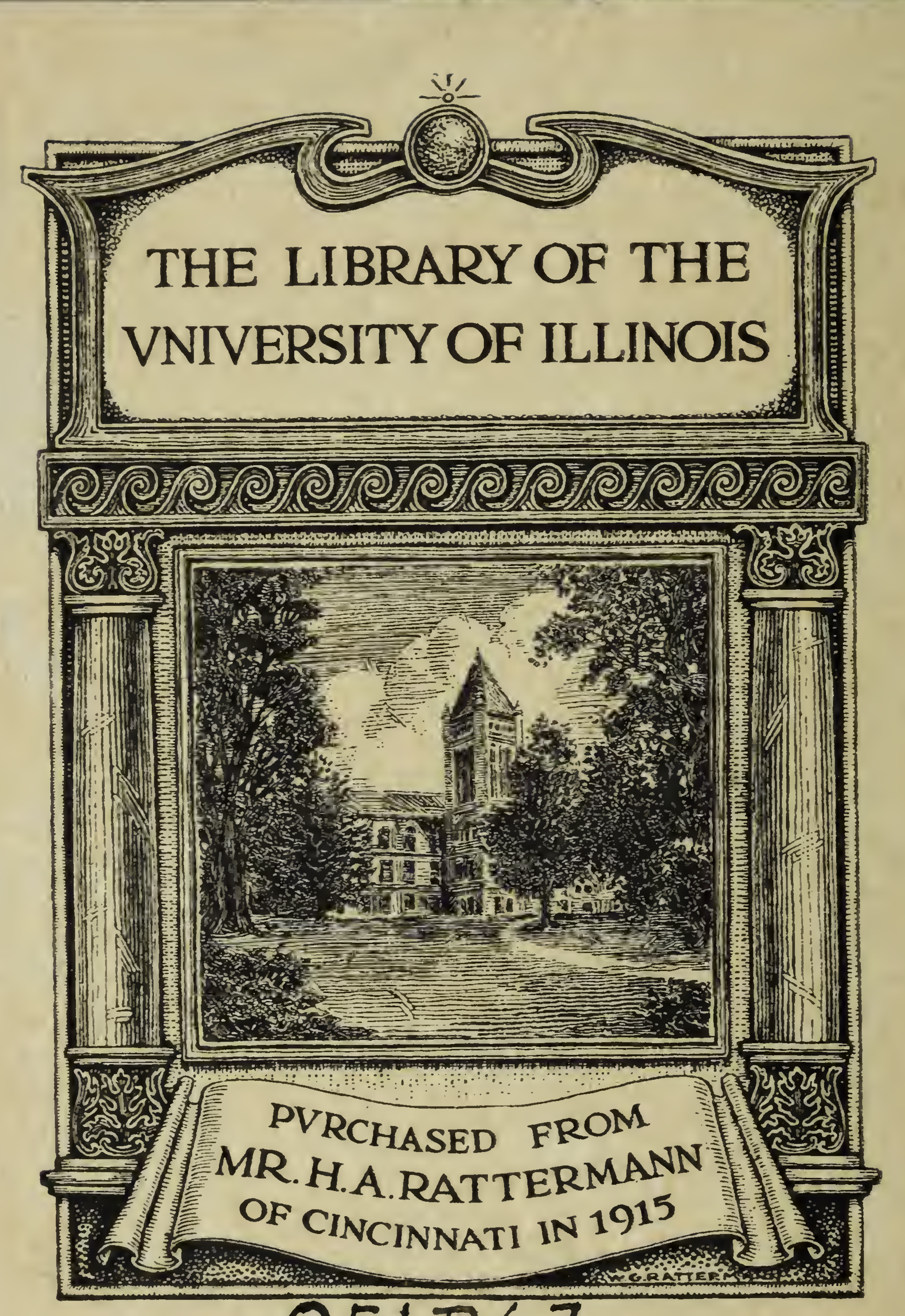
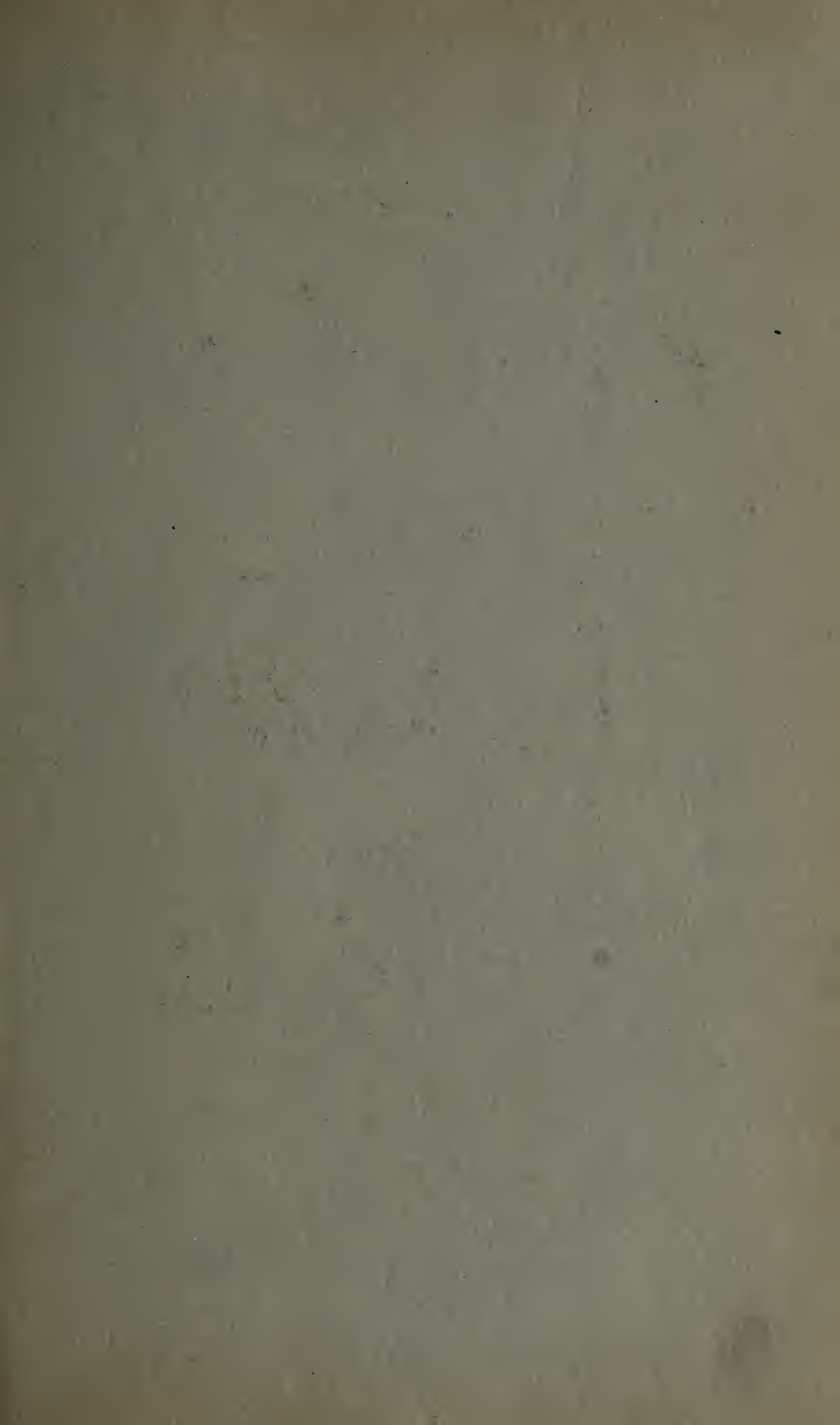



THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS
PVRCHASED FROM
MR. H. A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915









Giovanni Boccaccio's

Dekameron.

Aus dem Italienischen

von

D. W. Soltau.

Auswahl.



Giovanni Boccaccio's

Dekameron.

Aus dem Italienischen

von

D. W. Soltau.

Auswahl.



München.
Bibliographisch-artistisches Institut.

Giovanni Boccaccio's

Dekameron.

Auswahl.



Giovanni Boccaccio's

Dekameron.

Auswahl.



Inhalt.

Erste Novelle.

Ein Mönch, der sich durch sein Vergehen einer schweren Strafe schuldig gemacht hat, befreit sich davon, indem er seinen Abt desselben Fehlers überzeugt.

In Lunigiana, einem Ländchen nicht weit von hier, war ein Kloster, welches einst reicher an Mönchen und an Heiligkeit war, als heutigen Tages, und woselbst sich unter andern auch ein junger Mönch befand, dessen Kräfte und Gesundheit weder Fasten noch Nachtwachen schwächen konnten. Wie dieser einst nach Mittag, indeß die übrigen Mönche alle schliefen, außer den Mauern des Klosters lustwandelte, welches an einem ziemlich einsamen Ort lag, ward er ein sehr hübsches junges Mädchen gewahr, (vielleicht die Tochter eines Landmannes aus der Gegend), welches im Felde ging, um Kräuter zu sammeln. Er hatte sie kaum erblickt, wie ihn auch schon die Fleischeslust mit aller Gewalt bestürmte. Er näherte sich also dem Mädchen und knüpfte ein Gespräch mit ihr an, wobei er seine Worte so gut zu machen wußte, daß er mit ihr einig ward, und sie in seine Zelle führte, ohne von jemand bemerkt zu werden. Indem er hier, von gar zu großer Begierde getrieben, ein wenig zu laut mit ihr kosete, traf sich's, daß der Abt, der nach geendigtem Mittagsschläfchen aufgestanden war, das Gekicher

der beiden Liebenden hörte, indem er mit leisen Tritten vor der Zelle vorbei ging. Um die Stimmen desto besser zu erkennen, schlich er sich an die Thür der Zelle und horchte; da er denn deutlich vernahm, daß ein Frauenzimmer sich in der Zelle befand. Schon war er Willens, sich die Thür öffnen zu lassen, doch bedachte er sich wieder und ging in sein Zimmer um zu warten, bis der Mönch aus seiner Zelle käme. Diesen hatte jedoch, so sehr ihn auch das Vergnügen mit dem jungen Mädchen beschäftigte, bereits eine kleine Furcht angewandelt, und weil es ihm geschienen, als hätte er Jemand im Erholungszimmer gehen gehört, so hatte er durch eine kleine Spalte geguckt und den Abt deutlich wahrgenommen. Er konnte wohl denken, daß dieser das Mädchen in seiner Zelle bemerkt haben müßte, und da er wußte, daß ihm dafür eine schwere Strafe bevorstand, so ward er darüber sehr niedergeschlagen; doch ließ er das Mädchen nichts von seiner Verlegenheit merken, sondern dachte nur geschwinde hin und her, wie er sich heraushelfen wollte, und da besann er sich auf eine ganz neue List, die ihm auch glücklich gelang. Er stellte sich gegen das Mädchen, als ob es Zeit wäre, sie wieder zu entfernen, und sagte: „Ich will hinausgehen und suchen Anstalt zu machen, daß Du wieder ungesehen hinaus kömmst. Halte Dich unterdessen hier ganz still, bis ich wiederkomme.“ Darauf ging er hinaus, verschloß seine Zelle, und ging gerade zu dem Abt in sein Zimmer, übergab ihm den Schlüssel, wie es bei den Mönchen Sitte war, wenn sie ausgingen, und sagte mit unbefangener Miene: „Hochwürdiger Herr, ich konnte heute früh nicht alles Holz heimfahren lassen, das ich schlagen ließ, und ich gehe jetzt mit

Eurer Erlaubniß in den Wald, um das Uebrige herbringen zu lassen."

Der Abt, welcher nicht glaubte, daß ihn der Kloster=bruder bemerkt hätte, und welcher wünschte, sich genauer von seinem Vergehen zu unterrichten, war froh über diese Gelegenheit, und empfing mit Vergnügen den Schlüssel; er gab ihm Urlaub, und wie er weggegangen war, überlegte er, was am besten gethan wäre, ob er in Gegenwart des ganzen Klosters die Zelle des Mönches öffnen und sein Verbrechen jedermann zeigen sollte, damit man über ihn nicht murren möchte, wenn er den Mönch bestrafte, oder ob er erstlich von dem Mädchen erforschen sollte, wie alles zugegangen wäre. Da er nun zugleich erwog, daß es vielleicht die Tochter oder Verwandte irgend eines solchen Mannes sein könnte, dem er ungern die Schande zufügen möchte, daß er sie allen Mönchen zeigte, so entschloß er sich, erstlich zu sehen, wer sie wäre, und dann seine Maß=regeln zu nehmen. Er ging demnach in aller Stille nach der Zelle, öffnete die Thür, ging hinein, und schloß hinter sich zu. Wie das arme Mädchen den Abt hereintreten sah, ward ihr angst und bange, und zitternd vor Scham fing sie an, bitterlich zu weinen. Der Abt, der sie indessen aufmerksam betrachtete, und an ihr ein schönes frisches Geschöpf fand, fühlte plötzlich, so alt er auch war, den Stachel des Fleisches nicht minder rege werden, als es dem jungen Mönch widerfahren war. Er dachte bei sich: „Ei nun, warum soll ich nicht das Vergnügen genießen, wenn es sich mir darbietet. Verdruß und Unannehmlichkeiten finde ich ja ohnehin immer genug bei der Hand. Hier ist ein hübsches Mädchen, kein Mensch in der Welt weiß

etwas davon; wenn ich sie dahin bringen kann, mir zu Willen zu sein, so weiß ich nicht, warum ich es nicht versuchen sollte; wer wird's erfahren? kein Mensch! und heimliche Sünde ist halb vergeben. Es wird mir vielleicht so gut nie wieder geboten, uud ich denke, es ist vernünftig gethan, das Gute auch mit zu genießen, wenn es der Himmel Anderen bescheert."

Wie der Abt dieses bei sich überlegte, änderte er völlig seinen Vorsatz, womit er gekommen war, und indem er näher zu dem Mädchen trat, fing er an, sie zu beruhigen, und bat sie, nicht zu weinen, und wie nun ein Wort das andere gab, so kam er endlich dahin, ihr sein Begehren zu eröffnen. Das Mädchen, das nicht von Stahl und Stein war, ließ sich auch leicht genug bewegen, sich gefällig gegen den Abt zu beweisen. Das Ruhebettchen des Klosterbruders war Zeuge ihrer Umarmungen, und da der gute Abt vermuthlich das zarte Alter des Mädchens in Erwägung zog, so war er gutherzig genug, ihr seine eigene Brust zum Pfühl herzugeben, indem er sie herzte. Der Mönch, der sich nur gestellt hatte, als ob er in den Wald ginge, hatte sich im Erholungssaale verborgen, und wie er sah, daß der Abt in seine Zelle ging, schöpfte er gute Hoffnung, daß ihm sein Anschlag gelingen würde, und wie er vollends hinter sich zuschloß, blieb ihm kein Zweifel mehr übrig. Er verließ demnach seinen Schlupfwinkel, und schlich sich an ein kleines Loch, wo er alles sehen und hören konnte, was der Abt sagte und that. Wie dieser glaubte, sich lange genug mit dem Mädchen unterhalten zu haben, schloß er sie in der Zelle wieder ein, und begab sich zurück in sein Zimmer. Wie er darauf nach einiger Zeit den Kloster=

bruder hörte, und glaubte, daß er aus dem Walde zurückgekommen wäre, nahm er sich vor, ihm eine derbe Strafpredigt zu halten. und ihn einkerkern zu lassen, um die eroberte Beute für sich allein zu behalten. Er ließ ihn demnach rufen, schalt ihn mit finsterem Angesicht, und kündigte ihm sein Gefängniß an. Der Mönch gab ihm geschwind zur Antwort: „Hochwürdiger Herr, ich bin noch nicht so lange im Orden des heiligen Benedicts gewesen, daß ich alle Gebräuche desselben vollkommen inne habe, und Ihr habt mich bisher noch nicht unterwiesen, daß wir Mönche uns der Bürde der Weiber eben so wohl unterwerfen müßten, als der Last der Fasten und Nachtwachen. Jetzt aber, da Ihr mir selbst das Beispiel gegeben habt, verspreche ich Euch, wenn Ihr mir dießmal verzeiht, künftighin in diesem Stücke nicht mehr zu fehlen, sondern immer nach Eurem Vorbilde zu handeln."

Der Abt, der ein schlauer Mann war, merkte wohl, daß jener mehr wußte, als er, und daß er ihm hinter seine Schliche gekommen war. Er schämte sich also, da er sich desselben Vergehens schuldig wußte, den Klosterbruder mit der Strafe zu belegen, die er selbst verdient hatte. Er verzieh ihm demnach, und befahl ihm zu verschweigen, was er gesehen hätte, worauf sie beide das Mädchen ohne Geräusch wieder aus dem Kloster schafften; doch läßt sich vermuthen, daß sie sie bisweilen wieder kommen ließen."

Zweite Novelle.

Drei Jünglinge verschwenden das Ihrige und gerathen in Armuth. Einer von ihren Neffen, indem er aus Verzweiflung nach Hause reiset, macht unterwegs mit einem Abte Bekanntschaft, den er hernach für eine Tochter des Königs von England erkennt, welche sich mit ihm vermählt, seinen Oheimen allen ihren Verlust ersetzt, und ihnen wieder zum Wohlstande verhilft.

In unserer Stadt war einst ein Cavalier, Namens Tebaldo, von dem Geschlechte der Lamberti, wie einige wollen, obgleich andere behaupten, er habe den Agolanti zugehört, welche Letzteren ihre Meinung vielleicht mehr auf das Gewerbe stützen, welches in der Folge seine Söhne trieben, und womit sich die Agolanti jederzeit befaßt haben, als auf irgend einen andern Grund. Ohne mich darauf einzulassen, von welchem dieser Häuser er abstammte, wird es genug sein, anzumerken, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Edelleute war, und daß er drei Söhne hatte, von denen der älteste Lamberto hieß, der zweite Teobaldo, und der dritte Agolante, lauter schöne, muntere Jünglinge, von welchen jedoch der Aelteste kaum achtzehn Jahre alt war, wie der Vater starb, und ihnen als seinen rechtmäßigen Erben sein bewegliches und unbewegliches Vermögen hinterließ. Die Jünglinge, die einen so beträchtlichen Schatz an baarem Gelde und an Grundstücken in die Hände bekamen, und damit nach ihrem eigenen Belieben, ohne Einrede und Widerspruch, schalten konnten, fingen an, auf allerlei Art das Ihrige zu verthun, indem sie ein großes Haus machten, kostbare Pferde, Jagdhunde,

Falken hielten, offene Tafel gaben, Geschenke machten, Turniere anstellten, und nicht nur lebten, wie es Edelleuten ziemt, sondern wie es ihnen nach ihren jugendlichen Leidenschaften in den Sinn kam. Diese Lebensart konnte nicht lange dauern, ohne die väterlichen Schätze zu erschöpfen, und wie ihre gewöhnlichen Einkünfte nicht zureichten, fingen sie an, ihre Grundstücke eines nach dem andern zu versetzen und zu verkaufen, und wurden es nicht eher gewahr, wie sie mit ihren Umständen nach und nach auf die Neige geriethen, bis die Dürftigkeit ihnen die Augen öffnete, welche der Reichthum verschlossen hatte. Lamberto berief deswegen eines Tages seine Brüder zusammen, und stellte ihnen vor, in welchem Ansehen ihr Vater gelebt hätte, und in welche Armuth sie durch ihre übermäßige Verschwendung gerathen wären. Er gab sich daher alle Mühe, sie zu überreden, ehe ihre armseligen Umstände noch sichtbarer würden, seinem Rath und Beispiele zu folgen, die wenigen Güter zu verkaufen, die ihnen noch übrig geblieben wären, und davon zu reisen; welches sie auch thaten, und ohne Abschied zu nehmen und Aufsehen zu machen, Florenz verließen, und gerade nach England gingen, ohne sich irgendwo zu verweilen. In London mietheten sie ein kleines Haus, machten wenig Aufwand, und liehen auf schweren Wucher; wobei ihnen das Glück so günstig war, daß sie in wenig Jahren einen ungeheuren Reichthum sammelten. Deswegen zogen sie einer nach dem andern wieder nach Florenz, kauften einen großen Theil ihrer vorigen Besitzthümer zurück, und manches neue dazu; verheiratheten sich, und da sie noch immer in England Wucher trieben, so setzten sie dort einen ihrer Neffen, Namens Alessandro,

über ihre Geschäfte; allein uneingedenk des Zustandes, in welchen ihre thörichte Verschwendung sie schon einmal versetzt hatte, und ohne Rücksicht darauf, daß sie alle drei jetzt Hausväter geworden waren, fingen sie wieder an, in Florenz mehr Aufwand, als jemals zu machen, zumal, da sie bei allen Kaufleuten in großem Credit standen.

Einige Jahre hindurch waren sie im Stande, diesen Aufwand fortzusetzen, weil ihnen Alessandro ansehnliche Summen überschickte, welcher in England den Baronen auf ihre liegenden Gründe und andere Einkünfte Gelder vorstreckte, und dafür ansehnliche Zinsen bezog. Indem aber die drei Brüder fortfuhren, zu verschwenden, und zu borgen, wenn sie nichts hatten, weil sie immer auf England, als eine Goldquelle, rechneten, brach daselbst wider alles Vermuthen ein Krieg aus zwischen dem Könige und einem seiner Prinzen. Darüber gerieth die ganze Insel in Zwiespalt, indem es der eine mit dem Vater, der andere mit dem Sohne hielt, so daß dem Alessandro die verpfändeten Güter der Barone keine Sicherheit mehr waren, und alle seine Hülfsquellen versiegten. Weil man indessen immer noch hoffte, daß zwischen dem Vater und dem Sohne wieder Friede werden sollte, und daß Alessandro alsdann seine Gelder sammt den Zinsen erhalten würde, so blieb dieser noch in England, und seine drei Oheime dachten nicht daran, ihre Ausgaben einzuschränken, so daß sie täglich tiefer in Schulden geriethen. Wie sich aber nach einigen Jahren die Hoffnung ganz verlor, daß ihre Erwartungen würden erfüllt werden, ging nicht nur ihr Credit zum Ende, sondern ihre Gläubiger drangen auch auf Bezahlung, und da ihr Vermögen bei weitem nicht hinreichte, ihre Schulden

zu tilgen, so mußten sie ins Gefängniß wandern, ihre Weiber und Kinder irrten auf den Dörfern und sonst hier und da in armseligen Lumpen umher, und es schien, als ob ihnen nichts anderes, als ein immerwährendes dürftiges Leben bevorstände.

Alessandro, welcher in England verschiedene Jahre vergebens auf den Frieden gewartet hatte und anfing, zu besorgen, daß sein Aufenthalt daselbst ihm eben so gefährlich werden könnte, als er unnütz war, entschloß sich, nach Italien zurück zu kehren, und machte sich ganz allein auf den Weg. Wie er nun nach Brügge kam, ward er gewahr, daß ein Abt von den weißen Mönchen mit ihm zugleich aus der Stadt ritt, welchen eine Menge Mönche nebst einem zahlreichen Troß begleiteten, und daß ihnen ein Paar alte Ritter nachfolgten, welche mit dem Könige verwandt waren, und mit welchen Alessandro, als mit alten Bekannten, ein Gespräch anknüpfte, und von ihnen willig zum Reisegefährten angenommen ward. Unterwegs fragte sie Alessandro im Vertrauen, wer die Mönche wären, die mit so vielem Gepäcke voranzögen? Einer von den Cavalieren gab ihm zur Antwort: „Derjenige, der vor uns hin zieht, ist ein Jüngling von unserer Verwandtschaft, welcher kürzlich zum Abt von einer der reichsten Abteien in England ist erwählt worden. Weil er aber noch zu jung ist, um nach den Gesetzen mit dieser Würde bekleidet zu werden, so ziehen wir mit ihm nach Rom, um von dem heiligen Vater Dispensation wegen seines Alters, und die Bestätigung in seiner Würde zu erhalten. Man muß sich aber davon gegen Andere nichts merken lassen.“

Da nun der junge Abt bald vorn, bald hinten im

Zuge ritt, wie vornehme Herren auf Reisen wohl zu thun pflegen, so traf er einst mit Alessandro zusammen, der ein sehr schöner und wohlgewachsener Jüngling, und überaus wohlerzogen, angenehm und gebildet in seinen Sitten war; so daß er ihm auf den ersten Blick außerordentlich gefiel; daher er ihn zu sich rief, ihn freundlich anredete, und ihn fragte, wer er wäre, woher er käme, und wohin er wollte. Alessandro erzählte ihm offenherzig alle seine Umstände, befriedigte seine Neugier, und erbot sich zu allen Diensten, die er fähig wäre, ihm zu leisten. Der Abt, welcher seine Rede zierlich und wolgeordnet fand, und indem er seine Manieren genau beobachtete, überzeugt ward, er müsse (seiner niedrigen Beschäftigung ungeachtet) ein Edelmann sein, ward immer mehr und mehr für ihn eingenommen, und da ihn ohnehin seine Unglücksfälle bereits zum Mitleiden bewogen hatten, so tröstete er ihn sehr freundschaftlich, und ermahnte ihn, guten Muth zu fassen, weil ihn, wenn er ein braver Mann sei, der Himmel sehr leicht auf eben die Staffel wieder erheben könne, von welcher das Glück ihn hinabgestürzt habe, und vielleicht noch höher. Zugleich bat er ihn, weil er doch nach Toscana ginge, ihn so weit zu begleiten, weil er auch dahin wollte. Alessandro dankte ihm für seine tröstlichen Worte, und versicherte, daß er ihm völlig zu Befehl stände.

Indem nun der Abt, bei welchem die Unterredung mit Alessandro allerlei neue Empfindungen entwickelt hatte, weiter fortreisete, traf es sich nach einiger Zeit, daß sie in ein Dorf kamen, welches eben nicht reichlich mit Herbergen versehen war. Weil nun der Abt daselbst zu übernachten wünschte, so ließ ihn Alessandro bei einem

Wirthe absteigen, mit welchem er wohl bekannt war, und bestellte ihm ein Nachtlager in dem Zimmer des Hauses, welches er für das beste hielt; und weil er als ein gewandter Jüngling bereits des Abts rechte Hand geworden war, so verlegte er die übrige Reisegesellschaft so gut er konnte, hin und wieder im Dorfe. Wie der Abt zu Abend gegessen hatte, und es schon gegen die Nacht ging, so daß ein Jeder sich zur Ruhe gelegt hatte, fragte Alessandro den Wirth, wo er denn selbst schlafen könne.

„Das weiß ich wahrhaftig nicht (sprach der Wirth). Du siehst, alles ist voll gepfropft, und ich muß selbst mit den Meinigen auf Bänken und Brettern liegen; doch in der Kammer des Abts stehen ein Paar Kornkisten, worauf ich Dir ein Stückchen Bettzeug legen kann, und damit mußt Du Dich, wenn Du willst, für diese Nacht begnügen.“

„Was soll ich in des Abts Kammer machen? (sprach Alessandro), die so klein ist, daß man nicht einmal einen seiner Mönche neben ihm hat betten können? Hätt' ich das bedacht, wie die Vorhänge aufgehangen wurden, so hätten meinetwegen die Mönche auf den Kornkisten liegen mögen und ich hätte mich da gebettet, wo sie übernachten.“

„Die Sache steht aber nun einmal nicht anders (sprach der Wirth), und Du wirst Dich dort so gut befinden, wie anderswo. Der Abt schläft; die Vorhänge sind zugezogen; ich lege Dir sacht ein Matratzchen hin, und Du schläfst wie ein König.“

Wie Alessandro fand, daß die Sache sich einrichten ließ, ohne den Abt zu stören, ließ er es sich gefallen, und

legte sich, so sacht er konnte, zur Ruhe. Der Abt aber, welcher noch nicht eingeschlafen war, sondern sich mit seinen neuen Entwürfen zu schaffen machte, hatte alles gehört, was Alessandro und der Wirth mit einander sprachen, und hatte auch bemerkt, wo sich Alessandro schlafen legte. Er war sehr froh darüber, und dachte: der Himmel hat meine Wünsche begünstigt, und wenn ich mir diese Gelegenheit nicht zu Nutz mache, so kömmt sie vielleicht so bald nicht wieder. Er entschloß sich demnach, sie nicht fahren zu lassen, und wie es ihm schien, daß alles im Hause schon im Schlafe begraben lag, rief er den Alessandro mit leiser Stimme, und befahl ihm, sich neben ihn zu legen, welches dieser auch that, und sich (jedoch nicht ohne lange Weigerung) entkleidete und niederlegte. Der Abt fuhr ihm darauf mit der Hand über die bloße Brust, wie wohl ein liebendes Mädchen seinem Liebhaber zu thun pflegt; worüber Alessandro sich mächtig wunderte, und nicht wußte, ob den Abt nicht irgend eine unerlaubte Lust anwandelte. Entweder, weil der Abt eine solche Besorgniß bei ihm vermuthen mußte, oder Alessandro sie wirklich nicht verhehlen konnte, ward der Abt sie bald gewahr, und lächelte darüber, nahm die Hand des Alessandro, und legte sie auf seine eigene Brust, indem er sagte: „Alessandro, laß Deinen ungegründeten Verdacht fahren, und überführe Dich von einer Sache, die ich vor jedem Anderen geheim halte."

Alessandro fühlte, indem er seine Hand auf die Brust des Abtes legte, ein Paar runde, zarte, feste Hügelchen, die von lebendem Elfenbein gemacht zu sein schienen, und die ihm bald begreiflich machten, daß er neben einem

Frauenzimmer läge, und er war schon im Begriff, sie, ohne eine weitere Aufmunterung zu erwarten, in seine Arme zu schließen und zu küssen, wie sie ihm mit diesen Worten zuvorkam: „Ehe Du Dich mir näherst, höre zuvor, was ich Dir sagen will: Du weißt nunmehro, daß ich ein Frauenzimmer bin, und keine Mannsperson. Ich habe als Jungfrau das Haus meines Vaters verlassen, in der Absicht, mich zu vermählen. Entweder Dein Glück, oder mein Unstern hat es so gefügt, daß ich neulich, wie ich Dich zuerst sahe, mich dergestalt in Dich verlieben mußte, daß nie ein Frauenzimmer stärker geliebt hat; daher ich mir auch vorgenommen, Dich und keinen Andern zum Gemahl zu nehmen. Willst Du mich nun nicht zu Deiner Gemahlin, so entferne Dich alsobald von mir und begib Dich zurück an Deinen Ort."

Alessandro, der zwar nicht wußte, wer sie war, der aber Rücksicht nahm auf ihre Begleiter, und also nicht zweifelte, sie müßte sehr reich und vornehm sein, und der überdieß ihre Schönheit kannte, bedachte sich nicht lange, sondern versicherte, daß er sich höchst glücklich schätzen würde, ihr Gemahl zu sein. Darauf setzte sie sich auf das Bett nieder, vor einem Bilde, worauf ein Crucifix vorgestellt war, gab ihm einen Ring in die Hand, und hieß ihm, mit demselben sich feierlich mit ihr zu verloben, worauf sie Beide den Ueberrest der Nacht in zärtlicher und wonnevoller Umarmung mit einander zubrachten. Nachdem sie für die Zukunft ihre Maßregeln verabredet hatten, stand Alessandro zeitig auf, ging aus der Kammer, ohne daß Jemand gewahr ward, wo er geschlafen hatte, und machte sich mit unbeschreiblichem Vergnügen mit dem Abt und

seinen Begleitern wieder auf den Weg, und nach mancher Tagesreise kamen sie mit einander nach Rom.

Nachdem sie sich daselbst einige Tage aufgehalten hatten, begab sich der Abt nebst den beiden Cavalieren und Alessandro geradesweges zu dem Pabst, welchen der Abt, nachdem er ihm seine Ehrerbietung bezeigt hatte, folgendermaßen anredete:

„Heiliger Vater, Ihr wißt besser, als irgend ein Anderer, daß ein Jeder, welcher glücklich und ehrbar in der Welt zu leben wünscht, eine jede Gelegenheit, so viel als möglich vermeiden muß, die ihn zu andern Wegen verleiten kann. Ich bin deswegen, um immer züchtig und unbescholten leben zu können, in der Kleidung, in welcher ich vor Euch erscheine, und mit einem großen Theil der Schätze meines Vaters, des Königes von England, heimlich entflohen, weil er mich mit dem alten abgelebten Könige von Schottland vermählen wollte, da ich doch, wie Ihr seht, ein junges Mädchen bin; und deswegen machte ich mich auf den Weg, um zu Euch zu kommen, damit Ihr mir einen Gemahl gebet. Mich bewog auch nicht so sehr das Alter des Königs von Schottland zur Flucht, als vielmehr die Besorgniß, es möchte mich die Schwachheit meiner Jugend verleiten, wenn ich mich mit ihm vermählt hätte, etwas zu thun, das den göttlichen Gesetzen zuwider und dem königlichen Blute meines Vaters unanständig wäre. Indem ich mich nun in dieser Absicht auf der Reise befand, hat, wie ich glaube, Gott, der am besten weiß, was einem Jeden nützlich ist, mir nach seiner Barmherzigkeit denjenigen zugeführt, den er mir zum Gemahl bestimmte, nämlich diesen Jüngling (sie zeigte auf Ales-

sandro), der hier neben mir steht, und dessen Tugenden und Sitten des vornehmsten Frauenzimmers würdig sind, wenn gleich seine Geburt keiner königlichen gleichkömmt. Mit ihm habe ich mich demnach vermählt, und ihn und keinen Andern begehre ich zu meinem Gemahl, was auch die Absicht meines Vaters, oder anderer Leute sein mag. Und obwohl jetzt der erste Bewegungsgrund wegfällt, weswegen ich die Reise hierher unternahm, so gefiel es mir doch, meinen Weg bis zu Ende fortzusetzen, theils um die heiligen und ehrwürdigen Oerter, von welchen diese Stadt voll ist, und Eure Heiligkeit selbst, zu besuchen, theils auch, damit ich meine Vermählung mit Alessandro, die bisher nur im Angesicht Gottes geschlossen war, auch vor Euch, und mithin vor der ganzen Welt kund mache. Deswegen bitte ich Euch demüthigst, Euch dasjenige gefällig sein zu lassen, was Gott und mir gefallen hat, und uns Euren Segen zu geben, damit wir durch denselben des Beifalls desjenigen, dessen Statthalter Ihr seid, um desto mehr versichert sein, und zu Gottes und Eurer Ehre mit einander leben, und dereinst sterben mögen."

Alessandro erstaunte, wie er hörte, daß seine Gemahlin eine Prinzessin von England wäre, doch erfüllte es ihn mit heimlicher Freude. Allein weit mehr verwunderten sich die beiden Cavaliere, und wurden so unwillig, daß sie den Alessandro vielleicht übel würden behandelt haben, wenn sie sich an einem andern Orte, als in Gegenwart des Pabstes, befunden hätten.

An der andern Seite wunderte sich der Pabst ebenfalls über die Kleidung der Prinzessin, und über ihre Wahl; weil er aber sah, daß das Geschehene nicht mehr zu

ändern war, entschloß er sich, ihre Bitte zu gewähren; er besänftigte demnach zuerst die Cavaliere, deren Unwillen er bemerkte, und nachdem er sie mit der Prinzessin und Alessandro versöhnt hatte, veranstaltete er Alles, was weiter geschehen sollte, und an einem gewissen, von ihm dazu angesetzten, Tage, an welchem er alle Cardinäle und andere vornehme Herren zu einem großen Feste hatte einladen lassen, stellte er ihnen die Prinzessin im königlichen Schmucke vor, in welchem sie so schön und liebenswürdig erschien, daß sie mit Recht von Jedermann bewundert ward; auch Alessandro war prächtig gekleidet, und zeigte in seinem Anstande und in seinen Sitten nicht den Jüngling der sich mit Wuchern ernährt hatte, sondern vielmehr ein königliches Wesen, so daß ihm die beiden Cavaliere mit Ehrerbietung begegneten; worauf der Pabst die Vermählung feierlich begehen ließ, und nachdem die Hochzeit mit vieler Pracht vollzogen war, dem Brautpaar seinen Segen gab, und sie entließ.

Es gefiel dem Alessandro und seiner Gemahlin, wie sie Rom verließen, nach Florenz zu gehen, woselbst die Fama bereits die Nachricht von ihrer Verbindung verbreitet hatte, und wo sie von den Einwohnern mit großen Ehrenbezeigungen empfangen wurden. Die Prinzessin ließ die drei Brüder wieder auf freien Fuß stellen, nachdem sie ihre Schulden bezahlt, und sie und ihre Gemahlinnen in alle ihre Güter wieder eingesetzt hatte; worauf Alessandro und seine Gemahlin mit Bewilligung der Andern den Agolante mit sich nahmen und Florenz verließen, und bei ihrer Ankunft in Paris von dem Könige von Frankreich ehrenvoll empfangen wurden.

Von dort gingen die beiden Cavaliere voraus nach England, und vermochten den König, die Prinzessin wieder in Gnaden anzunehmen, und sie und ihren Gemahl mit vieler froher Feierlichkeit zu empfangen, welchen Letzteren er bald darauf mit großem Gepränge zum Ritter schlug, und ihm die Grafschaft Cornwall zum Geschenk gab. Er war so glücklich und so geschickt, daß er den König auch mit dem Prinzen wieder aussöhnte, welches dem Lande zum großen Heile gereichte, und ihm die Herzen aller Unterthanen gewann. Agolante bekam auch Alles wieder, was man ihm schuldig war, und kehrte mit großem Reichthum nach Florenz zurück, nachdem ihn der Graf Alessandro vorher zum Ritter geschlagen hatte. Dieser lebte hernach sehr geehrt und glücklich mit seiner Gemahlin, und wie Einige sagen, so eroberte er durch seine Tapferkeit und Klugheit, und mit dem Beistande seines Schwiegervaters, das Königreich Schottland, und ward daselbst zum Könige gekrönt."

Dritte Novelle.

Der Sultan von Babylon schickt seine Tochter als Braut zu dem Könige von Algarbien. Durch mancherlei Zufälle geht sie in einer Zeit von vier Jahren durch die Hände von neun Männern in verschiedenen Ländern. Endlich bekommt sie der Vater wieder, und sie geht als Jungfrau zu dem Könige von Algarbien, zu welchem sie zuerst als Braut reisete.

Es ist nun schon eine lange Zeit her, wie einmal in Babylon ein Sultan herrschte, Namens Beminadas, welchem zu seiner Zeit manches Ding nach Wunsch gelang. Dieser hatte eine Menge Söhne und Töchter, und unter andern auch eine Tochter, Namens Alathiel, die nach dem Zeugniß aller, die sie gesehen hatten, in ihren Tagen das schönste Frauenzimmer in der Welt war; und weil in einer großen Schlacht, die er einst an einem großen Heer Araber gethan hatte, welches ihm über den Hals gekommen war, der König von Al-Garve ihm sehr beistand, so hatte er sie diesem auf seine besondere Bitte zur Gemahlin versprochen, und er ließ sie demnach mit einem stattlichen Gefolge von Weibern und Männern, und mit vielem reichen und köstlichen Geräthe versehen, ein wohlausgerüstetes und wohlbewaffnetes Schiff besteigen, und empfahl sie Gott, indem er sie zu ihrem Gemahl hinsandte. Mit dem ersten günstigen Winde zogen die Schiffsleute die Segel auf, und gingen aus dem Hafen von Alessandria in See, fuhren auch einige Tage mit gutem Wetter, und waren Sardinien schon vorbei gesegelt, so daß sie glaubten, dem Ziele ihrer Reise bald sehr nahe zu kommen, als

plötzlich an einem Tage verschiedene Windsbräute aufsprangen, welche mit solchem unglaublichem Ungestüm das Schiff hin und her warfen, daß die Dame, und selbst die Seeleute, mehr als einmal fürchteten, zu Grunde zu gehen. Sie arbeiteten jedoch, als gute Seefahrer, mit Kunst und Kraft zwei Tage lang den wüthenden Wogen entgegen, und wie seit dem Anfange des Sturmes schon die dritte Nacht anbrach, und das Ungewitter noch nicht nachließ, sondern vielmehr immer heftiger ward, und sie weder wußten, noch durch Beobachtungen oder Rechnung ausfindig machen konnten, wo sie waren, weil die Wolken und die Nacht den Himmel in tiefe Finsterniß begruben, stieß plötzlich ihr Schiff auf den Grund, indem sie kaum Mallorca konnten erreicht haben. Da sie nun kein Mittel sahen, das Schiff zu retten, und ein Jeder nur suchte, sein eigenes Leben davon zu bringen, setzten sie das Boot aus; die Schiffer, welche sich diesem lieber, als dem lecken Schiffe anvertrauen wollten, sprangen zuerst hinein, und ihnen folgten in der größesten Eile die übrigen Schiffsleute einer nach dem andern, bis auf den letzten Mann, obwohl die ersten, die sich eingeschifft hatten, sie mit den Säbeln und Messern abzuhalten suchten, und eilten solchergestalt dem Tode in den Rachen, indem sie ihm zu entgehen suchten; denn weil das Boot bei so schwerem Wetter nicht so viele Menschen tragen konnte, so schlug es um, und alle ertranken. Das Schiff, welches sehr leck, und fast schon halb voll Wasser war, und auf welchem sich keine Seele mehr befand, außer der Prinzessin und ihren Weibern, die von dem Ungestüm des Meeres und von der Furcht betäubt, wie leblos umher lagen, ward von den Wellen emporgehoben, und lief an

einem Ufer der Insel Mallorca mit solcher Gewalt auf den Strand, daß es einen Steinwurf vom Lande ganz fest in dem Sande stecken blieb, und so blieb es auch, von Wind und Wellen bekämpft, die ganze Nacht hindurch unbeweglich stehen. Wie der Tag anbrach und der Sturm sich ein wenig legte, richtete die Dame, die fast halb todt war, ihr Haupt auf, und fing an, mit schwacher Stimme, bald diesen, bald jenen von ihren Leuten zu rufen; allein sie rief umsonst, denn die Gerufenen waren leider zu weit entfernt. Wie ihr nun Niemand antwortete, und Niemand kam, richtete sie sich auf, so gut sie konnte, und sah ihre eigenen und die übrigen Frauenzimmer, die mit ihr gekommen waren, auf dem Verdeck liegen; und wie sie nach langem Rufen erst diese, dann eine andere bewegte, fand sie nur wenige, in denen noch einiges Leben war, denn die meisten waren vor Seekrankheit und vor Angst gestorben, worüber sich die Prinzessin noch mehr entsetzte. Weil sie sich aber von den Uebrigen verlassen befand, und nicht wußte, wo sie war, so zwang sie die Noth, diejenigen, in welchen noch einiges Leben zu sein schien, so lange zu rütteln, bis sie sie auf die Beine brachte. Da ihr nun diese auch nicht zu sagen wußten, wohin die Mannschaft gekommen war, und da sie fand, daß das Schiff ganz voll Wasser auf dem Strande saß, so fing sie an, mit ihren Weibern bitterlich zu weinen. Schon kam die neunte Stunde heran, und noch hatte sich weder nahe am Ufer, noch in der Ferne ein Mensch sehen lassen, von welchem sie sich Mitleid oder Hülfe versprechen konnten. Endlich kam um die neunte Stunde ein Edelmann, Namens Pericon da Visalgo, mit verschiedenen seiner Diener zu Pferde, auf seinem Wege

nach Hause, vorbei, welcher das Schiff gewahr ward, und gleich errieth, wie es um dasselbe stände; daher er unverzüglich einem seiner Diener befahl, wo möglich an Bord zu gehen, und ihm Nachricht zu bringen, wer sich auf dem Schiffe befände. Dem Diener gelang es mit Mühe, hinauf zu kommen, und er fand die Schöne mit ihren wenigen Gefährtinnen, die sich unter dem Verdeck verborgen hatten. Wie sie ihn sahen, fingen sie an zu weinen, und ihn um Barmherzigkeit zu bitten, und wie sie fanden, daß er ihre Worte nicht verstand, versuchten sie, durch Geberden ihm ihre Noth zu klagen. Der Diener bestrebte sich, nachdem er alles in Augenschein genommen, seinem Herrn genaue Nachricht zu geben, wie er alles auf dem Schiffe vorgefunden hatte; und wie dieser die Frauenzimmer und die besten Sachen, zu welchen man gelangen konnte, vom Bord hatte holen lassen, begab er sich mit ihnen nach einem seiner Schlösser, wo er ihnen Speise und Erquickung reichen ließ, und an dem köstlichen Geräthe, so wie an der Ehrerbietung, welche die übrigen Frauenzimmer der Alathiel bewiesen, bald bemerkte, daß sie eine vornehme Person sein müßte. So blaß und abgemattet sie auch damals war, von dem Ungemach, das sie auf der See ausgestanden hatte, so fand Pericone dennoch ihre Gestalt außerordentlich schön, und ward in seinen Gedanken schon mit sich einig, sie zur Gemahlin zu nehmen, wenn sie noch unverheirathet wäre, oder wenn das nicht anginge, sie zu seiner Geliebten zu machen. Dieser Pericone war ein Mann von wildem Ansehen und starkem Gliederbau; wie er nun die Dame eine Zeit lang auf's Beste hatte bedienen lassen, und sie, nachdem ihre Kräfte völlig wieder hergestellt waren, über alle Be=

griffe schön fand, war es ihm sehr empfindlich, daß er sie weder verstehen, noch sich ihr verständlich machen, und folglich nicht erfahren konnte, wer sie war. Weil er sich aber nichts desto weniger von ihrer Schönheit ganz hingerissen fühlte, so gab er sich alle Mühe, sie durch ein gefälliges und liebkosendes Betragen zu bewegen, sich ihm ohne Widerstand zu ergeben; allein es war alles umsonst, und sie versagte ihm durchaus jede Vertraulichkeit, wodurch indessen seine Begierden nur noch mehr erregt wurden. Wie sie dieses bemerkte, und nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen aus manchen Gebräuchen, die sie beobachtet hatte, schloß, daß sie sich unter Christen befände, in einem Lande, wo es ihr nichts helfen würde, wenn sie auch Mittel fände, sich Jemand zu entdecken, und wie sie glaubte, daß sie am Ende, es sei aus Zwang oder aus Liebe, dahin würde gebracht werden, den Wünschen des Pericone nachzugeben, so faßte sie den heldenmüthigen Entschluß, ihrem harten Schicksal muthig die Stirne zu bieten. Sie empfahl demnach ihren Weibern, deren ihr nur noch drei übrig geblieben waren, keinem Menschen zu offenbaren, wer sie wären, wenn sie nicht etwa an einen Ort kommen sollten, wo sie sich ganz gewiß Hülfe versprechen könnten, um ihre Befreiung zu bewirken. Zugleich empfahl sie ihnen auf's Angelegentlichste, ihre Keuschheit zu bewahren, und versicherte, daß sie selbst sich gewiß keinem Menschen, außer ihrem rechtmäßigen Gemahl, überlassen würde. Die guten Weiber lobten ihren Entschluß, und versprachen, ihren Befehlen zu folgen, so gut sie könnten.

Pericone, dessen Leidenschaft immer stärker ward, und zwar um desto mehr, da er den Gegenstand derselben

täglich vor Augen hatte, und ihn immer widerspenstiger fand, entschloß sich, weil er sah, daß er durch Bitten nichts ausrichten konnte, List und Kunst zu versuchen, und wenn auch diese nicht helfen wollten, am Ende Gewalt zu gebrauchen. Wie er nun einst die Bemerkung machte, daß die Dame den Wein liebte, dessen sie nicht gewohnt war, weil ihre Religion den Gebrauch desselben untersagte, so nahm er sich vor, sie durch diesen Diener der Venus zu fangen. Er stellte sich demnach, als ob er nicht mehr nach demjenigen trachtete, was sie ihm so hartnäckig verweigerte, und veranstaltete an einem Abend ein herrliches Gastmahl, bei welchem auch die Dame erschien, und wie es dabei auf mancherlei Art sehr fröhlich herging, befahl er dem Schenken, welcher sie bediente, ihr verschiedene Weine durch einander zu trinken zu geben, welches dieser auch sehr geschickt ausrichtete, und weil sie nichts davon argwöhnte, so nahm sie, durch den Wohlgeschmack angelockt, mehr davon zu sich, als ihrer Sittsamkeit zuträglich war. Sie vergaß darüber alle ihre Trübsale, und wie sie einige Weiber nach mallorcanischer Weise tanzen sah, fing sie auch an, auf alexandrinisch zu tanzen. Wie Pericone dies sah, glaubte er dem Ziele seiner Wünsche näher zu sein; daher er die Abendmahlzeit bis tief in die Nacht verlängerte. Nach aufgehobener Tafel führte er sie in seine Kammer. In dem Rausche ihrer Sinne mochte sie ihn für ihr Kammermädchen halten, so daß sie sich ohne Widerstreben von ihm zu Bette begleiten ließ. Wie sie bald darauf ihren Irrthum erkannte, war es zu spät; ja einige lose Spötter haben sogar behaupten wollen, sie habe es heimlich bereuet, daß sie sich ihm so lange widersetzt hatte; wenigstens

ließ sie sich in der Folge von ihm nicht mehr unerbittlich finden.

Allein das Schicksal war noch nicht damit zufrieden, daß es sie aus einer königlichen Braut zum Kebsweibe eines Landjunkers gemacht hatte, sondern indem sie und Pericone sich ihrem Vergnügen überließen, bereitete es ihr auf eine grausame Weise ein anderes Liebesabenteuer. Pericone hatte nämlich einen Bruder von fünfundzwanzig Jahren, schön und blühend wie eine Rose, Namens Marato, welcher, wie er sie sah, sich nicht nur sterblich in sie verliebte, sondern auch aus ihrem Betragen schloß, daß er ihr nicht gleichgiltig wäre, und daß seinen Wünschen nichts im Wege stände als die Eifersucht, womit Pericone sie bewachte. Er faßte daher einen grausamen Entschluß, der auch augenblicklich zur That reifte. Es befand sich eben zufälliger Weise ein Schiff im Hafen, welches mit Waaren nach Chiarenza in Romanien befrachtet war und zwei jungen Genuesern gehörte, und schon hatten sie die Segel gespannt, um sich des ersten guten Windes zur Abfahrt zu bedienen. Mit diesen Genuesern nahm Marato Abrede, daß sie in der folgenden Nacht ihn und die Dame an Bord nehmen sollten, und wie es Abend ward, ging er mit einigen seiner vertrautesten Kameraden, die er zu seinem Vorhaben angeworben hatte, nach der Wohnung seines Bruders, wo er sich allein in das Haus schlich und sich daselbst versteckte. Wie es schon tief in der Nacht war, ließ er seine Gefährten in das Haus, überfiel seinen Bruder in der Kammer, wo er sich mit Alathiel befand und erschlug ihn im Schlafe. Alathiel erwachte und rang die Hände; allein man drohete ihr den Tod, wenn

sie das geringste Geräusch machte; man bemächtigte sich ihrer und der besten Sachen, die Pericone besessen hatte, und eilte unbemerkt nach dem Ufer, wo Marato sich mit der Dame einschiffte und seine Kameraden entließ. Alathiel bejammerte jetzt bitterlich, sowohl ihr erstes Unglück, als dieses zweite; doch Marato fand solche Mittel, sie zu trösten, daß sie sich bald bei ihm zufrieden gab, und den Pericone vergaß. Aber kaum fing sie an, sich wieder behaglich zu fühlen, wie das Schicksal ihr auch schon wieder neuen Kummer bereitete, als wäre es an dem vergangenen nicht schon genug gewesen. Sie war, wie wir schon oft gesagt haben, außerordentlich schön von Gestalt, und eben so einnehmend in ihrem Betragen; daher die beiden jungen Schiffsherren sich dergestalt in sie verliebten, daß sie auf nichts Anderes dachten, als wie sie ihr aufwarten, und sich ihr gefällig machen wollten; wobei sie sich jedoch sehr in Acht nahmen, daß Marato ihre Absicht nicht merkte. Wie der eine Bruder die Leidenschaft des andern entdeckte, berathschlagten sie sich Beide darüber heimlich, und nahmen Abrede, daß sie den Gegenstand ihrer Liebe gemeinschaftlich besitzen wollten; als wenn die Liebe ein Gut wäre, das wie Kaufmannswaare, oder gewonnenes Geld, sich theilen ließe. Da sie fanden, daß Marato die Dame sorgfältig bewachte, und dadurch ihre Anschläge vereitelte, und es sich fügte, indem sie einst mit einem frischen Winde sehr schnell segelten, daß Marato hinten über dem Spiegel des Schiffes stand, und in die Wellen hinabschauete, nahmen sie die Gelegenheit wahr, ergriffen ihn beide von hinten und stürzten ihn in's Meer; und sie waren schon über eine Meile fortgesegelt, ehe jemand gewahr ward, daß er ertrunken war.

Wie dieses Alathiel hörte, und fand, daß keine Hoffnung war, ihn zu retten, fing sie von neuem an, sich zu bejammern. Die beiden Brüder eilten sogleich herbei, und gaben sich alle Mühe, sie, die nicht so sehr den Verlust des Marato, als ihr eigenes Unglück beweinte, mit süßen Worten und mit großen Verheißungen (wovon sie jedoch wenig verstand), zu trösten. Nach vielem wiederholten Zureden glaubten sie auch, daß es ihnen einigermaßen gelungen wäre, sie zu beruhigen, und fingen an, unter einander auszumachen, wer die geliebte Beute zuerst besitzen sollte. Sie konnten darüber nicht einig werden, sondern geriethen zuerst mit ernsthaften, dann mit harten Worten aneinander, bis endlich der Zank sie dermaßen aufbrachte, daß sie Beide zu den Messern griffen, und einander wüthend zu Leibe gingen. Niemand im ganzen Schiffe war im Stande, sie zu besänftigen, sondern sie zerfetzten einander mit Schnitten und Stichen, bis der eine todt niedersank und der andere mit gefährlichen Wunden bedeckt war. Alathiel nahm dieses sehr zu Herzen, zumal da sie sich nun ganz allein, ohne Rath und Beistand befand, und sie war sehr in Aengsten, daß die Eltern und Verwandten der beiden Brüder ihren Zorn an ihr auslassen würden. Weil sie jedoch bald in Chiarenza ankamen, und der Verwundete sich ihrer annahm, so entging sie dieser Todesgefahr. Sie ging mit diesem ans Land, und wohnte mit ihm in einer Herberge, und bald verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit in der ganzen Stadt, und gelangte zu den Ohren des Fürsten von Morea, welcher damals in Chiarenza war. Er ward neugierig, sie zu sehen, und weil sie ihm noch reizender schien, als das Gerücht sie geschildert hatte, ward

er so sehr in sie verliebt, daß er an nichts Anders denken konnte. Da er nun vernommen hatte, auf welche Art sie dahin gekommen war, so zweifelte er nicht, daß er sie leicht in seine Hände bekommen würde; auch säumten die Verwandten des Verwundeten nicht, sie ihm zu überliefern, sobald sie merkten, daß er mit dieser Absicht umginge; welches dem Fürsten sehr lieb war und der Dame nicht weniger, indem sie glaubte, dadurch einer großen Gefahr entgangen zu sein. Wie der Fürst bemerkte, daß ihre Schönheit noch durch einen königlichen Anstand erhöhet ward, hielt er sie (da er keine Nachricht wegen ihrer Abkunft erhalten konnte) wenigstens für eine sehr adelige Dame; daher er sie um desto höher schätzte, und sie nicht wie eine Beischläferin, sondern wie seine leibliche Gemahlin in Ehren hielt. Weil demnach Alathiel, indem sie sich ihres vorigen Ungemachs erinnerte, und dagegen ihren jetzigen behaglichen Zustand erwog, sehr froh und zufrieden lebte, so ward auch ihre Schönheit so blühend, daß man in ganz Romanien nicht aufhörte, davon zu reden.

Dadurch ward der Herzog von Athen, ein junger, schöner, rüstiger Herr, und ein Freund und Verwandter des Fürsten, so neugierig gemacht, daß er unter dem Vorwande eines Besuches, den er bisweilen bei ihm abzustatten pflegte, mit einem auserlesenen und ansehnlichen Hofstaat nach Chiarenza kam, wo er mit Freuden und vielen Ehrenbezeigungen aufgenommen ward. Wie nach einiger Zeit einmal von der Schönheit der Alathiel die Rede war, fragte der Herzog den Fürsten, ob sie denn wirklich so wunderschön wäre, wie man behauptete?

„Noch weit schöner (sprach der Fürst); allein Du sollst

mir das nicht auf mein Wort glauben, sondern es mit Deinen Augen sehen."

Der Herzog ließ demnach dem Fürsten keine Ruhe, bis er ihn zu der Schönen führte, welche von ihrem Besuche vorher war benachrichtigt worden, und sie mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit empfing. Sie mußte sich zwischen die beiden Fürsten setzen, welche sich aber mit ihr nicht viel unterreden konnten, weil Alathiel wenig von ihrer Sprache verstand; vielmehr betrachteteten die Beiden sie blos wie ein bewundernswürdiges Wesen; besonders der Herzog, welcher sie kaum für ein sterbliches Geschöpf halten konnte. Indem er sie betrachtete, ward er des lieblichen Giftes nicht gewahr, das er durch seine Augen einsog, und indem er glaubte, sie blos mit Wohlgefallen anzuschauen, verwickelte er sich in den Schlingen der inbrünstigsten Liebe.

Wie er mit dem Fürsten sich von ihr entfernte, und völlige Muße hatte, seinen Gedanken nachzuhängen, hielt er den Fürsten für den glücklichsten Mann in der Welt, daß ihm ein so wunderschönes Geschöpf zu Gebote stände, und wie nach einem langen Kampfe seine Liebe den Sieg über seine Rechtschaffenheit behielt, so beschloß er, es möchte kosten was es wollte, den Fürsten dieses Kleinods zu berauben und es zu seinem eigenen Genusse zu verwenden. Und weil ihm sein Trieb zu eilen gebot, so setzte er alle Vernunft und Rechtlichkeit beiseite, und dachte nur auf lauter Verrath und Bosheit. Nach dem verruchten Plan, den er mit einem vertrauten Kammerdiener des Fürsten verabredet hatte, der sich Ciuriaci nannte, ließ er an einem Tage heimlich alle seine Pferde und sein Gepäck in Bereitschaft zur Abreise halten, und in der folgenden Nacht

ward er, nebst einem seiner Leute, bewaffnet von dem besagten Ciuriaci durch einen geheimen Gang in das Gemach des Fürsten eingelassen. Alathiel schlief, und der Fürst stand im bloßen Hemde an einem Fenster, um sich von der großen Hitze durch den sanften Seewind abkühlen zu lassen. Der Herzog schlich also nebst seinem Mithelfer, dem er seinen ganzen Plan mitgetheilt hatte, leise bis an das Fenster, gab dem Fürsten einen Stich in die Seite, der ihm das Herz durchbohrte und stürzte ihn den Augenblick aus dem Fenster. Der Palast lag am Meer, und war sehr hoch, und unter dem Fenster, an welchem der Fürst stand, waren einige verfallene Hütten, welche das Meer zerstört hatte, und wohin selten, oder niemals Menschen kamen; daher auch (wie der Herzog vorhergesehen hatte) niemand es gewahr ward, wie man den Fürsten hinabstürzte. Wie dieß geschehen war, zog der Begleiter des Herzogs plötzlich eine Schnur aus der Tasche, die er dem treulosen Ciuriaci um den Hals warf, und ihn mit Hilfe des Herzogs so geschickt erdrosselte, daß er keinen Laut mehr von sich geben konnte, worauf sie ihn aus demselben Fenster hinaus warfen.

Wie dies geschehen war, und sie ganz gewiß waren, daß weder die schlafende Dame, noch jemand anders sie bemerkt hatte, trat der Herzog an das Bett und weidete seine Blicke an der schlafenden Schönen, die, wenn sie ihm bekleidet gefallen hatte, jetzt unbekleidet seine Sinne noch unendlich mehr bezauberte. Er scheuete sich nicht, mit Händen, die noch von dem Blute des Fürsten rauchten, sich ihr zu nähern, und seinen Platz neben derjenigen einzunehmen, die halb schlafend, in der Meinung, daß es der Fürst sei, ihm

ihre Umarmung nicht versagte. Doch verweilte er nicht lange, sondern stand auf, und etliche der Seinen mußten sich ihrer auf solche Art bemächtigen, daß sie kein Geräusch machen konnte, worauf er sie durch eben den geheimen Gang, auf welchem er hereingekommen war, entführen und auf ein Pferd setzen ließ, und sich mit allen Seinigen in möglichster Stille auf den Weg nach Athen begab. Weil er aber eine Gemahlin hatte, so getrauete er sich nicht, sie in die Stadt zu bringen, sondern führte die bekümmerte Schöne nach einem Lustschlosse am Ufer des Meeres, wo er sie heimlich unterhielt, und sie mit allem Nöthigen standesmäßig bedienen ließ.

Am folgenden Tage warteten die Hofleute des Fürsten bis Mittag, daß er aufstehen sollte. Wie er aber gar nichts von sich hören ließ, öffneten sie die Thüre seines Gemachs, die nur angelehnt war, und wie sie auch hier Niemand fanden, glaubten sie, er wäre vielleicht auf einige Tage nach einem andern Orte gegangen, um sich daselbst mit seiner Dame zu belustigen, und machten sich seinetwegen keine Sorgen. Unterdessen begab es sich am folgenden Tage, daß ein Wahnsinniger zwischen den Trümmern herumirrte, wo die Leichen des Fürsten und des Ciuriaci lagen und daß er den Leichnam des Letzteren bei der Halfter herausschleppte, und damit herum lief. Dieses ward von Vielen mit Erstaunen gesehen und sie bewegten den Verrückten durch gute Worte, sie dahin zu führen, wo er den Leichnam gefunden hatte. Hier fanden sie zu ihrem Schmerz und Entsetzen auch die Leiche des Fürsten und bestatteten sie mit traurigem Gepränge zur Erde. Wie man nun nach den Thätern forschte, welche diesen grausamen Mord be-

gangen hatten, und wie der Herzog von Athen nirgends zu finden war, sondern sich verstohlener Weise davon gemacht hatte, so zweifelten sie nicht (wie es sich auch wirklich verhielt), daß er den Mord verübt und die Dame entführt hätte. Sie erwählten demnach den Bruder des Fürsten zu seinem Nachfolger, und trieben ihn an, den Tod seines Bruders zu rächen. Wie dieser sich nun aus manchen andern Umständen überzeugte, daß die Sache sich wirklich so verhielt, wie man glaubte, berief er alle seine Freunde, Verwandten und Vasallen zusammen, brachte in Kurzem ein ansehnliches Heer auf die Beine, und rüstete sich zum Kriege gegen den Herzog. Sobald dieser Nachricht davon bekam, bot er gleichfalls alle seine Kräfte auf, um Anstalt zur Gegenwehr zu machen; auch kamen ihm viele Herren zu Hülfe, und unter andern sandte ihm der griechische Kaiser seinen Sohn Constantius und seinen Neffen Emanuel mit einem schönen und zahlreichen Heere, und der Herzog empfing sie mit großen Ehrenbezeigungen, und die Herzogin noch mehr, weil sie ihre Schwester und Nichte war. Wie die Sachen von Tage zu Tage ein kriegerischeres Ansehen gewannen, nahm die Herzogin einst die Gelegenheit wahr, ihren Bruder und Vetter zu sich in ihr Zimmer zu berufen, und erzählte ihnen mit vielen Thränen umständlich die ganze Geschichte, wodurch dieser Krieg veranlaßt würde; beklagte sich über den Verdruß, den ihr der Herzog angethan hätte, daß er heimlich ein Frauenzimmer unterhielte; und indem sie sich darüber aufs höchste beschwerte, bat sie die beiden Prinzen, die Ehre des Herzogs und ihre Ruhe durch solche Mittel wieder herzustellen, welche sie für die wirksamsten hielten. Die jungen Herren wußten selbst, wie die Sache

sich verhielt; ohne demnach die Herzogin mit vielen Fragen zu behelligen, trösteten sie sie, so gut sie konnten, machten ihr die beste Hoffnung, und entfernten sich, nachdem sie von ihr erfahren hatten, wo sich die Dame aufhielte. Da sie nun schon oft von der Schönheit derselben gehört hatten, so waren sie neugierig, sie zu sehen, und baten den Herzog, sie ihnen zu zeigen. Dieser schien zu vergessen, wie es dem Fürsten gegangen war, der sie ihn hatte sehen lassen, und versprach ihnen, ihr Begehren zu erfüllen. Er ließ deswegen in einem herrlichen Landhause, welches die Dame bewohnte, eine köstliche Mahlzeit anrichten, und führte die beiden Prinzen nebst einigen wenigen andern Herren am folgenden Tage dahin zum Essen. Wie Constantius neben Alathiel saß, fing er an, sie voll Verwunderung zu betrachten, und gestand sich, daß er nie etwas so Schönes in seinem Leben gesehen hätte, und daß man den Herzog oder irgend einen Andern entschuldigen müßte, wenn er, um ein so schönes Geschöpf zu besitzen, sich des Verraths oder einer andern unziemlichen That schuldig gemacht hätte; und wie er fortfuhr, sie einmal über das andere zu betrachten, und jedesmal neue Reize an ihr zu entdecken, so ging es ihm am Ende nicht besser, als es dem Herzoge gegangen war.

Wie er sie demnach mit verliebtem Herzen verließ, verschwanden bei ihm von Stund' an alle Gedanken an den Krieg, und er dachte an nichts, als wie er sie dem Herzog rauben könnte; doch wußte er seine Liebe vor Jedermann meisterhaft zu verhehlen. Indem er in diesem Feuer glühte, kam die Zeit, daß man dem Fürsten entgegenrücken mußte, welcher sich schon den Grenzen des Herzogs nahete. Der

Herzog und Constantius und alle Uebrigen brachen demnach von Athen auf, um diejenige Stellung an der Grenze zu nehmen, wodurch man dem Fürsten das Eindringen verwehren konnte; da sie nun in dieser Stellung einige Zeit blieben, und die Sinne des Constantius beständig auf die Dame gerichtet waren, und da dieser glaubte, jetzt, während der Abwesenheit des Herzogs am leichtesten zu seinem Zwecke gelangen zu können: so stellte er sich, um eine Gelegenheit zu haben, nach Athen zu kommen, sehr krank; und nachdem ihm der Herzog Urlaub gegeben hatte, übergab er den Befehl über seine Leute dem Prinzen Emanuel, und ging nach Athen zu seiner Schwester. Nach einiger Zeit lenkte er das Gespräch auf den Verdruß, den sie über des Herzogs Vertraulichkeit mit dem fremden Frauenzimmer geäußert hätte, und sagte, wenn sie es zufrieden wäre, so wollte er dem Dinge bald abhelfen, und das Frauenzimmer entführen lassen. Die Herzogin, welche sich einbildete, daß er dieses aus Liebe zu ihr, und nicht zu der Dame thäte, bezeigte sich sehr zufrieden damit; doch empfahl sie ihm, sich so zu benehmen, daß der Herzog nie erführe, daß sie darin eingewilligt hätte. Dieses sagte ihr Constantius heilig zu, und die Herzogin erlaubte ihm demnach sein Vorhaben nach seinem Gutbefinden auszuführen. Constantius ließ also in der Stille ein kleines bewaffnetes Fahrzeug zurüsten, und ließ es an einem Abend nahe bei dem Lustschlusse, welches Alathiel bewohnte, vor Anker legen. Nachdem er der Mannschaft auf dem Schiffe die nöthigen Verhaltungsbefehle gegeben hatte, ging er mit einigen Andern nach dem Palaste der Dame und ward von ihren Dienern und von der Dame selbst freundlich em-

pfangen. Sie ging mit ihm auf seine Bitte, in Begleitung ihrer und seiner Leute in den Garten, und unter dem Vorwande, daß er ihr etwas im Namen des Herzogs zu sagen hätte, ging er allein mit ihr durch ein Pförtchen hinaus an das Ufer der See, wo er den Seinigen auf dem Schiffe ein Zeichen gab, worauf sie sich plötzlich der Dame bemächtigten, und sie an Bord brachten. Er selbst rief ihren Leuten im Garten zu: „Keiner rühre sich, oder mache Lärm, wenn er nicht sterben will; denn ich bin nicht Willens, dem Herzog ein Weib zu rauben, sondern nur den Schimpf abzuwenden, den er meiner Schwester anthut."

Niemand wagte es, ihn anzutasten; Constantius schiffte sich also mit den Seinigen ruhig ein, setzte sich neben die weinende Schöne, und befahl, die Ruder zu lösen, und davon zu fahren. Sie schienen mehr durch die Wellen zu fliegen, als zu rudern, und kamen schon am folgenden Morgen, fast bei Tages Anbruch, nach Egina. Hier stiegen sie an's Land, und Constantius ruhte aus in den Armen der Dame, welcher nichts anders übrig blieb, als ihre unglückselige Schönheit zu beseufzen, und sich in Geduld zu schicken. Darauf schifften sie sich wieder ein, und steuerten nach Chios, wo sie in wenigen Tagen ankamen, und wo Constantius, als an einem sicheren Orte, zu bleiben beschloß, theils um den Vorwürfen seines Vaters auszuweichen, theils, um nicht Gefahr zu laufen, daß man ihm seine Geliebte rauben möchte, welche hier noch manchen Tag ihr Unglück beweinte, endlich aber sich von Constantius trösten, und sich dasjenige gefallen ließ, was ihr das Schicksal beschieden hatte. Indem nun Alles solchergestalt wieder in seinem Geleise ging, kam von ungefähr

Usbek, der Sultan der Türken, welcher in beständiger Fehde mit dem griechischen Kaiser lebte, nach Smyrna, und hörte, daß Constantius ganz unbesorgt auf Chios lebte, und sich daselbst mit einem geraubten Mädchen gütlich thäte. Er rüstete demnach einige leichte Fahrzeuge aus, womit er in der Nacht nach Chios kam, wo er in der Stille mit seiner Mannschaft landete, manchen aus seinem Bette holte, ehe er gewahr ward, daß Feinde im Lande waren; und endlich einige, die zu den Waffen griffen, niedermachte; hernach überall raubte und plünderte, sengte und brennte, und mit der Beute und den Gefangenen wieder an Bord und nach Smyrna ging. Hier fand Usbek, der noch ein junger Mann war, unter den Gefangenen die schöne Alathiel, und wie er erfuhr, daß sie dieselbe wäre, welche Constantius bei sich gehabt, und welche man ihm im Schlafe von der Seite gerissen hätte, so säumte er nicht, sie zu seiner Gemahlin zu machen, und lebte einige Monate ruhig und vergnügt mit ihr in Smyrna.

Der griechische Kaiser hatte inzwischen, schon ehe dieses vorgefallen war, mit Bassano, dem Könige von Cappadocien, Unterhandlungen gepflogen, daß dieser dem Usbek von einer Seite mit seiner Macht in's Land fallen sollte, indeß er selbst ihn von der andern Seite angriffe; sie waren aber nicht völlig darüber einig geworden, weil der Kaiser in einige Forderungen des Bassano, die ihm zu hart schienen, nicht hatte einwilligen wollen. Wie er aber hörte, was seinem Sohne geschehen war, und sich sehr darüber grämte, willigte er ohne weitere Umstände in die Forderungen des Cappadociers, und trieb ihn an, so bald als möglich dem Usbek in sein Gebiet zu fallen, indem er sich von der

andern Seite anschickte, dasselbige zu thun. Wie Usbek dieses hörte, zog er geschwind sein Heer zusammen, und eilte, damit ihn seine beiden mächtigen Nachbarn nicht zwischen zwei Feuer bringen möchten, dem Könige von Cappadocien entgegen; indeß er seine schöne Geliebte in Smyrna unter der Aufsicht eines treuen Dieners zurückließ. Wie die Heere bald darauf einander begegneten, kam es zu einem Treffen, in welchem Usbek erschlagen, und sein Heer gänzlich überwunden und zerstreut ward. Dem siegreichen Bassano stand demnach der Weg nach Smyrna offen, und Jedermann unterwarf sich ihm, wie er als Ueberwinder im Anzuge war. Usbeks Diener, der sich Antiochus nannte, welchem die schöne Alathiel anvertrauet war, vergaß unterdessen über ihrer Schönheit, obwohl er schon betagt war, die Treue gegen seinen Herrn, und verliebte sich in sie; und da er ihrer Sprache kundig war, und sich ihr dadurch um desto angenehmer machte, weil sie nun schon Jahre lang fast wie eine Taubstumme unter den Leuten gelebt hatte, indem sie keinen Menschen verstand und von keinem verstanden ward, so trieb ihn die Liebe in wenigen Tagen, sich nach und nach solche Freiheiten bei ihr zu nehmen, daß ihre Vertraulichkeit, ohne sich daran zu kehren, daß ihr Herr und Gebieter unter den Waffen und im Kriege begriffen war, zur größesten Höhe stieg. Sobald sie aber vernahmen, daß Usbek überwunden und erschlagen war, und daß Bassano überall den Meister spielte, hielten sie Beide es für rathsam, seine Ankunft nicht abzuwarten, sondern sie packten den besten Theil von Usbeks Vermögen zusammen, und flüchteten damit heimlich nach Rhodos. Wie sie hier noch nicht lange gewesen waren, so verfiel

Antiochus in eine tödtliche Krankheit, und da zufälliger Weise ein gewisser Kaufmann aus Cypern bei ihm einkehrte, für welchen er außerordentliche Liebe und Freundschaft hatte, und er das Ende seines Lebens spürte, so entschloß er sich, seine Geliebte und seine Schätze seinem Freunde anzuvertrauen. Er rief demnach Beide kurz vor seinem Tode zu sich, und sagte: „Ich sehe, daß ich unvermeidlich sterben muß, und es geht mir nahe, weil mir noch nie das Leben so lieb war, wie jetzt. Eins ist mir inzwischen ein Trost in meinem Tode, daß ich nämlich in den Armen der beiden Personen sterbe, die mir die liebsten sind; in den Deinigen, mein bester Freund, und in den Armen dieses theuren Geschöpfes, welches ich mehr, als mich selbst geliebt habe, seitdem wir uns kennen. Es ist wahr, sie dauert mich, da sie hier eine Fremde ist, und nach meinem Tode ohne Rath und ohne Hilfe bleibt; aber sie würde mich noch mehr dauern, wenn ich Dich nicht hier hätte, von dem ich überzeugt bin, Du werdest um meinetwillen Dich ihrer annehmen, als wenn ich es selbst wäre; und deßwegen bitte ich Dich inständig, laß Dir, wenn ich sterbe, ihre Person und meine Angelegenheiten empfohlen sein, und schalte mit beiden so, wie Du glaubst, daß Du meine Seele dadurch erfreuen könnest. Und Dich, meine Geliebte, bitte ich, daß Du mich nach meinem Tode nicht vergessest, damit ich mich dort noch rühmen könne, daß mich hier das schönste Weib liebe, welches die Natur hervorgebracht hat.“

Der kaufmännische Freund und die Geliebte zerflossen während dieser Rede in Thränen, und trösteten ihn, wie er schwieg, mit der Versicherung, daß sie Alles treulich erfüllen wollten, was er ihnen im Fall seines Absterbens empfohlen

hätte; und es dauerte nicht lange, so schied er aus diesem Leben, und sie ließen ihn anständig begraben. Einige Tage darnach, wie der cyprische Kaufmann seine Geschäfte in Rhodos abgethan hatte, und mit einer catalonischen Jacht wieder nach Cypern gehen wollte, fragte er die schöne Frau, ob sie lieber in Rhodos bleiben wollte, oder mit ihm nach Cypern hinüber schiffen, weil er dahin zurückkehren müsse. Sie gab ihm zur Antwort, sie wollte mit ihm reisen, weil sie versichert wäre, daß er aus Liebe zu seinem Freunde Antiochus sie wie seine Schwester ansehen und ihr wie einer solchen begegnen würde. Der Kaufmann versicherte ihr, daß er sich Alles, was ihr beliebte, gern gefallen ließe, und damit er sie auf dem Wege nach Cypern vor allen unangenehmen Anmuthungen desto gewisser schützen könnte, so würde sie wohl thun, wenn sie sich für seine Frau ausgäbe. Wie sie nun an Bord kamen, ward ihnen dem zu Folge eine kleine Kajüte eingeräumt, und damit ihre Handlungen nicht mit ihren Worten im Widerspruche ständen, so bequemten sie sich das kleine Bettchen, das sich in derselben befand, mit einander zu theilen; und da begab sich etwas, wovon sie beiderseits bei ihrer Abreise aus Rhodos nicht geträumt hatten: die Dunkelheit, die behagliche Lage, und die Wärme des Bettchens wirkten nämlich so mächtig, daß sie die Freundschaft für den verstorbenen Antiochus verdrängten, und daß die Beiden sich von einerlei Triebe gedrungen fühlten, noch vor ihrer Ankunft in Baffa, wohin der Kaufmann zu Hause gehörte, eine Verwandtschaft mit einander zu stiften, welche sie auch nachher daselbst fortsetzten.

Bald darauf traf es sich, daß ein angesehener Mann,

Namens Antigono, wegen einiger Geschäfte nach Baffa kam, welcher sehr bejahrt und zugleich mit vielem Verstande begabt war; aber desto ärmer an Glücksgütern; denn er war in verschiedenen Sachen, die er im Dienste des Königs von Cypern unternommen hatte, nicht glücklich gewesen. Dieser ging einst, während der cyprische Kaufmann mit Waaren nach Armenien verreiset war, vor dem Hause vorüber, wo die schöne Alathiel wohnte, und wie er sie zufällig am Fenster erblickte, und sie wegen ihrer Schönheit genau betrachtete, so glaubte er sich zu erinnern, daß er sie schon irgendwo gesehen hätte, wiewohl er sich dessen nicht mit Gewißheit bewußt war. Alathiel, welche lange Zeit ein Spiel des Glückes gewesen, und jetzt dem Ziele nahe war, welches ihren Unglücksfällen ein Ende machen sollte, erinnerte sich ebenfalls, sobald sie den Antigono gewahr ward, daß sie ihn einst in Alexandria gekannt hatte, wo er im Dienste ihres Vaters eine ansehnliche Stelle bekleidete: sie machte sich demnach den Augenblick Hoffnung, durch seinen Rath und Beistand wieder zu ihren königlichen Ehren zu gelangen, und da ihr Kaufmann nicht zu Hause war, so ließ sie den Antigono zu sich rufen. Wie er kam, fragte sie ihn mit verschämtem Blick, ob er nicht Antigono von Famagosta wäre. Antigono bejahte es, und setzte hinzu: „Es kömmt mir vor, Madonna, daß ich Euch gleichfalls kennen soll, wiewohl ich mich nicht erinnern kann, woher. Ich bitte Euch demnach, wenn es Euch nicht mißfällig ist, meinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, und mir zu sagen, wer Ihr seid."

Wie sie hörte, daß er es wirklich war, brach sie in Thränen aus, warf ihm zu seiner Verwunderung die Arme

um den Hals, und fragte ihn nach einer kurzen Pause, ob er sie nie in Alexandria gesehen habe.

Diese Frage erinnerte ihn den Augenblick an Alathiel, die Tochter des Sultans, und er wollte ihr schon seine schuldige Ehrerbietung bezeugen; sie ließ es aber nicht zu, sondern hieß ihm, sich neben ihr zu setzen. Er fragte sie darauf ehrerbietigst, wie und wenn, und woher sie an diesen Ort gekommen wäre, weil man in ganz Aegypten für ganz gewiß behauptete, sie wäre vor einigen Jahren in den Wellen umgekommen.

„Ich möchte lieber wünschen (antwortete sie), daß dieses geschehen wäre, als daß ich das Leben habe führen müssen, welches mir beschieden war; und ich glaube, mein Vater würde eben dasselbe wünschen, wenn er es jemals erführe.“ Mit diesen Worten vergoß sie abermals die bittersten Thränen; daher Antigono zu ihr sagte: „Madonna, verzweifelt nicht eher, als Ihr es nöthig habt. Gefällt es Euch, so erzählt mir Eure Begebenheiten, und die Lebensart, die Ihr geführt habt; vielleicht stehen die Sachen so, daß wir ihnen unter dem Beistande des Himmels noch eine gute Wendung geben können.“

„Antigono (versetzte sie), wie ich Dich erblickte, glaubte ich in Dir meinen Vater zu sehen, und die kindliche Liebe, die ich ihm schuldig bin, bewog mich, da ich mich vor Dir wohl verbergen konnte, mich Dir zu entdecken; denn es sind wenige Leute, deren Anblick mich so erfreuen könnte, wie ich mich freue, Dich vor allen andern wieder gesehen und erkannt zu haben; und darum will ich auch Dir, wie einem Vater, alles erzählen, was ich sonst vor Jedermann verborgen gehalten habe. Wenn Du glaubst,

nachdem Du alles vernommen hast, daß Du mir auf irgend eine Weise zu meinem vorigen Zustande wieder verhelfen könnest, so beschwöre ich Dich, es zu thun. Scheint es Dir aber unmöglich, so bitte ich Dich, laß Dir niemals gegen Jemand merken, daß Du mich gesehen oder etwas von mir gehört habest."

Hierauf fuhr sie fort, unter beständigen Thränen ihm alles zu erzählen, was ihr seit dem Tage ihres Schiffbruches auf Mallorca bis auf den Tag ihrer Zusammenkunft mit ihm begegnet war.

Antigono war davon bis zu Thränen gerührt, und wie er ein wenig nachgedacht hatte, sprach er: „Prinzessin, da während aller Eurer Unglücksfälle Niemand erfahren hat, wer Ihr seid, so getraue ich mir unfehlbar, Euch zu versprechen, daß Euer Vater Euch noch lieber haben soll, als zuvor, wenn ich Euch ihm wieder bringe, und Euer Gemahl, der König von Al-Garve, nicht minder."

Wie sie ihn fragte, wie er das anfangen wollte, gab er ihr umständlich von allem Bescheid, was sie thun müßte, und damit keine Zeit versäumt würde, so machte er sich gleich auf den Weg nach Famagosta, und begab sich zum Könige. „Gnädiger Herr (sprach er zu ihm), wenn Ihr wollt, so könnt Ihr, ohne viele Unkosten, Euch selbst große Ehre machen, und mir, der ich in Eurem Dienste verarmt bin, zu meinem Glücke verhelfen."

„Wie so?" fragte der König.

„Die schöne Tochter des Sultans (antwortete Antigono), von welcher man so lange Zeit gesagt hat, daß sie ertrunken wäre, ist in Baffa angekommen, und hat, um nur ihre Keuschheit zu bewahren, das größte Ungemach

ausstehen müssen. Sie befindet sich jetzt in dürftigen Umständen, und wünscht zu ihrem Vater zurück zu gelangen. Wenn Ihr sie ihm nun unter meiner Aufsicht zuschicken wolltet, so würde es Euch viele Ehre, und mir großen Vortheil bringen, und ich glaube, der Sultan würde Euch einen solchen Dienst nimmermehr vergessen."

Der König, von einem edlen Eifer getrieben, gab ihm gleich zur Antwort, er sei bereit, und ließ demnach die Dame mit großen Ehrenbezeigungen nach Famagosta holen, wo sie von ihm und der Königin mit vieler Pracht und Feierlichkeit empfangen ward. Einige Tage darauf ward sie auf ihr Begehren, unter der Aufsicht des Antigono, und in Begleitung eines ansehnlichen Hofstaats von Herren und Frauen, dem Sultan zugeschickt; und man kann sich vorstellen, daß er sie mit herzlicher Freude empfing, und daß auch Antigono und seine Begleiter ebenfalls freundlich aufgenommen wurden.

Die Dame, welche sich die Unterweisung des Antigono trefflich zu Nutz machte, stattete demnächst ihrem Vater folgenden Bericht ab:

„Lieber Vater, ungefähr am zwanzigsten Tage nach meiner Abreise von Euch ward unser Schiff in der Nacht von einem fürchterlichen Sturm in einer Gegend im Westen, die man Aiguemorte nennt, zertrümmert. Was aus der Mannschaft des Schiffes geworden ist, das weiß ich nicht, und habe es nie erfahren; und ich erinnere mich nur, daß ich am folgenden Morgen, wie ich so zu sagen vom Tode zum Leben wieder erwachte, und wie die Leute des Landes unser Schiff bereits gewahr worden, und von allen Orten und Enden zusammengekommen waren, um es zu plündern,

mit zweien meiner Weiber ans Land gesetzt ward, wo den Augenblick die eine von einem, die andere von einem andern Jünglinge ergriffen ward, welche mit ihnen davon liefen, so daß ich nie erfahren habe, was weiter aus ihnen geworden ist. Ich selbst wehrte mich aus allen Kräften gegen zwei junge Leute, die mich bei den Haaren zogen, und weil ich überlaut weinte, so fügte es sich, indem sie im Begriffe waren, mich in einen großen Wald zu schleppen, daß zur selbigen Stunde vier Männer zu Pferde vorbeikamen, welche diejenigen, die mich schleppten, kaum erblickten, wie sie mich den Augenblick losließen und die Flucht nahmen. Die vier Männer, die mir Leute von großem Ansehen zu sein schienen, eilten auf mich zu und fragten mich vieles, und ich antwortete ihnen vieles; allein wir konnten uns von beiden Seiten nicht verstehen. Nachdem sie sich lange berathschlagt hatten, ließen sie mich auf eines von ihren Pferden sitzen und führten mich nach einem Kloster, welches nach ihrer Sitte von lauter Frauenzimmern bewohnt ward. Ich weiß nicht, was sie zu ihnen sagten; allein ich ward von ihnen allen sehr gütig aufgenommen und immer mit vieler Achtung behandelt. Hernach habe ich nach ihrem Beispiel oft mit voller Andacht dem Sanct Crescens von Valcreuse gedient, welchem die Frauenzimmer in jener Gegend sehr ergeben sind. Nachdem ich nun einige Zeit unter ihnen gelebt hatte, und anfing, etwas von ihrer Sprache zu verstehen, fragten sie mich, wer ich wäre, und aus welchem Lande; weil ich aber merkte, wo ich mich befand, und mich fürchtete, daß sie mich als eine Feindin ihres Glaubens von sich stoßen würden, wenn ich die Wahrheit sagte, so gab ich zur Antwort: ich wäre die Tochter eines Edelmanns

in Cypern, der mich nach Creta hätte verheirathen wollen, allein das Unglück hätte gewollt, daß wir an ihre Küste verschlagen wären, und Schiffbruch gelitten hätten. Mehr als einmal und auf mancherlei Weise habe ich ihre Gebräuche mitgemacht, aus Furcht, ich möchte sonst das Uebel ärger machen; und wie mich einmal die älteste dieser Frauen, die sie Aebtissin nennen, fragte, ob ich mich wieder nach Cypern zurückwünschte, so gab ich zur Antwort, daß ich mich nach nichts eifriger sehnte. Inzwischen wollten sie, aus großer Vorsorge für meine Keuschheit, mich Niemand anvertrauen, der nach Cypern reisete, bis endlich vor ungefähr zwei Monaten einige gute Männer in Frankreich mit ihren Weibern, unter welchen sich auch einige Verwandte der Aebtissin befanden, dahin reisen wollten. Wie nun die Aebtissin hörte, daß diese Willens wären, nach Jerusalem zu wallfahrten, und das Grab desjenigen zu besuchen, den sie für Gott halten, und der dort begraben liegt, weil ihn die Juden todt geschlagen haben*), so empfahl sie mich ihnen und bat sie, daß mich sie in Cypern meinem Vater wieder überliefern möchten. Wenn ich Euch sagen sollte, wie liebreich und gefällig mich diese guten Männer sammt ihren Weibern aufnahmen, so hätte ich Euch noch lange was zu erzählen. Wir gingen also zusammen an Bord eines Schiffes und kamen nach einiger Zeit glücklich nach Baffa. Wie ich mich diesem Ort näherte, wo mich kein Mensch kannte, und wie ich mich folglich in der

---

*) Die christlichen Leser werden hoffentlich nicht vergessen, daß hier eine ungläubige Türkin spricht, die nichts von der Auferstehung weiß.

größesten Verlegenheit befand, was ich den guten Leuten sagen sollte, die mich meinem Vater überliefern wollten, wie es ihnen von der Aebtissin war aufgetragen worden; so schickte mir der Himmel, der sich vermuthlich meiner erbarmte, den Antigono am Ufer entgegen, in demselben Augenblick, wie wir in Baffa ans Land stiegen. Ich rief ihn geschwind zu mir, und bat ihn in unserer Sprache, welche jene guten Leute nicht verstanden, er möchte mich als seine Tochter empfangen. Er verstand meinen Wink auf der Stelle, empfing mich mit großer Freude, bewirthete die guten Männer und ihre Weiber nach seinem geringen Vermögen, und brachte mich zu dem Könige von Cypern, der mich so ehrenvoll hat empfangen und zu Euch geleiten lassen, daß ich es Euch nicht genugsam beschreiben kann. Wenn sonst noch etwas zu sagen übrig bleibt, so mag es Antigono thun, dem ich mehr als einmal diese meine Begebenheiten erzählt habe."

Antigono redete hierauf den Sultan an und sprach: „Sie hat Euch alles erzählt, Großmächtiger Herr! was ich von ihr selbst und von den guten Männern und Weibern, die mit ihr kamen, gehört habe; nur einen Umstand hat sie nicht erwähnt (vermuthlich weil sie glaubt, daß es ihr selbst nicht zusteht, davon zu reden), nämlich was die guten Herren und Frauen, mit denen sie kam, von dem keuschen Wandel erzählt haben, den sie bei den Nonnen führte, von ihren Tugenden und löblichen Sitten, und von den vielen Thränen, womit ihre männlichen und weiblichen Reisegefährten von ihr schieden, indem sie mir sie wieder überlieferten. Wenn ich Euch das alles erzählen sollte, so würde nicht nur dieser Tag, sondern auch die folgende Nacht nicht dazu hinreichen;

genug, ich will Euch nur soviel sagen, daß nach dem Zeugniß dieser Leute, und nach allem, was ich selbst gesehen habe, kein gekröntes Haupt sich heutiges Tages rühmen kann, eine schönere, sittsamere und tugendhaftere Tochter zu besitzen als Ihr habt."

Dies gefiel dem Sultan so wohl, daß er sich wunderbarlich darüber erfreute und Gott bat, ihm die Gnade zu verleihen, daß er einem jeden die Ehre, die er seiner Tochter angethan hätte, nach Verdienst und Würden vergelten könnte, besonders aber dem König von Cypern, der sie ihm mit solchen Ehren wieder gesandt hätte. Nach einigen Tagen entließ er den Antigono mit großen Geschenken wieder nach Cypern und dankte dem Könige in Briefen und durch besondere Botschafter verbindlichst für alles, was er an seiner Tochter gethan hatte.

Hiernächst wünschte er auch das angefangene Werk zu vollenden, nämlich seine Tochter mit dem Könige von Al-Garve zu vermählen. Er ließ ihm demnach von allem Nachricht geben, und schrieb ihm dabei, wenn er noch wünschte, seine Tochter zu haben, so möchte er sie nur abholen lassen. Darüber ward der König von Al-Garve sehr froh, schickte ihr ein standesmäßiges Geleite zu, um sie abzuholen, und empfing sie mit offenen Armen als Jungfrau, nachdem sie zehntausend mühselige Abenteuer überstanden hatte.

Darum sagt man wohl im Sprichwort: „Geküßter Mund wird nicht wund," vielmehr pflegt er sich, wie der Mond, immer wieder zu verjüngen."

Vierte Novelle.

Der Graf von Angers wird unschuldig verklagt und wandert ins Elend. Er läßt seine zwei Kinder in England, und wie er als ein Unbekannter aus Irland zurückkommt, findet er sie beide in großem Wohlstande. Er dient als Fußknecht in dem Heere des Königs von Frankreich, wird endlich unschuldig befunden und in seinen vorigen Stand wieder eingesetzt.

Wie das römische Reich von den Franzosen auf die Deutschen kam, entstand daraus zwischen den beiden Völkern ein heftiger Kampf und ein schwerer und anhaltender Krieg, während dessen der König von Frankreich und sein Kronprinz, theils um ihr eigenes Land zu vertheidigen, theils um das feindliche anzugreifen, die ganze Macht ihres Reiches und hiernächst auch die Hilfsvölker ihrer Freunde, Verwandten und Bundesgenossen aufboten, und ein zahlreiches Heer gegen ihre Feinde ins Feld stellten. Ehe sie aber aufbrachen, bestellten sie den Grafen Gautier von Angers, einen edlen und weisen Mann und ihren geprüften Freund und Diener, der zwar auch ein erfahrener Kriegsmann war, den sie aber doch noch für fähiger hielten, im Kabinet, als im Felde Dienste zu leisten, zum Verweser des ganzen Reiches und begaben sich alsdann auf den Marsch.

Gautier nahm sich nunmehro mit Einsicht und Pünktlichkeit seines Amtes an, und besprach sich jederzeit mit der Königin und mit ihrer Schwiegertochter über alle Angelegenheiten, indem er sie wie seine Gebieterin und Vorgesetzten ehrte, obgleich sie beide seinem Schutz und seiner Auf-

sicht anvertraut waren. Er war ein Mann von sehr schöner Gestalt, in einem Alter von etwa 40 Jahren, fein und angenehm in seinen Manieren, so sehr als irgend ein Edelmann es sein konnte, überdieß der geschmackvollste und zierlichste Cavalier seiner Zeit und ein großer Liebhaber des äußerlichen Schmuckes. Gautiers Gemahlin war gestorben, und hatte ihm nur einen Sohn und eine Tochter nachgelassen. Weil er nun während der Zeit, daß der König und der Prinz im Felde lagen, beständig am Hofe war und sich häufig mit der Königin und der Kronprinzessin über die Staatsangelegenheiten besprach, so begab es sich, daß die Prinzessin ihre Augen auf ihn warf und indem sie mit großem Wohlgefallen seine Person und seine Manieren betrachtete, von geheimer Liebe zu ihm entzündet ward. Da sie nun selbst jung und reizend war, und der Graf keine Gemahlin hatte, so schmeichelte sie sich um desto eher mit der Erfüllung ihrer Wünsche; und da sie glaubte daß diesen nichts anderes im Wege stehen könnte, als ihre Schüchternheit, sie laut werden zu lassen, so nahm sie sich vor, diese gänzlich zu verbannen. Wie sie sich nun eines Tages allein befand, nahm sie die Gelegenheit wahr, und ließ den Grafen rufen, als wenn sie von andern Dingen mit ihm sprechen wollte. Der Graf, dessen Gedanken sehr weit von den ihrigen entfernt waren, begab sich unverzüglich zu ihr und setzte sich auf ihren Befehl neben ihr auf ein Ruhebett in ihrer Kammer nieder, in welcher sie Beide ganz allein waren. Schon zweimal hatte er gefragt, warum sie ihn herberufen hätte, und sie hatte immer geschwiegen. Endlich begann sie von ihrer Liebe getrieben mit schamrother Wange, und indem eine Thräne in ihrem Auge schwamm,

sprach sie mit zitternder Stimme: „Liebster und bester Herr und Freund! Ihr könnt als weiser Mann leicht ermessen, wie weit die Schwachheit oft bei Männern und Weibern geht, und zwar aus verschiedenen Ursachen bei einigen weiter als bei andern; und darum verdient ein und dasselbe Vergehen in den Augen eines gerechten Richters bei verschiedenen Personen nicht einerlei Strafe. Wer wird wohl behaupten, daß ein geringer Mann, oder ein armes Weib, welche ihren Unterhalt im Schweiße ihres Angesichtes suchen müssen, nicht mehr Tadel verdienten, wenn sie den Reizungen der Liebe folgten, und sich ihren Trieben ergäben, als eine reiche und müssige Dame, welcher es an keinem Dinge fehlt, um ihre Wünsche zu befriedigen? Ich glaube gewiß, Niemand. Darum däucht mich, daß diese Dinge sehr viel zur Entschuldigung derjenigen Person beitragen müssen, welche sie besitzt, wenn sie sich zur Liebe verleiten läßt; und wegen des Uebrigen muß die Wahl eines weisen und würdigen Liebhabers, wofern sie eine solche getroffen hat, sie rechtfertigen. Da sich nun meiner Meinung nach diese beiden Umstände bei mir vereinigt finden, und da noch überdieß mehrere Ursachen hinzukommen, welche mich zur Liebe reizen müssen (z. B. meine Jugend und die Abwesenheit meines Gemahls); so müssen diese mir zu Statten kommen, um meine feurige Liebe in Euren Augen zu rechtfertigen, und wenn sie dasjenige bei Euch gelten, was sie bei verständigen Leuten gelten müssen, so bitte ich Euch, mir zu rathen und zu helfen, in dem Falle, den ich Euch vortragen will: Ich gestehe, daß ich während der Abwesenheit meines Gemahles den Reizen der Liebe nicht habe widerstehen können, die so mächtig sind, daß sie nicht nur

zarte schwache Weiber, sondern auch die standhaftesten Männer nicht selten überwunden haben und noch täglich überwinden; und da ich, wie Ihr seht, im Ueberfluße und Müssiggange lebe, so habe ich mich verleiten lassen, den zärtlichen Freuden mit meinen Gedanken nachzuhängen und mich zu verlieben. Obgleich ich nun überzeugt bin, daß dergleichen Dinge, wenn sie bekannt würden, sich nicht ziemten, so halte ich sie doch keineswegs für ungeziemend, wenn sie verborgen sind und bleiben. Auch ist mir die Liebe so günstig gewesen, daß sie mir nicht nur die nöthige Ueberlegung in der Wahl eines Liebhabers nicht geraubt, sondern sie mir vielmehr selbst in so reichem Maße geliehen hat, indem sie mir in Eurer Person denjenigen zeigte, welcher würdig ist, von einem Weibe, wie ich bin, geliebt zu werden, weil ich in Euch, wenn mich mein Urtheil nicht trügt, den schönsten, liebenswürdigsten, angenehmsten und verständigsten Cavalier gefunden habe, welchen ganz Frankreich aufweisen kann. Und so, wie ich mich jetzt ohne Gemahl befinde, so seid Ihr auch ohne Gemahlin. Deswegen beschwöre ich Euch bei der großen Liebe, die ich für Euch empfinde, daß Ihr mir die Eurige nicht versagt, sondern mit meiner Jugend Mitleiden habet, die sich wirklich für Euch, wie das Eis am Feuer verzehrt."

Auf diese Worte folgte ein solcher Strom von Thränen, daß sie nicht im Stande war, weiter zu reden, obwohl ihr noch mehr Bitten auf der Zunge schwebten; sondern sie schlug die Augen nieder und sank, wie von Thränen überwältigt, dem Grafen an die Brust. Der Graf, als äußerst biederer Rittersmann, tadelte ihre thörichte Leidenschaft in den strengsten Ausdrücken, er stieß sie zurück, indem sie

ihm bereits in die Arme sinken wollte, und betheuerte mit den heiligsten Schwüren, daß er sich lieber viertheilen lasse, als eine solche Beleidigung der Ehre seines Herrn weder sich selbst noch einem andern verstatten würde.

Wie dieß die Dame hörte, verwandelte sich auf einmal ihre Liebe in die Wuth einer Furie: „Meint Ihr denn, (rief sie), unwürdiger Ritter, daß Ihr auf diese Weise meiner Wünsche spotten dürft? Das wolle der Himmel nicht, da Ihr mich umbringen wollt, daß ich nicht vielmehr Euch ums Leben bringe oder von der Welt verbanne!" Mit diesen Worten fuhr sie plötzlich mit beiden Händen in ihr Haar, zerraufte und verwirrte es, riß ihre Kleider von der Brust, und rief mit lauter Stimme: „Hilfe, Hilfe! der Graf von Angers will mir Gewalt anthun."

Der Graf, welcher dies sah, und wohl denken konnte, daß der Neid der Hofleute mächtiger wirken würde, als sein gutes Gewissen, und folglich befürchten mußte, daß die boshafte Verläumdung der Prinzessin mehr Glauben finden werde, als seine Unschuld, eilte so schnell er konnte aus der Kammer und aus dem Palaste, und entfloh nach seinem Hause, wo er, ohne sich bei Andern Raths zu erholen, seine beiden Kinder zu Pferde setzte, sich selbst auf sein Roß schwang und seinen Weg nach Calais nahm.

Auf das Geschrei der Prinzessin liefen alle Hofleute zusammen, und wie sie die Ursache ihres Geschreies vernahmen, glaubten sie nicht nur ihren Worten, sondern setzten noch hinzu, der Graf habe sich gewiß aus keiner andern Ursache seit langer Zeit so sehr geputzt und geschmückt, als in dieser Absicht. Man eilte demnach voll Wuth nach dem Hause des Grafen, um sich seiner Person zu bemächtigen.

Wie man ihn aber nicht fand, ward Alles erstlich rein ausgeplündert, und dann sein Haus bis auf den Grund niedergerissen. Die Nachricht davon kam in der häßlichen Gestalt, in welcher sie verbreitet ward, dem Könige und dem Prinzen im Felde zu Ohren, und brachte sie dergestalt gegen den Grafen auf, daß sie ihn und die Seinigen zu ewiger Verbannung verdammten und demjenigen eine große Belohnung versprachen, der den Grafen todt oder lebendig einliefern würde.

Der bekümmerte Graf, der durch seine unverschuldete Flucht sich gleichsam selbst schuldig gegeben hatte, kam mit seinen Kindern unerkannt nach Calais, und ließ sich eiligst nach England übersetzen, wo er in armseliger Kleidung nach London wanderte, und wie er in dieser Hauptstadt ankam, seinen Kindern eine Menge guter Lehren und Warnungen gab, und ihnen hauptsächlich zwei Dinge empfahl, nämlich zum ersten, daß sie mit Geduld den armseligen Zustand ertragen möchten, in welchen das Schicksal sie und ihn ohne ihr Verschulden gestürzt hätte, und zweitens sollten sie, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre, sich sorgfältig hüten, daß niemand erführe, woher sie gekommen und wessen Kinder sie wären. Der Sohn, Namens Louis, war ungefähr neun Jahre, und die Tochter, welche Violante hieß, etwa sieben Jahre alt und nach Maßgabe ihres zarten Alters machten sie sich die Lehren ihres Vaters vortrefflich zu Nutze, und bewiesen dieses in der Folge auch durch ihre Handlungen. Damit es ihnen um desto leichter würde, unerkannt zu bleiben, so gab er ihnen andere Namen, und nannte den Knaben Pierrot und das Mädchen Jeanette; und weil sie in dem armseligsten Aufzuge französischer

Bettler nach London gekommen waren, so pflegten sie umherzugehen und Almosen zu sammeln. Wie sie sich nun eines Morgens in dieser Absicht in eine Kirche begeben hatten, trug es sich zu, daß eine vornehme Dame, die Gemahlin eines königlichen Feldmarschalls, indem sie aus der Kirche kam, den Grafen und seine Kinder gewahr ward, wie sie um Almosen baten, und ihn fragte, woher er wäre, und ob die Kinder ihm gehörten. Er antwortete, er wäre aus der Picardie und hätte wegen einer Uebelthat seines ungerathenen ältesten Sohnes mit seinen beiden Kindern landflüchtig werden müssen. Die mitleidige Dame heftete ihre Augen auf das Mädchen, welches ihr ungemein gefiel, weil es sehr schön, artig und einnehmend war. „Guter Mann, (sprach sie), wenn Ihr mir Eure Tochter überlassen wollt, so will ich sie zu mir nehmen, weil sie mir behagt, und wenn sie ein gutes Mädchen wird, so will ich sie zu rechter Zeit anständig verheirathen." Dem Grafen war das Anerbieten willkommen; er gab also auf der Stelle seine Einwilligung, und übergab ihr mit Thränen seine Tochter, indem er sie ihrer Sorgfalt empfahl.

Wie er diese untergebracht hatte und wußte, daß sie in guten Händen war, wollte er sich dort nicht länger aufhalten, sondern half sich mit Almosen quer durch die ganze Insel, und kam mit seinem Sohne nach Wales, nicht ohne große Beschwerlichkeit, weil er das Fußreisen nicht gewohnt war. Hier befand sich ein anderer Marschall des Königs, welcher einen großen Hofstaat führte, und viele Diener hielt, an dessen Hofe der Graf mit seinem Sohne bisweilen ein Mittagessen bekam. Einst versuchte sich der Sohn des Marschalls mit den Kindern einiger anderer Edelleute im

Laufen, Springen und andern jugendlichen Uebungen. Pierrot mischte sich unter die Knaben und machte Alles so geschickt mit, wie die übrigen, und zum Theile noch besser. Wie der Marschall dieß einigemal bemerkt hatte und Wohlgefallen an dem Anstand und Betragen des Knaben fand, so fragte er, wer er wäre. Man sagte ihm, er wäre der Sohn eines armen Mannes, der bisweilen Almosen suchte; worauf der Marschall ihn um den Knaben bitten ließ. Der Graf, der nur dieses von Gott erbeten hatte, gab ihm gerne den Knaben, so ungern er sich auch sonst von ihm getrennt hätte. Wie er nun seinen Sohn und seine Tochter versorgt sah, wollte er nicht länger in England bleiben, sondern ging, sobald er konnte, nach Irland, und wie er nach Stamford kam, begab er sich bei einem Edelmann auf dem Lande in Dienst. Hier verrichtete er alles, was gewöhnlich von einem Knecht oder Knappen erfordert wird, und führte lange Zeit ein unbemerktes und beschwerliches Leben.

Violante, unter dem Namen Jeanette, nahm indessen zu an Jahren, an Wachsthum und an Schönheit, und war bei ihrer Dame in London und bei deren Gemahl in solcher Gunst, und bei jedermann im Hause, und bei allen, die sie kannten, so wohl beliebt, daß es zu verwundern war; und wer ihre Sitten und ihre Aufführung betrachtete, der mußte gestehen, daß sie werth war, zu Glück und Ehren erhoben zu werden. Die Edelfrau, die sie von ihrem Vater empfangen hatte, allein nichts weiter von seinen Umständen wußte, als was er selbst ihr gesagt hatte, war demnach Willens, sie so anständig zu verheirathen, wie es denjenigen Umständen angemessen wäre, in welchen sie glaubte, daß

sie geboren sein könnte. Aber Gott, der am gerechtesten über die Verdienste der Menschen waltet, wußte wohl, daß sie ein adeliges Mädchen war, welches ohne Schuld für fremde Sünde büßte, und bestimmte ihr ein besseres Loos; und man muß glauben, daß dasjenige, was sich begab, durch seine gütige Schickung geschah, damit sie nicht einem niedrigen Menschen in die Arme geworfen würde.

Die Dame, bei welcher Jeannette wohnte, hatte nämlich einen einzigen Sohn mit ihrem Gemahl, welchen beide Eltern sehr zärtlich liebten, nicht nur, weil er ihr Sohn war, sondern auch weil er wegen seiner Tugenden und Gaben verdiente es zu sein; denn er war vorzüglich edel und bieder von Sitten, und schön und einnehmend von Gestalt. Er war ungefähr sechs Jahre älter, als Jeannette, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselten ihn so sehr, daß außer ihr nichts Schönes in der Welt für ihn war. Weil er aber glaubte, daß sie von niedrigem Stande wäre, so getraute er sich nicht, seine Eltern zu bitten, sie ihm zur Gemahlin zu geben, sondern aus Besorgniß, daß sie ihm seine unanständige Neigung verweisen möchten, suchte er sie so viel möglich zu verbergen, wiewohl er eben deswegen ihren Stachel noch immer empfindlicher fühlte, als wenn er sie frei heraus bekannt hätte. Und so kam es endlich dahin, daß er vor tiefem Kummer zuletzt schwer krank ward, worüber sich seine Eltern sehr grämten, und ihn oft mit liebreichen Worten baten, ihnen die Ursache seines Kummers zu entdecken, allein er antwortete nur durch Seufzer, oder er sagte, er fühlte, daß seine Lebenskräfte gänzlich hinschwänden. Einmal traf es sich, indem ein junger Arzt (der aber alt an Einsicht und Gelehrsamkeit

war) neben seinem Bette saß, und ihm den Puls fühlte, daß Jeannette, welche ihn aus Liebe zu seiner Mutter mit aller Sorgfalt bediente, wegen irgend einer Sache in das Zimmer kam, wo der Kranke lag. Wie der Jüngling sie erblickte, ließ er sich zwar durch Worte und Mienen nichts merken, allein sein Herz, welches in dem Augenblicke die Gluth der Liebe heftiger empfand, schlug stärker und sein Puls ging schneller als gewöhnlich, welches der Arzt mit Verwunderung bemerkte, und auf die Dauer des vermehrten Pulsschlages um desto genauer Achtung gab. Wie Jeannette das Zimmer verließ, ward auch der Puls wieder schwächer, daher der Arzt glaubte, der Ursache der Krankheit auf die Spur gekommen zu sein, und deswegen Jeannette nach Verlauf einiger Zeit wieder hereinrufen ließ, als ob er etwas nöthig hätte, und inzwischen die Hand des Kranken immer in der seinigen hielt. Jeannette kam herein, und kaum betrat sie die Schwelle, so stieg der Pulsschlag des Kranken, und ward wieder schwächer, sobald sie sich wieder entfernte. Wie der Arzt nunmehr völlige Gewißheit erlangt zu haben glaubte, stand er auf, und sagte im Vertrauen zu den Eltern des Kranken: „Die Gesundheit Eures Sohnes steht nicht in der Hand des Arztes, sondern in Jeannette's Hand; denn wie ich aus deutlichen Merkmalen schließe, so liebt sie der Jüngling inbrünstig, obwohl sie nach meinem Urtheil nichts davon zu merken scheint. Ihr wißt nun, was Ihr zu thun habt, wofern Euch sein Leben lieb ist."

Der Edelmann und seine Gemahlin wurden froh, wie sie hörten, daß es wenigstens ein Mittel gäbe, ihren Sohn zu retten, obgleich es ihnen sehr empfindlich

war, daß es (wie sie fürchteten) darauf ankam, ihm Jeannette zur Gemahlin zu geben. Wie demnach sich der Arzt entfernt hatte, gingen sie zu dem Kranken hinein, und die Mutter sagte zu ihm: „Lieber Sohn, ich hätte nimmer geglaubt, daß Du mir einen Wunsch verhehlen könntest, zumal da Du merktest, daß die Nichterfüllung desselben Dir Deine Lebenskräfte raubte; denn Du solltest versichert sein, und mußt es sein, daß nichts auf der Welt ist, was ich Dir nicht, wenn es Dich glücklich machen kann, aus eigenem Triebe gewährte. Weil Du es aber dennoch gethan hast, so ist unser Herr Gott barmherziger gegen Dich gewesen als Du selbst, und damit Du an dieser Krankheit nicht stürbest, so hat er mir die Quelle Deines Leidens entdeckt, welche nichts anderes ist, als die innige Liebe, welche Du für irgend ein Mädchen empfindest, es sei welches es wolle. Du brauchst Dich auch wirklich gar nicht zu schämen, dieses zu gestehen, denn es ist Deinen Jahren gemäß, und wenn Du nicht liebtest, so würde ich Dich für sehr unempfindlich halten. Verhehle mir demnach nichts, mein Sohn, sondern entdecke mir mit Zuversicht Deine Wünsche, und entschlage Dich der Traurigkeit und des Tiefsinns, welche Dir diese Krankheit zugezogen haben. Sei getrost und versichere Dich, daß Du nichts von mir zur Beförderung Deiner Glückseligkeit begehren kannst, was ich nicht aus allen Kräften mich bestreben würde, Dir zu verschaffen, indem ich Dich mehr liebe als mein Leben. Entferne alle Furcht und Blödigkeit und sage mir, ob ich zur Beförderung Deiner Liebe etwas beitragen kann, und wenn Du nicht findest, daß ich mir alle mögliche Mühe gebe, Dir zur Erreichung Deines Endzweckes zu verhelfen, so halte

mich für die grausamste Mutter, die jemals einen Sohn geboren hat."

Der Jüngling erröthete zuerst bei dieser Anrede seiner Mutter. Wie er aber überlegte, daß Niemand besser als sie ihm zu seinem Glücke beförderlich sein könnte, verbannte er seine Schamröthe, und gab ihr zur Antwort: „Liebe Mutter, es hat mich nichts anders bewogen, meine Liebe zu verhehlen, als die öftere Erfahrung, daß die Leute, wenn sie alt werden, sich nicht erinnern wollen, daß sie jung gewesen sind. Weil Ihr aber in diesem Stücke nachsichtig seid, so will ich Euch nicht nur gestehen, daß alles richtig ist, was Ihr bemerkt habt, sondern ich will Euch auch die Person nennen, unter der Bedingung, daß Ihr Euer Versprechen nach Eurem besten Vermögen erfüllet; denn nur in diesem Falle könnt Ihr hoffen, mich wieder gesund zu sehen."

Die Mutter, welche sich zu gewisse Hoffnung machte, die Sache nach ihrer eigenen Weise einrichten zu können (welches ihr aber nicht gelang), versprach ihm ohne Bedenken, daß sie unverzüglich die Hand an's Werk legen wollte, seine Wünsche zu befriedigen, und bat ihn, ihr sein ganzes Herz zu eröffnen.

„Liebe Mutter," sprach darauf der Jüngling, „die große Schönheit und das liebenswürdige Betragen unserer Jeannette, und die Unmöglichkeit, die ich fand, ihr meine Liebe zu erklären, und noch weniger, sie zur Gegenliebe zu bewegen, nebst dem Mangel an Muth, mich Jemand zu entdecken, haben mich dahin gebracht, wo Ihr mich jetzt seht. Und wenn dasjenige, was Ihr mir versprochen habt, nicht

auf eine oder andere Art in Erfüllung geht, so seid versichert, daß ich nicht lange mehr leben werde.“

Die Dame, welche glaubte, daß es jetzt eher Zeit wäre zu trösten, als Vorwürfe zu machen, antwortete mit Lächeln: „Ach mein Sohn! und um dieser willen bist Du krank geworden? Sei gutes Muths, und laß mich nur machen, Du sollst schon wieder gesund werden.“

Der Jüngling, der sich jetzt mit der besten Hoffnung schmeichelte, ließ in Kurzem Merkmale augenscheinlicher Besserung spüren, welches für seine Mutter sehr erfreulich war, die sich demnach vornahm, zu versuchen, auf welche Art sie ihr Versprechen am besten erfüllen könnte. Sie ließ also Jeannette eines Tages zu sich rufen, und fragte sie in sehr freundlichen Ausdrücken, ob sie schon einen Liebhaber hätte.

Jeannette gab mit Erröthen zur Antwort: „Gnädige Frau, einem armen Mädchen, das von Haus und Hof verjagt ist, wie ich bin, und welches im Dienste anderer Leute leben muß, wird man wohl nicht leicht von Liebe vorsagen, und es steht ihr auch nicht zu, dergleichen Anträgen Gehör zu geben.“

„Sehr gut,“ sprach die Dame, „wenn Ihr keinen Liebhaber habt, so wollen wir Euch einen verschaffen, dessen Ihr froh sein und Euch Eurer Schönheit doppelt erfreuen werdet, denn es wäre Schade, wenn ein so schönes Mädchen, wir Ihr seid, keinen Liebhaber finden sollte.“

„Gnädige Frau,“ antwortete Jeannette, „seitdem Ihr mich von meinem Vater empfinget, habt Ihr mich wie Eure Tochter erzogen, und ich bin deswegen schuldig, Euch in allem zu gehorchen; allein in diesem Stücke werde ich

Euch nie gehorsam sein, und ich glaube, wohl daran zu thun. Wenn es Euch gefallen wird, mir einen Ehemann zu geben, so soll ihm meine Liebe gewidmet sein, aber keinem Andern; denn von dem Erbtheil meiner Väter ist mir nichts übrig geblieben, als das Ehrgefühl, und dieses will ich bewahren, so lange ich lebe."

Diese Worte schienen demjenigen nicht zu entsprechen, was die Dame beabsichtigte, um ihrem Sohne Wort zu halten, obwohl sie als eine verständige Frau das Mädchen in ihrem Herzen deswegen loben mußte. „Wie so, Jeannette?" sprach sie, „wenn nun der König, der ein junger Herr ist, von Deiner Liebe einige Gefälligkeit erwartete, würdest Du ihm sie wohl abschlagen?"

Jeannette antwortete hastig: „Gewalt könnte mir der König wohl anthun, allein mit meinem Willen würde er nie etwas von mir erlangen, welches der Ehrbarkeit zuwider wäre."

Wie die Dame ihre Gesinnung merkte, gab sie den Versuch auf, sie mit Worten zu überreden, und nahm sich vor, sie auf eine andere Art auf die Probe zu stellen. Sie sagte nämlich zu ihrem Sohne, sie wollte Jeannette, so bald er gesund wäre, zu ihm ins Zimmer schicken, und es ihm selbst überlassen, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen; indem sie glaubte, daß es sich nicht für sie schickte, als Unterhändlerin ihres Sohnes zu erscheinen, und ihre Jungfer um Liebe für ihn zu bitten. Dieses war dem Jünglinge gänzlich zuwider, und es ward plötzlich wieder mit ihm viel schlimmer, als vorher, so daß die Dame, wie sie dieses sah, sich Jeannette völlig entdeckte. Wie sie diese aber standhafter als jemals fand, und ihrem Gemahl erzählte, was

sie mit ihr gesprochen hatte, bequemten sie sich Beide, so schwer es ihnen auch ankam, Jeannette ihrem Sohne zur Gemahlin zu geben, indem sie ihn lieber lebendig in den Armen einer Gemahlin sehen wollten, die unter seinem Stande wäre, als auf der Bahre, aus Mangel derselben. Dieses geschah, nach manchen Unterhandlungen, zur Freude Jeannette's, welche mit andächtigem Herzen Gott dankte, daß er sie nicht vergessen hatte, und sich dessenungeachtet noch immer für nichts ausgab, als für die Tochter eines armen Picarden. Der Jüngling ward hierauf gesund, feierte seine Hochzeit vergnügter als irgend ein Anderer, und ließ es sich mit seiner Gemahlin wohl sein.

Pierrot, welcher unterdessen in Wales bei dem Marschall des Königs von England geblieben war, wuchs ebenfalls heran, gewann die Gunst seines Herrn und ward ein rascher schöner Jüngling, wie einer in England; so daß ihn im Ringen, Turnieren und andern ritterlichen Uebungen kein Mensch im ganzen Lande übertraf, und daß er unter dem Namen des Pierrot von Picardie überall bekannt und berühmt war. Und so wie Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so bewies er auch ihm, daß er sich seiner erinnerte. Denn es brach in der Gegend eine tödtliche Pestseuche aus, welche fast die Hälfte der Einwohner wegraffte, indeß ein großer Theil der Uebriggebliebenen vor Furcht in andere Länder entwich, so daß das Land ganz öde und leer schien. An dieser Seuche starb auch Pierrots Herr, nebst seiner Gemahlin, seinem Sohn und vielen Brüdern, Neffen und Verwandten, so daß von seinem ganzen Geschlechte und Hausgesinde auch Niemand übrig blieb, als eine einzige erwachsene Tochter, und Pierrot nebst einigen

andern Dienern. Wie nun die Pest endlich nachließ, nahm das Fräulein den Pierrot, als einen gewandten und tapfern Knappen, mit Genehmigung und auf Anrathen ihrer wenigen am Leben gebliebenen Untersassen, zum Gemahl, und machte ihn zum Herrn über alles, was ihr als Erbtheil zugefallen war. Es währte auch nicht lange, so bestellte der König von England, wie er den Tod seines Marschalls vernahm, den Pierrot von Picardie, dessen Tapferkeit ihm bekannt war, zu seinem Nachfolger, und ernannte ihn zum Marschall. Dies ist die kurze Geschichte der beiden Kinder des Grafen von Angers, die er wie verloren in die Welt hatte schicken müssen.

Schon waren achtzehn Jahre verstrichen, seitdem der Graf aus Paris flüchten mußte, wie bei ihm in seinem Alter, nach manchen überstandenen Mühseligkeiten, in Irland der Wunsch erwachte, wo möglich zu erfahren, was aus seinen Kindern geworden wäre. Die Länge der Zeit hatte seine Gestalt völlig verändert, und durch den anhaltenden Gebrauch seiner Kräfte war er weit stärker geworden, als er in seiner Jugend gewesen war, und so schied er in armseliger Kleidung und in dürftigen Umständen aus dem Hause derjenigen, welchen er lange gedient hatte, kam zurück nach England, und begab sich zuerst dahin, wo er seinen Sohn gelassen hatte, den er als einen großen Herrn und königlichen Marschall wieder fand, und ihn frisch und gesund, als einen schönen jungen Mann erblickte, worüber er sich herzlich freute, allein sich dennoch nicht eher zu erkennen geben wollte, bis er auch wüßte, was aus Jeannette geworden wäre. Er machte sich deswegen wieder auf den Weg, und ruhete nicht eher bis er nach London

kam, wo er sich in der Stille nach der Dame erkundigte, bei welcher er seine Tochter gelassen hatte, und fand, daß Jeannette die Gemahlin ihres Sohnes geworden war, weswegen er sich so glücklich fühlte, daß er alle seine vergangenen Widerwärtigkeiten für Kleinigkeit achtete, da er seine Kinder lebendig und in solchem Wohlstande angetroffen hatte. Weil er jedoch seine Tochter auch selbst zu sehen wünschte, so ging er, als ein armer Mann gekleidet, in der Nähe ihres Hauses auf und nieder, wo ihn Sir Jacob Langley, Jeannette's Gemahl erblickte, welcher mit ihm, als mit einem armen alten Mann, Mitleiden hatte, und einem seiner Diener befahl, ihn nach seinem Hause zu führen, und ihm aus Barmherzigkeit zu essen zu geben, welches der Diener that. Jeannette hatte mit ihrem Gemahl bereits verschiedene Kinder, von welchen das älteste nicht über acht Jahr alt war, lauter schöne und muntere Kinder, welche, als sie den Grafen essen sahen, sich um ihn hermachten, und anfingen, ihn zu liebkosen, als erriethen sie durch eine geheime Ahnung, daß er ihr Großvater wäre; und da er selbst wirklich wußte, daß sie seine Enkel waren, so lockte er sie an sich, und schmeichelte ihnen, so daß die Kinder gar nicht wieder von ihm ablassen wollten, so ernstlich ihr Erzieher sie auch von ihm abrief. Jeannette kam darüber endlich selbst heraus, und drohte den Kindern Strafe, wenn sie ihrem Vorgesetzten nicht gehorchten. Die Kinder weinten darüber und sagten, sie wünschten bei dem guten Manne zu bleiben, der sie noch lieber hätte als ihr Hofmeister, worüber sowohl Jeannette, als der Graf, sich des Lachens nicht enthalten konnten. Der Graf war aufgestanden, nicht wie ein Vater vor seiner Tochter, sondern

wie ein armer Mann vor einer vornehmen Dame, um ihr seine Ehrerbietung zu beweisen; doch empfand er eine heimliche Freude, wie er sie so erblickte. Sie selbst aber kannte ihn gar nicht, weil seine vorige Gestalt sich ganz verändert hatte; denn er war alt und grau, langbärtig und hager geworden, und so sehr von der Sonne verbrannt, daß er Niemand weniger ähnlich war, als sich selbst in seiner vorigen Gestalt. Wie Jeanette sah, daß die Kinder nicht von ihm ablassen wollten, sondern weinten, wenn man sie von ihm trennen wollte, so sagte sie zu dem Hofmeister, er möchte sie ein wenig bei ihm verweilen lassen. Indem nun die Kinder sich noch mit dem guten Manne zu schaffen machten, kam Jeanette's Schwiegervater zu Hause, welcher ihr nicht sehr hold war. Wie ihm nun der Hofmeister den Vorfall mit dem Alten erzählte, gab er zur Antwort: „Laßt sie bei ihm in's Unglücks Namen, sie sind das Ebenbild ihrer Mutter. Sie ist eines Bettlers Tochter; kein Wunder also, daß die Kinder sich auch gern mit Bettlern abgeben."

Es verdroß den Grafen zwar sehr, daß er diese Worte hören mußte, allein er zuckte die Achseln, und ertrug diese Demüthigung, wie er manche andere ertragen hatte.

Der junge Edelmann, welcher hörte, wie die Kinder sich über den alten Mann freuten, war zwar auch nicht sehr damit zufrieden; weil er sie aber liebte und ihnen keine Thränen verursachen wollte, so gab er Befehl, den Alten im Hause zu behalten, wenn er zu irgend einem Dienste Lust hätte. Er antwortete, er wollte zwar gerne bleiben, allein er hätte in seinem Leben nichts Anderes gelernt, als mit Pferden umzugehen. Man gab ihm also ein Pferd zu

warten, und er nahm sich vor, es zum Vergnügen der Kinder abzurichten.

Indeß nun das Schicksal den Grafen von Angers und seine Kinder so führte, wie ich erzählt habe, starb der König von Frankreich, nachdem er verschiedene Waffenstillstände mit den Deutschen geschlossen hatte, und sein Sohn, dessen Gemahlin die Verbannung des Grafen verursacht hatte, ward an seiner Stelle zum Könige gekrönt. Nachdem der letzte Waffenstillstand abgelaufen war, fing dieser den Krieg mit vieler Erbitterung wieder an, und der König von England, als sein neuer Verwandter, sandte ihm viel Kriegsvolk zu Hilfe, unter den Befehlen seines Feldmarschalls Pierrot von Picardie, und Jakob Langleys, des Sohnes seines zweiten Marschalls, welchem der Graf, unerkannt von jedermann, eine lange Zeit im Felde als Stallknecht aufwartete, und als ein tapferer Mann, über die Erwartung, die man von ihm haben konnte, mit Rath und That manchen wichtigen Dienst leistete. Während dieses Feldzuges ward die Königin von einer schweren Krankheit befallen, und wie sie fühlte, daß sie dem Tode nahe war, bekannte sie alle ihre Sünden mit vieler Bußfertigkeit dem Erzbischof von Rheims, welcher für einen frommen und heiligen Mann gehalten ward, und gestand ihm unter andern, daß dem Grafen von Angers um ihretwillen großes Unrecht geschehen wäre; ja sie begnügte sich nicht damit, ihm dieses zu beichten, sondern sie bekannte auch in Gegenwart vieler angesehener Männer, wie alles zugegangen wäre, und bat sie, den König zu vermögen, daß er den Grafen, wenn er noch lebte, oder eines von seinen Kindern, wieder in seine

Güter einsetzte. Nicht lange darnach verschied sie, und ward mit allen Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet.

Wie man dem Könige ihr Bekenntniß hinterbrachte, und wie er die Bedrängnisse, welche der würdige Graf ohne seine Schuld erlitten, mit einigen Seufzern bedauert hatte, ließ er in dem ganzen Heere und an vielen andern Orten ausrufen, daß derjenige, welcher ihm den Aufenthalt des Grafen von Angers, oder irgend eines von seinen Kindern anzeigen könnte, für jeden derselben eine beträchtliche Belohnung erhalten sollte; weil er, laut des Geständnisses der Königin, ihn für unschuldig an allem erkennte, weswegen er wäre verbannt worden; daher er jetzt Willens wäre, ihn zu allen seinen vorigen und zu noch höheren Ehren zu erheben. Dieß alles erfuhr der Graf, der noch immer als Stallknecht erschien, und wie er fand, daß es wirklich wahr wäre, ging er geschwind zu Sir Jakob Langley, und bat ihn, sich mit ihm zu Pierrot zu begeben, weil er ihnen Beiden diejenigen zeigen wollte, die der König suchte.

Wie sie alle Drei beisammen waren, sprach der Graf zu Pierrot, der schon im Begriff war, sich dem Könige zu erkennen zu geben: „Pierrot, dieser Sir Jakob hat Deine Schwester zur Gemahlin, und hat nie eine Aussteuer mit ihr bekommen. Damit ihr nun diese nicht fehlen möge, so ist es mein Wille, daß er und niemand anders die großen Belohnungen empfange, die der König für Deine Person, als für den Sohn des Grafen von Angers, ausgeboten hat, und für Violante, Deine Schwester und Jakobs Gemahlin, und für mich, den Grafen von Angers, Deinen Vater, und daß er uns alle dem Könige vorstelle."

Wie Pierrot dieß hörte, und ihn aufmerksam be=

trachtete, erkannte er ihn den Augenblick, und grüßte ihn als Vater, indem er mit thränenden Augen ihm die Füße umfaßte. Sir Jakob, welcher erstlich die Worte des Grafen hörte, und dann sah, wie Pierrot sich gegen ihn benahm, ward vor Verwunderung und Freude so bestürzt, daß er kaum wußte, was er anfangen sollte; doch weil er den Worten des Grafen glaubte, und mit Erröthen bedachte, daß er ihn oft beleidigt hatte, indem er ihm wie einem Stallknechte begegnete, so fiel er ihm zu Füßen, und bat ihn demüthig für jede Beleidigung um Verzeihung, die ihm auch der Graf, welcher ihn wieder von der Erde erhob, sehr willig ertheilte. Nachdem sie nun alle Drei vieles zusammen über ihre Begebenheiten gesprochen, viel mit einander geweint, und sich viel zusammen gefreut hatten, wollten Pierrot und Jakob den Grafen umkleiden lassen, allein er wollte es nicht eher zugeben, bis Sir Jakob der versprochenen Belohnung gewiß wäre, und um ihn desto mehr zu beschämen, verlangte er, daß er ihn in der Kleidung eines gemeinen Knappen dem Könige vorstellen solle.

Sir Jakob verfügte sich demnach zu dem Könige, indem der Graf und Pierrot ihm nachfolgten, und erbot sich, ihm den Grafen und seine Kinder vorzustellen, wenn er ihm die durch öffentlichen Ausruf versprochene Belohnung reichen ließe.

Der König ließ alsobald die beträchtlichen Belohnungen für alle Drei herbringen, und erlaubte ihm, sie davon zu tragen, wenn er ihm wirklich den Grafen und seine Kinder, seinem Versprechen gemäß, zeigte.

Sir Jakob wandte sich hierauf um, und ließ den Grafen, seinen Knappen, vortreten, und sagte: „Sire, hier

ist der Vater, und hier der Sohn. Die Tochter, welche meine Frau ist, befindet sich jetzt nicht hier; Ihr sollt sie aber mit Gottes Hülfe bald sehen."

Wie der König dieß hörte, betrachtete er den Grafen genau, und wiewohl sich seine Gestalt gegen das, was sie vormals war, ungemein verändert hatte, so erkannte er ihn dennoch, und fast mit Thränen in den Augen erhob er ihn, indem er vor ihm niederkniete; küßte und umarmte ihn, und empfing den Pierrot auf's Gnädigste; befahl auch augenblicklich, den Grafen mit Kleidern, Bedienung, Pferden und Geräth zu versehen, wie es seinem Stande angemessen wäre, welches auch sogleich geschah. Ueberdieß erwies auch der König dem Sir Jakob große Ehre, und ließ sich von seinen vergangenen Begebenheiten genaue Nachricht geben. Wie nun Sir Jakob die ansehnlichen Belohnungen für die Wiederbringung des Grafen und seiner Kinder davon trug, sprach der Graf zu ihm: „Empfange dieses von der freigebigen Hand meines Königs, und vergiß nicht, Deinem Vater zu sagen, daß Deine Kinder, seine und meine Enkel, von der mütterlichen Seite, nicht von Landstreichern abstammen."

Sir Jakob empfing die Geschenke, und ließ seine Gemahlin und seine Mutter nach Paris kommen, wohin sich auch Pierrots Gemahlin begab, und sie lebten alle in großer Freude bei dem Grafen, welchen der König in alle seine Güter wieder eingesetzt, und ihn noch größer gemacht hatte, als er jemals vorher gewesen war. Hernach beurlaubten sie sich bei ihm, und gingen wieder nach Hause; er aber blieb in Paris, und ward bis an sein Ende mehr, als jemals geehrt."

Fünfte Novelle.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo di Chinzica seine Frau. Wie dieser ihren Aufenthalt erfährt, geht er hin, und macht Freundschaft mit Paganino; fordert seine Frau wieder, und Paganino verspricht, sie ihm zurück zu geben, wenn sie selbst damit zufrieden ist. Sie hat aber nicht Lust, mit ihm zurückzukehren; und nach Ricciardo's Tode wird sie die Frau des Paganino.

Es war einmal in Pisa ein Richter, der wohl mehr mit Verstand, als mit körperlichen Kräften begabt war, Namens Herr Ricciardo di Chinzica, welcher sich vielleicht einbildete, mit eben denselben Fähigkeiten bei einer Frau auszureichen, die ihm in seiner Schreibstube zu Statten kamen, und weil er sehr reich war, sich nicht wenig Mühe gab, eine junge und schöne Frau zu bekommen, da er doch das eine, wie das andere, lieber hätte vermeiden sollen, wenn er verstanden hätte, sich selbst so gut als andern zu rathen. Und das gelang ihm denn auch so gut, daß ihm Herr Lotto Gualandi eine seiner Töchter, Namens Bartolomea, zur Frau gab, eines der schönsten und muntersten Mädchen in ganz Pisa, obgleich es dort wenige gibt, die nicht flinker wie die Eidechsen wären.

Wie der Richter sie nun mit großem Jubel heimgeführt, und eine große und prächtige Hochzeit gehalten hatte, so gelang es ihm wirklich einmal in der ersten Nacht, den Dank zu gewinnen (wiewohl er ihn auch diesmal fast verfehlt hätte); und weil er sehr dürr und hager war und wenig Athem hatte, so war am folgenden Morgen erst mancher stärkende Trank, manche hochgewürzte Morselle,

nebst andern Reizmitteln nöthig, um ihn wieder ins Leben zurück zu bringen. Wie nun deswegen der Herr Richter anfing, für die Zukunft seine Kräfte besser, als vorher zu berechnen, so gab er sich Mühe, seiner Frau einen Kalender beizubringen, der sich gut für Kinder in der Leseschule schickte, und vielleicht einmal zu Ravenna gemacht war; denn zu Folge seiner Unterweisung war fast kein Tag im Jahr, an welchem nicht eins, oder mehrere Heiligenfeste einfielen, welchen zu Ehren (aus manchen Ursachen, die er anführte) Mann und Weib sich enthalten mußten; wozu denn noch die Fasttage, Quatember, Vigilien der Apostel und anderer Heiligen kamen, sammt dem Freitag, Sonnabend und Sonntag, den ganzen großen Fasten, und gewissen Phasen des Mondes, und andern dergleichen Ausnahmen; als wenn er es für nöthig hielte, mit seiner Frau die Ferien und Vacanzen ebenso zu beobachten, wie er es mit den Prozeß-Sachen zu halten pflegte.

Diese Weise beobachtete er lange Zeit, zum nicht geringen Verdrusse seiner Frau, welche kaum einen Tag im Monat den ihrigen nennen konnte. Dabei aber gab er sehr genau auf sie Achtung, damit kein Anderer ihr die Werkeltage möchte kennen lernen, wie er sie in den Feiertagen unterwiesen hatte.

Nun begab es sich einmal in den schwülen Hundstagen, daß Herr Ricciardo Lust bekam, die frische Luft auf einem schönen Landgute zu genießen, welches er nahe bei Monte Nero hatte, und daselbst einige Tage zuzubringen. Er nahm sein schönes Weibchen mit, und um ihr während seines dortigen Aufenthalts einige Zerstreuungen zu verschaffen, so nahm er sie einst mit auf den Fischfang

und setzte sich selbst in ein Boot mit den Fischern, indeß seine Frau mit einigen anderen Damen ein anderes Boot betrat, um den Fischzug anzusehen. Ihre Lustbarkeiten führten sie, ohne daß sie es gewahr wurden, wohl einige Meilen in die See, und indem aller Augen auf den Fang gerichtet waren, überraschte sie plötzlich in einer Halbgaleere Paganino von Monaco, welcher zu der Zeit ein berüchtigter Seeräuber war. Sobald er die Boote gewahr ward, machte er den Augenblick Jagd auf sie, und sie konnten nicht so schnell entkommen, daß er nicht das hinterste Boot, auf welchem die Frauenzimmer waren, eingeholt hätte. Wie Paganino die schöne Frau zu Gesichte bekam, nahm er sie vor den Augen des Ricciardo weg, welcher eben das Ufer erreicht hatte, und ohne sich um die Uebrigen zu bekümmern, ließ er sie an Bord seines eigenen Schiffes bringen und segelte davon.

Wie dies der Herr Richter gewahr ward, welcher sonst auf das geringste Lüftchen eifersüchtig zu werden pflegte, so kann man wohl denken, welche Klaglieder er anstimmte. Er jammerte in Pisa und überall über die Frechheit der Corsaren; allein es half nichts, weil er nicht wußte, wer ihm seine Frau geraubt, oder wohin er sie entführt hätte. Dem Paganino, der das Weibchen sehr reizend fand, behagte inzwischen das Ding desto besser, und da er keine Frau hatte, so nahm er sich vor, diese zu behalten, und fing an, ihr mit freundlichen Worten zuzureden, weil sie bitterlich weinte; und wie die Nacht kam, ließ er es sich angelegen sein, sie mit der That zu trösten, weil er meinte, daß Worte nicht viel helfen könnten. Denn sein Kalender war ihm durch den Sack gefallen, und alle Festtage und

Feiertage waren ihm aus dem Gedächtniß gekommen; kurz, ehe sie noch nach Monaco kamen, fand sich das gute Weibchen schon so weit getröstet, daß sie den Richter und seine Gesetzbücher vergessen hatte und anfing, ein viel behaglicheres Leben mit Paganino zu führen. Wie dieser mit ihr nach Monaco kam, ließ er es nicht dabei bewenden, daß er sie Tag und Nacht zu trösten suchte, sondern er begegnete ihr auch zugleich mit aller Achtung, die eine Frau nur erwarten konnte.

Nach Verlauf einiger Zeit erfuhr Herr Ricciardo, wo sich seine Frau befände, und er entschloß sich, von dem feurigsten Verlangen beseelt, selbst hinzugehen, um sie wieder zu fordern, weil er glaubte, daß Niemand so gut wie er sich dabei würde zu benehmen wissen; und es war sein Vorsatz, keine Summe zu sparen, um sie wieder los zu kaufen. Er schiffte sich ein und ging nach Monaco, wo er sie gewahr ward; und sie ihn auch, welches sie sogleich dem Paganino sagte, und in welcher Absicht er käme. Am folgenden Morgen traf Ricciardo den Paganino von ungefähr an, und machte mit ihm Bekanntschaft; und in wenigen Stunden wurden sie sehr vertraut mit einander, doch stellte sich Paganino, als wenn er nichts von ihm gewußt hätte, und wollte sehen, was er anfangen würde. Ricciardo ließ einige Tage vergehen, und wie er es für gelegen hielt, eröffnete er, so höflich und artig er nur konnte, dem Paganino sein Anliegen, warum er gekommen war, und bat ihn, ihm seine Frau wieder zu geben, und nach seinem eigenen Belieben ein Lösegeld für sie zu bestimmen.

Paganino antwortete ihm mit dem freundlichsten Wesen:

„Seid von Herzen willkommen, Herr Richter, und laßt Euch von mir auf Euer Begehren mit wenigen Worten dienen: Ich habe freilich ein junges Weibchen im Hause, von welcher ich nicht weiß, ob sie Eure, oder eines andern Mannes Frau ist, weil ich weder sie, noch Euch, weiter kenne, als von der Zeit her, daß sie sich bei mir aufgehalten hat. Wenn Ihr nun ihr Ehemann seid, wie Ihr sagt, so will ich Euch, weil ich Euch für einen rechtlichen Mann halte, wohl zu ihr führen, und ich bin versichert, daß sie Euch in dem Falle wohl kennen wird; und wenn sie sagt, daß es sich so verhält, wie Ihr behauptet, und sie will mit Euch gehen, so will ich um Eures bescheidenen Betragens willen damit zufrieden sein, daß Ihr selbst das Lösegeld bestimmt, welches Ihr mir für sie geben wollt. Sollte es aber anders sein, so würdet Ihr mir Unrecht thun, wenn Ihr mir sie rauben wolltet; denn ich bin ein junger Mann, und kann so gut, wie ein Anderer, ein Weibchen unterhalten; besonders dieses, welches mir das artigste zu sein scheint, das ich jemals gesehen habe."

„Ach freilich ist sie meine Frau," versetzte Ricciardo, „und wenn Du mich zu ihr bringst, so sollst Du sehen, wie sie mir gleich um den Hals fallen wird. Ich begehre also keine bessere Bedingungen, als die Du mir selbst anbietest."

Wie sie nun mit einander nach Paganino's Hause gegangen, und in einen Saal getreten waren, ließ Paganino die junge Frau rufen, und sie kam aus einer Kammer, gekleidet und geschmückt dahin, wo Ricciardo sich mit Paganino befand und sagte dem Ersteren nicht ein Wort mehr, als was sie irgend einem anderen Fremden

gesagt haben würde, den Paganino in's Haus gebracht hätte. Wie dies der Richter sah, welcher sich geschmeichelt hatte, mit offenen Armen von ihr empfangen zu werden, verwunderte er sich außerordentlich; doch dachte er bei sich selbst: Vermuthlich hat die Traurigkeit und der langwierige Kummer, den ich über ihren Verlust erlitten habe, mich so verstellt, daß sie mich nicht wieder kennt. Er sprach demnach zu ihr: „Weibchen, es kommt mir theuer zu stehen, daß ich Dich auf den Fischfang führte, denn so viel Schmerz hat noch Niemand empfunden, als ich ausgestanden habe, seitdem ich Dich verlor; und wie es scheint, so kennst Du mich nicht mehr, da Du mich so kaltsinnig empfängst. Siehst Du nicht, daß ich Dein alter Ricciardo bin? Ich bin gekommen, um diesem Herrn hier, in dessen Hause wir sind, für Dich zu bezahlen, was er nur verlangt, um Dich wieder zu bekommen und Dich heim zu führen; und er will so gut sein, Dich mir wieder zu geben, weil ich ihn darum bitte."

Die Dame wandte sich darauf ein wenig zu ihm hin, und sagte: „Mein Herr, sprecht Ihr mit mir? Seht zu, ob Ihr mich nicht mit einer Andern verwechselt; denn so viel ich mich erinnern kann, so wüßte ich nicht, daß ich Euch jemals gesehen hätte."

„Bedenke doch, was Du sagst!" erwiderte Ricciardo. „Sieh' mich recht an, und wenn Du Dich nur erinnern willst, so wirst Du wohl sehen, daß ich Dein Ricciardo Chinzica bin."

„Verzeiht mir, mein Herr," versetzte die Dame, „es schickt sich vielleicht nicht so gut für mich, wie Ihr wohl denkt, daß ich Euch so viel betrachte; nichtsdestoweniger

habe ich genug von Euch gesehen, um zu wissen, daß Ihr mir nie vorher zu Gesichte gekommen seid."

Herr Ricciardo dachte, sie sagte das Alles nur aus Furcht vor Paganino, und möchte sich in seiner Gegenwart nicht merken lassen, daß sie ihn kenne; darum bat er sich von Paganino zur Gunst aus, mit ihr in ihrer Kammer unter vier Augen reden zu können. Paganino gab auch dieses gerne zu, unter der Bedingung, daß er sie nicht wider ihren Willen zwingen sollte, und gab deswegen der Dame Erlaubniß, mit ihm in ihre Kammer zu gehen, um zu hören, was er ihr zu sagen hätte, und ihm nach ihrem Gefallen zu antworten.

Wie sie nun Beide allein in der Kammer waren, und Ricciardo sich nebst der Dame gesetzt hatte, fing er wieder an: „Ach liebstes Herzchen meines Leibes, Du Wonne meiner Seele, Du süßes Ziel aller meiner Wünsche! Kennst Du denn Deinen Ricciardo nicht mehr, der Dich mehr, als sein Leben liebt? Wie ist das möglich? Bin ich denn so umgeschaffen? Du Licht meiner Augen, betrachte mich doch ein wenig!"

Die Dame lächelte, und unterbrach seine Rede mit diesen Worten: „Ihr könnt wohl denken, daß ich nicht so kurz von Gedächtniß bin, daß ich nicht wissen sollte, daß Ihr Ricciardo Chinzica mein Gemahl seid; allein so lange ich bei Euch war, habt Ihr mir bewiesen, daß Ihr mich sehr wenig kennt; denn wenn Ihr weise wäret, wie Ihr zu sein scheinen wollt, so müßtet Ihr wohl eingesehen haben, daß ich ein junges, frisches, munteres Weib war, und mußtet wissen, was die jungen Weiber außer Nahrung und Kleidung noch sonst bedürfen, wenn sie es sich aus Bescheidenheit

auch nicht merken lassen. Wie Ihr es damit gehalten habt, das wißt Ihr am besten, und wenn es Euch mehr Vergnügen machte, die Rechte zu studieren, als Euer Weib, so hättet Ihr keine Frau nehmen sollen; wiewohl Ihr mir auch nie wie ein Richter vorgekommen seid, sondern vielmehr wie ein Ausrufer, der die Fasten und Feiertage verkündigt; und ich muß Euch nur sagen, wenn Ihr den Arbeitern, die Euch Eueren Acker bestellen, so viele Feiertage erlaubtet, als demjenigen, der mein kleines Gärtchen bauen sollte, so würde Euch in Eurem Leben kein Halm Korn wachsen. Ich habe mich demjenigen ergeben, den mir der Himmel, welcher meine Jugend mitleidig angesehen, zugeschickt hat; mit ihm bewohne ich diese Kammer, in welcher man nichts von solchen Feiertagen weiß, wie den Eurigen, an welchen Ihr dem Himmel so fleißig dientet, daß die Frau leer ausgehen mußte. Ueber diese Schwelle kömmt dagegen weder Sabbath noch Feiertag, weder Vigilien, Quatember noch Fastenzeit, die kein Ende nimmt, sondern wir sind geschäftig bei Tage und bei Nacht, und ich weiß davon nachzusagen, wie es von den Frühmetten bis zur Vesperzeit bei uns zugeht; deswegen bin ich Willens, hier zu bleiben und nicht müßig zu sein, so lange ich jung bin und die Feiertage, Bußtage und Fasten bis zum Alter aufzuschieben. Ihr könnt indessen nur, sobald als möglich, mit Gott gehen, und könnt ohne mich fasten und feiern, so viel Euch beliebt."

Messer' Ricciardo glaubte sich auf der Folter zu befinden, indem er diese Worte hörte, und wie seine Frau schwieg, gab er ihr zur Antwort: „Mein liebstes Leben! was sind das für Reden, die Du führst? Hast Du denn

gar keine Achtung für Deine eigene Ehre und für die Ehre Deiner Eltern? Willst Du lieber in beständiger Todsünde leben, und das Kebsweib dieses Menschen sein, als in Pisa meine Gemahlin? Wenn dieser einmal Deiner müde wird, so wird er selbst Dich mit Schande fortschicken. Ich aber werde Dich immer lieben, und wenn ich auch nicht mehr lebe, so wirst Du doch die Gebieterin in meinem Hause bleiben. Kannst Du um dieser unordentlichen und ungeziemenden Lust willen Deine Ehre vergessen, und mich, der ich Dich mehr als mein Leben liebe? Ich bitte Dich, bester Trost meines Lebens, rede doch nicht so; bequeme Dich, mit mir zu gehen; ich will von nun an, da ich Deine Wünsche weiß, mir alle Mühe geben, Dir zu gefallen. Aendere demnach Deinen Sinn, mein süßer Schatz, und komm mit mir; denn ich habe keine Wonne gekannt, seitdem ich Dich missen mußte."

„Um meine Ehre," sprach die Dame, „braucht sich jetzt, da es zu nichts mehr helfen kann, Niemand außer mir selbst zu bekümmern. Das hätten meine Eltern thun sollen, ehe sie mich Euch gaben, und wenn sie damals sich nicht um meine Ehre bekümmert haben, so bekümmere ich mich jetzt auch nicht um die ihrige. Ob ich hier Todsünde begehe, oder das Leben gewinne, das braucht Ihr Euch nicht mehr kümmern zu lassen, als mich; und ich muß Euch nur sagen, daß ich hier glaube des Paganino Frau zu sein, und daß ich in Pisa mich nur für Euer Kebsweib hielt, wie noch die Vereinigung der Planeten zwischen Euch und mir sich nach Mondwandelungen und geometrischen Ausrechnungen richten mußte, anstatt daß Paganino mich nie aus seinen Armen läßt, und wie er

mir begegnet, das weiß der Himmel. Ihr sagt mir, Ihr wollt Euch künftig Mühe geben, mir zu gefallen! Womit denn? Ihr seid wohl seit meiner Abwesenheit ein ganzer Held geworden? Geht doch, und gebt Euch Mühe, Euer Leben zu fristen, wiewohl es mir scheint, daß Ihr in Eurem Körper nur zur Miethe wohnt, so schwindsüchtig und abgemergelt seht Ihr aus. Und wisset überdieß: wenn Paganino mich auch verließe, wozu er eben nicht geneigt zu sein scheint, so lange ich selbst nur bei ihm bleiben will, so käme ich doch nimmer wieder zu Euch; denn wenn man Euch auch auskelterte, so gäbt ihr doch kein Näpfchen voll Saft. Da ich es nun zu meinem Schaden und Nachtheil schon einmal mit Euch versucht habe, so würde ich mich auf alle Fälle lieber anderswo zu versorgen suchen. Darum sage ich noch einmal: hier gibts keine Fasten und Feiertage, und deswegen will ich hier bleiben, und Euch rathe ich, daß Ihr mit Gott geht, so geschwind Ihr könnt, oder ich werde über Gewalt rufen."

Wie Messer' Ricciardo fand, daß seine Sache so schlecht bestellt war, und wie er nunmehr zu spät einsah, daß er thöricht gethan hatte, ein junges Weib zu nehmen, ging er voll Traurigkeit, Schmerz und Verzweiflung hinaus, und gab dem Paganino eine Menge bitterer Worte, die ihm aber zu nichts halfen. Endlich gab er seine Frau auf, und zog unverrichteter Sache nach Pisa, wo er vor Schmerz in eine solche Zerrüttung des Gehirns gerieth, daß er allen, die ihn auf der Straße grüßten oder die ihm sonst etwas sagten, nie eine andere Antwort gab als: „Hans Carvels Ring mag keine Fasttage." Er starb auch bald nachher, und wie Paganino seinen Tod erfuhr, und von der Liebe

der jungen Wittwe überzeugt war, nahm er sie zur Frau, und fuhr fort, mit ihr nach der alten Weise zu leben, und sich an keine Feiertage zu kehren, sondern sich's wohl sein zu lassen, so lange sie Beide ihre Beine tragen wollten. Darum däucht mich, meine lieben Damen, daß Herr Bernabo in seinem Streite mit Ambrogiuolo das fahle Pferd ritt."

Sechste Novelle.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird dadurch Gärtner in einem Nonnenkloster, wo sich die Nönnchen eine nach der andern mit ihm gatten.

Es war einmal (und ist noch jetzt) in unsern Gegenden ein Nonnenkloster, welches wegen seiner frommen Bewohnerinnen ziemlich berühmt ist, welches ich aber, um seinem guten Leumund keinen Abbruch zu thun, nicht nennen will, und woselbst vor nicht gar langer Zeit, wie in demselben nicht mehr, als acht Nonnen nebst ihrer Aebtissin, lauter junge Geschöpfe, befindlich waren, ein ehrlicher Mann als Gärtner in Diensten stand, welchem sein Lohn nicht genügte; daher er mit dem Amtmann des Klosters Abrechnung machte und nach Lamporecchio, wo er zu Hause gehörte, zurück ging. Hier befand sich unter mehreren, die ihn bewillkommten, ein junger, starker, rüstiger Bauer, und zugleich ein recht hübscher Bursche für einen Bauersmann, Namens Masetto, welcher ihn fragte, wo er so lange gewesen wäre. Der gute Gärtner, welcher Nuto hieß, sagte es ihm, und Masetto fragte ihn darauf, was seine Verrichtung im Kloster gewesen wäre.

Nuto antwortete: „Ich hatte einen schönen großen

Garten zu bestellen, und überdies ging ich zuweilen zu Walde, um Holz zu machen, holte Wasser und verrichtete allerhand andere kleine Geschäfte; allein die Weiber bezahlten mich so schlecht, daß ich mir kaum die Schuhe konnte flicken lassen; und überdies sind's lauter junge Dinger, die, wie ich glaube, den Teufel im Leibe haben; denn man kann ihnen nichts recht machen. Wenn ich bisweilen im Garten zu thun hatte, so kam die eine und sprach: „Setzt das hier hin;" die andere: „Setzt das dort hin;" wieder eine andere nahm mir die Schaufel aus der Hand, und fand bald dieses, bald jenes nicht recht gemacht: und so schoren sie mich so lange, bis ich die Arbeit liegen ließ und davon ging. Um dieser und anderer Ursachen Willen wollte ich nicht bleiben, sondern nahm meinen Abschied. Der Amtmann bat mich zwar, wie ich wegging, ich möcht' ihm einen andern Arbeiter wieder verschaffen, wenn es sich so treffen wollte, und ich hab' es ihm auch zugesagt; aber er kann lange warten, bis ich ihm Jemand aufsuchen und schicken werde."

Wie Masetto den Nuto so reden hörte, wandelte ihn eine große Lust an, bei den Nonnen zu dienen, weil er aus seinen Worten schloß, daß er wohl mit ihnen zurecht kommen würde; weil er aber fürchtete, sein Plan möchte scheitern, wenn er sich davon gegen Nuto etwas merken ließe, so sprach er zu ihm: „Ach Du hast wohl recht gut gethan, daß Du weggegangen bist; denn was hat man davon, bei Weibern zu dienen? lieber bei Teufeln; denn sechsmal aus sieben wissen sie selbst nicht, was sie wollen."

Sobald aber die Unterredung vorbei war, sann Masetto gleich auf Mittel, um zu den Nonnen zu kommen. Da er sich tüchtig fühlte, alles zu verrichten, was Nuto gethan

hatte, so blieb ihm nur der einzige Zweifel übrig, daß man ihn vielleicht deswegen nicht annehmen würde, weil er zu jung und zu hübsch wäre. Nach langem Hin- und Hersinnen dachte er endlich: Der Ort ist ziemlich weit von hier, und Niemand kennt mich daselbst; wenn ich mich stelle, als wenn ich stumm wäre, so nimmt man mich wohl an. In dieser Hoffnung nahm er seine Axt auf die Schulter, und wanderte, ohne Jemand ein Wort zu sagen, in Bettlerkleidern nach dem Kloster, ging hinein, und fand zufälligerweise den Amtmann im Hofe, den er nach Art der Stummen durch Geberden um etwas zu essen bat, und ihm zu verstehen gab, daß er dafür, wenn es verlangt würde, Holz hacken wollte. Der Amtmann gab ihm gerne zu essen, und wies ihm darauf einige Klötze an, die dem Nuto zu hart gewesen waren, die aber Masetto, als ein kraftvoller Bursche, in kurzer Zeit klein machte. Der Amtmann nahm ihn darauf mit sich in den Wald, ließ ihn daselbst etwas Holz fällen, und winkte ihm, einen Esel, den er ihm vorführte, damit zu beladen, und es nach dem Kloster zu schaffen. Maseto richtete alles gehörig aus, und weil im Kloster noch Manches zu beschicken war, so behielt er ihn noch einige Tage bei sich im Hause, wo ihn eines Tages von ungefähr die Aebtissin gewahr ward, und den Amtmann fragte, wer der Mensch wäre.

„Madonna (sprach der Amtmann), es ist ein armer Taubstummer, der hier vor einigen Tagen Almosen bettelte; ich habe ihn verpflegt und dafür allerhand nothwendige Arbeit verrichten lassen. Wenn er verstünde, im Garten zu arbeiten, und er wollte hier bleiben, so glaube ich, wir würden gute Dienste von ihm haben; denn wir brauchen

einen Gärtner; der Bursch ist rüstig, und man könnte mit ihm machen, was man wollte, ohne zu besorgen, daß er den Nonnen etwas vorschwatzte."

„Du hast wahrlich nicht unrecht (sprach die Aebtissin): Sieh' zu, ob er sich zur Arbeit schickt, und gieb Dir Mühe, ihn hier zu behalten; gieb ihm irgend ein Paar alte Schuhe und alte Kleider, muntere ihn auf, und gieb ihm satt zu essen."

Der Amtmann versprach es, und Masetto, der nicht weit von ihnen war, und sich stellte, als ob er den Hof kehrte, hörte die Unterredung mit an, und dachte: „Wenn Ihr mich nur ins Haus nehmt, so will ich Euch Euren Garten so bearbeiten, wie er in Eurem Leben nicht ist bearbeitet worden." Wie ihn nun der Amtmann zu der Arbeit tüchtig fand, und durch Zeichen und Geberden von ihm verstanden hatte, daß er bereit wäre, alles zu thun, was man von ihm verlangte, nahm er ihn an, zeigte ihm, daß er den Garten bestellen, und was er dabei machen sollte, und ließ ihn darauf bei seiner Arbeit, um seine eigenen Geschäfte im Kloster zu besorgen.

Wie Masetto nun täglich im Kloster arbeitete, fingen die Nönnchen bald an, ihn bei seiner Arbeit zu necken, ihm allerhand kleine Streiche zu spielen (wie einige den Stummen wohl zu thun pflegen), und ihm die leichtfertigsten Sachen von der Welt zu sagen, weil sie glaubten, er verstände sie nicht. Die Aebtissin bekümmerte sich auch wenig oder nichts darum; denn sie glaubte vielleicht, es fehlte ihm eben so sehr am Gefühl, als an der Sprache.

Wie er nun eines Tages viel gearbeitet, und sich niedergelegt hatte, um auszuruhen, nahten sich ihm ein

Paar junge Nonnen und weil er sich stellte, als wenn er schliefe, fingen sie an, ihn zu betrachten, und die eine, die etwas dreister war als die andere, sprach zu dieser: „Wenn ich mich auf Dich verlassen könnte, so wollte ich Dir einen Gedanken anvertrauen, der mir schon oft eingefallen ist, und der vielleicht Dir selbst mit zu Statten kommen könnte."

„Sage nur getrost her (sprach die andere); von mir soll gewiß Niemand etwas davon erfahren."

„Ich weiß nicht (versetzte jene), ob es Dir jemals so wie mir aufgefallen ist, wie strenge man uns hält; sodaß auch niemals ein männliches Wesen zu uns herein kommen darf, außer unserm alten Klosterverwalter, und diesem Stummen; und ich habe doch von manchen Frauenzimmern, die uns zu besuchen pflegen, gehört, daß alle Freuden in der Welt nichts sind gegen diejenigen, die das Weib bei dem Manne genießt. Weil ich das nun sonst nirgends erfahren kann, so ist mir schon oft eingefallen, mit diesem Stummen den Versuch zu machen, ob es wirklich wahr sei. Er ist der beste Mann von der Welt zu dieser Absicht; denn er könnte nichts davon aussagen, wenn er auch wollte. Du siehst, er ist ein großer einfältiger Bengel, der seinen Verstand überwachsen hat."

„Herr Jemine, was sprichst Du! (sagte die andere). Weißt Du denn nicht, daß wir unsere Jungfrauschaft dem lieben Herrn Gott gelobt haben?"

„Ei was! (versetzte jene). Wie viele Dinge werden ihm nicht alle Tage gelobt, die Niemand hält? Wenn wir sie ihm gelobt haben, so mögen andere sie ihm opfern!"

„Aber wenn die Sache nun Folgen hätte?"

„Du denkst an die Folgen, ehe sie da sind (sprach die

erste wieder). Kömmt Zeit, kömmt Rath, und es giebt tausend Mittel, es so zu machen, daß Niemand was erfährt."

Die andere, die ohnehin schon mehr, als ihre Gespielin, begierig war zu erfahren, was der Mann für ein Thier wäre, fragte jene, wie sie denn das Ding anfangen wollte.

„Du siehst (sprach jene), es ist in der Nachmittagsstunde, und ich glaube, daß außer uns alle Schwestern schlafen. Laß uns indessen wohl zusehen, ob auch noch Jemand im Garten ist, und wenn wir Niemand finden, was haben wir denn weiter zu thun, als daß wir den Burschen bei der Hand nehmen, und gehen mit ihm in dies Hüttchen, wo er sich vor dem Regen birgt? So lange die eine mit ihm drinnen ist, muß die andere Schildwacht halten, und er ist so einfältig, daß wir mit ihm machen können, was wir wollen."

Masetto hörte ihre ganze Verabredung, und mit dem besten Willen zu gehorchen, wartete er, daß ihn eine von den beiden abholte. Wie sie allenthalben genau zugesehen hatten, und fanden, daß Niemand sie belauschen könnte, nahte sich ihm diejenige, welche zuerst den Vorschlag gethan hatte, und weckte ihn. Er stand auf; sie nahm ihn liebkosend bei der Hand, und einfältig lachend ließ er sich nach dem Hüttchen führen, wo er sich nicht lange bitten ließ, zu thun was man von ihm begehrte. Sobald er die Wünsche der einen befriedigt hatte, machte sie als treue Schwester ihrer Gespielin Platz, und Masetto stellte auch diese zufrieden und spielte dabei immer die Rolle des Blödsinnigen. Die Nönnchen ließen es nicht bei diesem ersten Versuche bewenden, und gestanden einander im Ver=

trauen, man habe ihnen nicht zuviel davon gerühmt. Sie wußten sich demnach die gelegensten Stunden auch ferner zu Nutze zu machen, um sich mit dem Stummen die Zeit zu vertreiben.

Einmal begab es sich, daß eine von den andern Nonnen aus dem Fenster ihrer Zelle den Handel gewahr ward, und noch zweien anderen zeigte, was vorging. Sie dachten zuerst daran, der Aebtissin alles zu verrathen; doch besannen sie sich eines andern, und machten mit ihren beiden Gespielinnen gemeinschaftliche Sache, und durch allerlei Zufälle wurden auch die drei Uebrigen Theilnehmerinnen an dem Geheimniß; so daß nur noch die Aebtissin die einzige war, die nichts davon argwöhnte. Indem nun diese einmal, wie es schwül war, allein im Garten wandelte, fand sie den Masetto, den das Geschäft der Nacht mehr, als die Arbeit des Tages, ermüdet hatte, unter einem Mandelbaume liegen. Ein schalkhafter Zephyr, der mit seinem leichten Gewande spielte, zeigte der Aebtissin einen Anblick, welcher in der Einsamkeit dieselben Begierden bei ihr erregte, die sich ihrer Nönnchen bemeistert hatten. Sie weckte den Schläfer, nahm ihn mit in ihre Zelle, und ließ ihn in einigen Tagen nicht von sich; zum nicht geringen Verdruß der Nonnen, die sich sehr beklagten, daß der Gärtner nicht kam und den Garten bestellte. Die Aebtissin überließ sich indessen dem Vergnügen, welches sie vielleicht oft an andern getadelt hatte. Endlich entließ sie den Gärtner, und er ging wieder nach seiner Hütte. Weil sie ihn jedoch oft wiederkommen ließ, und mehr als ihren billigen Antheil von ihm verlangte, besorgte Masetto, dem man zuviel anmuthete, sein Verstummen möchte ihm in der Länge theuer zu stehen kommen. Er

fand demnach für gut, wie er an einem Abend bei der Aebtissin war, sich den Zungenriemen zu lösen, und sagte: „Madonna, man pflegt zu sagen, ein Hahn sei genug für zehn Hühner, aber zehn Männer kaum für ein Weib; wie soll ich es denn aushalten, da ich hier neunen dienen muß? Gebt dem Dinge Ziel und Maß, oder laßt mich lieber mit Gott gehen."

Die Aebtissin erstaunte, da sie den vermeintlichen Taubstummen reden hörte. „Was ist das? (rief sie) Ich dachte, Du wärst stumm."

„Das war ich auch (sprach Masetto), aber nicht von Natur; sondern ein Zufall hatte mich der Sprache beraubt: und erst heute habe ich (dem Himmel sei Dank!) sie wieder erhalten."

Sie glaubte ihm, und fragte, was er damit sagen wollte, daß er neunen dienen müsse. Masetto erzählte ihr alles, und nun ward die Aebtissin gewahr, daß sie keine Nonne in ihrem Kloster hatte, die nicht so viel wußte, als sie selbst. Sie faßte demnach den klugen Entschluß, sich mit ihren Schäfchen und mit Masetto so abzufinden, daß dem Kloster kein Schimpf daraus erwüchse. Weil nun um dieselbe Zeit ihr alter Amtmann gestorben war, so gaben sie ihm seine Stelle; nahmen gemeinschaftliche Maßregeln, den Zeitvertreib fortzusetzen, den sie bisher insgeheim getrieben hatten; und trafen dabei solche Einrichtungen, daß ihm sein Dienst nicht zu beschwerlich ward."

Siebente Novelle.

Don Felix lehrt dem Bruder Puccio, wie er durch eine gewisse Bußübung das Paradies gewinnen soll, und thut sich unterdessen gütlich mit seiner Frau.

Man hat mir erzählt, daß einmal nahe bei Sanct Pancratio ein ehrlicher und reicher Mann wohnte, Namens Puccio de Rinieri, der aber an nichts, als an geistliche Dinge dachte, und deswegen Laienbruder bei den Franciscanern ward, die ihn Bruder Puccio nannten. Da nun sein ganzer Hausstand nur aus seiner Frau und einer Magd bestand, so brauchte er sich's eben mit keinem Geschäfte sauer werden zu lassen, sondern er konnte ganz seinem Hange zu geistlichen Sachen folgen, und in die Kirchen gehen, so viel er wollte. Als ein einfältiger Mensch von grobem Schrot und Korn, dachte er nur daran, seinen Rosenkranz abzubeten, in die Predigten zu gehen, und keine Messe zu versäumen, und nie fehlte er bei dem Laudemus, welches die Laienbrüder absangen. Dabei unterließ er nie zu fasten, sich zu geißeln, und bei den Umzügen zu trompeten; denn er gehörte zu den Bußgeißlern.

Seine Frau, die man Monna Isabetta nannte, war ein hübsches rasches Weibchen von achtundzwanzig bis dreißig Jahren; rund wie ein Apfel. Sie mußte aber oft länger fasten, als ihr lieb war, weil ihr Mann so andächtig, und vielleicht auch alt war, und oft, wenn sie lieber geschlafen, oder mit ihm gescherzt hätte, so erzählte er ihr das Leben Christi, oder er unterhielt sie mit den

Predigten des Bruders Nastasio, mit den Klagen der Magdalena, und mit andern solchen Dingen.

Um diese Zeit kam ein Mönch aus Paris zurück, der zum Kloster des heiligen Pancratius gehörte, Namens Don Felix, ein sehr schöner, junger, witziger und gelehrter Mann, mit welchem Bruder Puccio sich in eine sehr genaue Bekanntschaft einließ. Weil nun dieser ihm alle seine Zweifel meisterlich zu heben wußte, und überdies, da er seine schwache Seite entdeckt hatte, den größesten Heiligen gegen ihn spielte, so nahm ihn Bruder Puccio bisweilen des Mittags, oder des Abends, wie es ihm einfiel, mit sich nach Hause zum Essen, und die Frau pflegte ihn dann, dem Bruder Puccio zu Gefallen, auch freundlich aufzunehmen, und sich gegen ihn sehr artig zu betragen.

Wie nun das Mönchlein fleißig in Bruder Puccio's Hause aus und ein ging, und das frische rundliche Weibchen in's Auge faßte, ward er bald gewahr, woran es ihr am meisten fehlte, und bekam Lust, wenn es sich so fügen wollte, dem Bruder eine Mühe abzunehmen, und seine Stelle bei ihr zu vertreten. Er schoß deßwegen verstohlner Weise manchen bedeutenden Blick nach ihr ab, so daß er zuletzt ein ähnliches Verlangen bei ihr erregte. Sobald er dies merkte, nahm er die erste Gelegenheit wahr, sein Anliegen bei ihr anzubringen. Allein so geneigt sie auch war, das Werk zu fördern, so war es doch schwer, das Mittel dazu ausfindig zu machen, weil sie sich außer ihrem Hause dem jungen Pater nicht anvertrauen wollte, und zu Hause war es nicht thunlich, weil Bruder Puccio nie von

der Stelle wich, welches dem Klosterbruder ganz und gar nicht behagte.

Endlich fiel ihm nach langem Nachsinnen ein Anschlag ein, mit ihr in ihrem eigenen Hause eine Zusammenkunft zu veranstalten, ohne daß Bruder Puccio etwas davon argwöhnte, wenn er gleich selbst zu Hause wäre. Wie ihn also dieser einst besuchte, sprach er zu ihm: „Ich habe schon lange bemerkt, lieber Bruder, daß Dein ganzes Trachten dahin geht, ein Heiliger zu werden. Du nimmst aber, däucht mich, einen gewaltigen Umweg, um zu Deinem Endzwecke zu gelangen; da es doch einen weit kürzeren Weg gibt, den der Pabst und andere seiner vornehmen Geistlichen recht gut kennen und benutzen, aber ihn deswegen nicht gerne bekannt werden lassen, weil sonst der geistliche Stand, der von lauter Opfern der Sünder lebt, sich bald ganz auflösen würde, indem die Weltlichen ihn alsdann weder mit Almosen, noch mit andern milden Gaben weiter unterstützen würden. Weil Du aber mein Freund bist, und mir so viel Liebes und Gutes erwiesen hast, so wollte ich Dir dies Mittel wohl offenbaren, wenn ich nur gewiß wüßte, daß Du es Niemand wieder entdecken, und daß Du meine Vorschrift genau befolgen wolltest."

Bruder Puccio, welchem nach diesem Mittel sehr verlangte, bat ihn inständig, es ihm zu lehren, wobei er ihm zugleich schwor, daß er ohne seine Einwilligung nie Jemand etwas davon offenbaren, und daß er gern Alles thun wollte, was in seinem Vermögen wäre, um seine Vorschrift zu befolgen.

„Weil Du mir das versprichst," sprach Don Felix, so will ich Dir's lehren. Du mußt also wissen, daß unsere

gottseligen Lehrer behaupten, wer ein Heiliger werden wolle, der müsse sich nur mit allem Fleiße der Bußübung unterwerfen, die ich Dir beschreiben will. Ich will damit nicht sagen, daß Du nachher nicht immer noch der Sünder bleiben solltest, der Du bist; allein die Sünden, die Du bis zur Stunde Deiner Buße begangen hast, werden völlig abgethan, und diejenigen, die Du nachher begehst, werden Dir nicht zur Verdammniß gereichen, sondern sich mit Weihwasser abwaschen lassen, wie jetzt die Schwachheitssünden. Du mußt also erstlich mit allem Fleiße Deine Sünden beichten, ehe die Buße anfängt; hernach mußt Du vierzig Tage lang strenge fasten und Dich enthalten, und während dieser Zeit nicht nur kein fremdes Frauenzimmer, sondern auch Dein eigenes Weib nicht berühren. Ueberdies mußt Du Dir in dem Bezirk Deines eigenen Hauses einen Platz wählen, wo Du die ganze Nacht den Himmel betrachten kannst; an diesen Ort mußt Du Dich in der Abendstunde begeben, und einen Tisch dahin stellen lassen, der so beschaffen ist, daß Du mit den Füßen die Erde berühren, und mit dem Rücken auf dem Tische liegen könnest, mit ausgebreiteten Armen, wie ein Gekreuzigter (willst Du Dich mit den Händen an ein Paar Pflöckchen halten, so steht es Dir frei), und in dieser Stellung mußt Du unbeweglich bleiben, und den Himmel anschauen, bis der Tag anbricht. Wärst Du ein Gelehrter, so würde ich Dir gewisse Gebete geben können, die Du sprechen müßtest. Da Du aber ein Laie bist, so mußt Du dreihundert Paternoster beten, und eben so viele Ave Maria zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit hersagen, und indem Du den Himmel betrachtest, beständig Gott im Gedächtnisse haben, der Himmel

und Erde gemacht hat, und das Leiden Christi, dem Du in der Stellung nachahmst, in welcher er sich am Kreuze befand. Hernach, sobald die Morgenstunde schlägt, kannst Du, wenn Du willst, Dich in Deinen Kleidern niederlegen und ein wenig schlafen. Darauf mußt Du Vormittags zur Kirche gehen, mußt daselbst zum wenigsten drei Messen hören, und fünfzig Paternoster nebst so vielen Ave Maria sprechen. Alsdann kannst Du in Einfalt des Herzens einige Geschäfte verrichten, wenn Du welche hast, und darauf zu Mittag essen. Um die Vesperzeit mußt Du wieder in die Kirche gehen, und gewisse Gebete sprechen, die ich Dir aufschreiben will, und ohne welche Du nicht fertig werden kannst, und sobald die Abendstunde kömmt, so fängst Du wieder an, nach der vorigen Weise. Wenn Du Alles genau beobachtet, wie ich selbst ehemals gethan habe, so hoffe ich, Du werdest noch vor Ablauf Deiner Bußübung wunderbarliche Vorempfindungen von der ewigen Glückseligkeit spüren, wenn Du die Sache recht mit Andacht treibst."

„Das ist eben keine so schwere und langwierige Sache," sprach Bruder Puccio, „daß sie sich nicht ausführen ließe. Ich will also in Gottes Namen am Sonntag damit anfangen." Darauf beurlaubte er sich bei ihm, ging nach Hause, und erzählte Alles seiner Frau. Diese errieth leicht die Absicht, warum der Mönch ihm empfohlen hätte, die ganze Nacht auf einem Fleck zu bleiben, und weil die Maßregel ihr wohl behagte, so sagte sie, sie ließe sich dieses, und Alles, was er sonst zum Heile seiner Seele vornehmen wollte, recht gerne gefallen; und damit ihm der Himmel sein Bußwerk desto besser gedeihen ließe, so wollte sie selbst mit ihm fasten, ohne jedoch an dem übrigen Bußgeschäfte theilzu=

nehmen. Wie sie darüber einig waren, und der Sonntag herankam, fing Bruder Puccio sein Bußwerk an. Der Mönch stellte sich indessen, sobald es dunkel ward, bei dem Weibchen ein, brachte etwas Gutes zu essen und zu trinken mit, und brachte mit ihr die Nacht in fleißigen Uebungen zu; worauf er sich kurz vor Tages Anbruch wieder entfernte, wenn Bruder Puccio kam, und sich zu Bette legte.

Der Ort, welchen sich Bruder Puccio zu seinem Geschäfte gewählt hatte, war neben der Kammer seines Weibchens, und nur eine dünne Mauer war dazwischen. Weil nun der Mönch seine Andachtsübungen mit ihr einst ein wenig zu heftig treiben mochte, so schien es dem Bruder Puccio schier, als wenn sich das ganze Stockwerk bewegte. Er hielt demnach ein wenig ein mit seinen Paternostern, deren er schon ein Hundert abgelegt hatte, und rief, ohne sich von der Stelle zu bewegen, seiner Frau zu: „Weibchen, was machst Du?"

Da sie ein leichtfertiges Ding war, und vielleicht eben den Gaul des heiligen Benedicts ohne Sattel reiten mochte, so gab sie ihm zur Antwort: „Männchen, ich rege mich aus Leibeskräften."

„Wie so, warum regst Du Dich?" sprach Puccio, „was willst Du damit sagen?"

„Weißt Du nicht was das sagen will?" versetzte sie. „Ich habe Dich ja oft selbst sagen hören: Wen man des Abends satt nicht macht, der muß sich rühren die ganze Nacht."

Bruder Puccio glaubte, die Fasten, die sie ihm einbildete zu halten, raubten ihr den Schlaf und die Ruhe; er gab ihr also treuherzig zur Antwort: „Ich hab' es Dir

wohl gesagt, Frau, faste nicht so strenge, aber Du hast es selbst gewollt, also kehre Dich an nichts, und schlafe ruhig; Du wirfst Dich ja im Bette herum, daß alles unter Dir kracht."

„Laß Dich das nicht kümmern," sprach sie, „ich weiß wohl was ich thue. Mache Du nur Deine Sachen gut, ich will schon suchen, das Meinige zu thun."

Bruder Puccio gab sich damit zufrieden, und ging wieder an seine Paternoster. Die Dame und der Mönch wählten sich aber in der Folge einen entfernteren Ort zu ihren Zusammenkünften, wo sie das Bußgeschäft des Bruders Puccio mit einander ausharrten, und wenn Don Felix wegging, verfügte sich das Weibchen zurück nach ihrem Bette, wo sich Bruder Puccio nach geendigter Buße auch einzustellen pflegte.

Indeß nun Bruder Puccio fortfuhr zu büßen, und seine Frau und Don Felix sich bestrebten zu genießen, pflegte sie oft im Scherz zu diesem zu sagen: „Du läßt den ehrlichen Puccio büßen, und wir gewinnen indessen das Paradies." Und weil es dem Weibchen dabei wohl behagte, so gewöhnte sie sich so gut an die Mönchskost (zumal da ihr Mann sie lange Zeit nur kärglich gefüttert hatte), daß sie auch nach geendigtem Bußwerke Mittel fand, sich an andern Orten mit ihm zu ergötzen. Und so kam es dahin (damit wir nun mit denselbigen Worten beschließen, womit wir angefangen haben), daß Bruder Puccio, indem er meinte, durch sein Büßen das Paradies für sich zu gewinnen, dem Mönch dazu verhalf, der ihm den Weg gezeigt hatte, und seiner Frau ebenfalls, welche lange Zeit

bei ihm großen Mangel an demjenigen gelitten hatte, womit sie der gutherzige Mönch reichlich versorgte."

Achte Novelle.

Ricciardo Minutolo verliebt sich in die Frau des Filippello Fighinolfo. Weil er merkt, daß sie eifersüchtig ist, so bildet er ihr ein, Filippello habe seine eigene Frau zu sich in eine Badstube bestellt, und beredet sie, dahin zu gehen. Wie sie aber meint, ihren Mann ertappt zu haben, findet sie, daß sie den Wolf beim Ohr gefaßt hat.

In Neapel, einer uralten, und vielleicht einer der angenehmsten Städte in Italien, war einst ein junger Mann von einem sehr edlen Geschlecht, und von großem Reichthum, Namens Ricciardo Minutolo. Dieser, welcher selbst ein sehr schönes und artiges Weib zur Frau hatte, verliebte sich in eine andere, die nach dem Urtheil eines jeden alle übrigen neapolitanischen Weiber bei weitem an Schönheit übertraf. Namens Catella, die Frau eines eben so adeligen jungen Mannes, welcher Filippello Fighinolfo hieß, welchen sie auch von ganzem Herzen und über alles in der Welt liebte und hochschätzte.

Wie nun Ricciardo aus Liebe zu dieser Catella alles Mögliche that, um sie zur Gunst und Gegenliebe zu bewegen, und dennoch nichts damit ausrichtete, wollte er schier verzweifeln; denn seine Liebe konnte er nicht los werden, zu sterben konnte er sich nicht entschließen, und das

Leben war ihm zuwider. Indem er sich in dieser Gemüthslage befand, fügte es sich einst, daß einige Damen von seiner Verwandtschaft ihm zuredeten, und ihn ermahnten, von seiner Liebe abzulassen, weil er sich nur vergebliche Mühe machte; denn Catella kennte kein Glück auf der Welt, außer ihrem Mann, auf welchen sie so eifersüchtig wäre, daß sie fürchtete, jeder Vogel in der Luft würde mit ihm davon fliegen.

Wie Ricciardo das Wort Eifersucht hörte, fiel ihm alsobald ein Anschlag ein, um zu dem Ziele seiner Wünsche zu gelangen; er fing deßwegen an, sich zu stellen, als wenn er seiner Liebe zu Catella entsagt, und eine andere Dame zum Gegenstande derselben gewählt hätte, welcher zu Ehren er Turniere und Waffenspiele anstellte, und ihr ebenso die Aufwartung machte, wie er sonst bei Catella gethan hatte. Es währte auch nicht lange, so glaubte ganz Neapel und Catella selbst, daß er diese ganz vergessen und sich seiner neuen Liebschaft völlig gewidmet hätte; kurz er spielte seine Rolle so gut und so lange, daß Catella von ihrer Sprödigkeit nachließ, womit sie ihn sonst, wie er noch in sie verliebt war, abzuweisen pflegte, und ihn wie jeden andern mit nachbarlicher Traulichkeit grüßte, wenn er kam und ging.

Nun traf es sich einmal in der heißen Jahreszeit, wenn die Neapolitaner in kleinen Gesellschaften von Männern und Weibern sich nach der Seeküste zu begeben und daselbst zu Mittag oder zu Abend zu essen pflegen, daß Ricciardo, welcher wußte, daß Catella mit einer Gesellschaft dahin gegangen war, sich ebenfalls mit einigen Freunden und Freundinen dahin begab, und von den andern Damen gebeten ward, mit ihnen Gesellschaft zu machen.

Er ließ sich zuerst ein wenig bitten, als ob er nicht Lust hätte lange da zu bleiben. Darauf fingen die Damen an, mit ihm über seine neue Liebschaft zu scherzen, und weil er sich stellte, als ob es ihm damit sehr Ernst wäre, so gab dieses zur Verlängerung des Gespräches Anlaß. Wie endlich die Damen sich hie und da zerstreuten, wie es bei solchen Lustfahrten gewöhnlich zu geschehen pflegt, und Catella mit einigen wenigen zurückblieb, ließ Ricciardo ein Wörtchen von einer gewissen Liebschaft ihres Mannes Filipello fallen, wodurch ihre Eifersucht den Augenblick Feuer fing, so daß sie vor Begierde brannte, zu wissen, was Ricciardo damit meinte. Sie zwang sich anfänglich, aber endlich konnte sie sich nicht länger halten, und beschwor ihn bei seiner Liebe zu derjenigen, die ihm am theuersten wäre, sich deutlicher über das zu erklären, was er von Filippello gesagt hätte.

„Ihr beschwört mich (antwortete Ricciardo) bei einer so theuern Person, daß ich Euch nichts abschlagen kann, was Ihr verlangt, und ich will es Euch demnach entdecken, wenn Ihr mir versprechen wollt, nie ein Wort davon, weder an Euren Gemahl noch an jemand anders zu sagen, bis Ihr selbst findet, daß alles wahr ist, was ich Euch entdecke; und dazu kann ich Euch, wenn Ihr es verlangt, Gelegenheit verschaffen.“

Die Dame ließ sich seine Bedingungen gefallen, glaubte immer mehr seinen Worten, und schwor ihm Verschwiegenheit. Er ging deswegen mit ihr auf die Seite, und sagte ihr unter vier Augen: „Madonna, wenn ich noch so wie vormals in Euch verliebt wäre, so würde ich mich nicht unterstehen, Euch etwas zu sagen, was Euch gewiß verdrießen muß; weil aber meine Liebe vorüber ist, so kann ich mich eher

entschließen, Euch alles zu entdecken. Ich weiß nicht, ob Filippello mir meine Liebe zu Euch jemals übel genommen, oder vielleicht gar geglaubt hat, daß ich von Euch wieder geliebt würde; wenigstens hat er sich gegen mich selbst nie etwas davon merken lassen. Jetzt aber hält er es vielleicht für die rechte Zeit, um mir (wie er meint) Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem ich mich am wenigsten Arges zu ihm versehe, und meine Frau zu Gunstbezeigungen zu bewegen. Wie ich merke, so hat er schon seit einiger Zeit oft heimlich Botschaft zu ihr gesandt; denn meine Frau hat mir Alles wieder erzählt, und ihm solche Antworten geschickt, wie ich sie ihr in den Mund gelegt habe. Aber siehe da, ehe ich ausging, fand ich wieder eine Unterhändlerin bei meiner Frau. Ich erkannte den Vogel an den Federn, rief also meine Frau, und fragte, was das Weib wollte. „Das kömmt (sagte sie zu mir) von der Aufmunterung, die ich auf Dein Anstiften dem Filippello durch meine Antworten habe geben, und ihm Hoffnung habe machen müssen. Jetzt will er durchaus wissen, wie weit ich gesonnen bin zu gehen, und läßt mich bitten und nöthigen, daß ich mich zu einer heimlichen Zusammenkunft mit ihm verstehen soll, die er mir in einer gewissen Badestube hier in der Stadt vorschlägt. Wenn Du mich nicht (ich weiß nicht warum) dazu gebracht hättest, mich mit ihm in solche Unterhandlungen einzulassen, so hätt' ich ihn mir längst auf eine solche Art vom Halse geschafft, daß er mir nimmermehr hätte nachlaufen sollen."

„Jetzt schien es mir selbst, daß das Ding zu weit ginge, und nicht länger zu dulden wäre, und ich nahm mir deswegen vor, es Euch zu sagen, damit Ihr seht, wie Eure

große Treue Euch belohnt wird, womit Ihr mich schier in die Grube gebracht hättet. Und damit Ihr nicht alles für leere Worte und Fabeln haltet, sondern alles (wenn Ihr Lust habt) mit Euren Augen sehen und mit Händen greifen könnt, so habe ich meiner Frau befohlen, ihm durch seine Unterhändlerin sagen zu lassen, sie wolle morgen in der Nachmittagsstunde, wenn alles schliefe, zu ihm in die Badestube kommen, worüber das Weib sehr vergnügt fortging. Ihr könnt wohl denken, daß ich ihm meine Frau nicht hinschicken werde; wenn ich aber an Eurer Stelle wäre, so würde ich machen, daß er mich anstatt der erwarteten Person vorfinden sollte, und nachdem ich so lange bei ihm gewesen wäre, daß ich hinlänglichen Beweis in Händen hätte, so wollte ich ihm zeigen wer ich wäre, und wollte ihm solche Ehrentitel geben, wie er verdiente. Ich glaube, er würde sich dermaßen schämen, daß wir Beide, Ihr und ich, für die Beleidigung, die er uns hat zufügen wollen, gerächt würden."

Catella, die nicht einen Augenblick bedachte, wer derjenige war, der ihr dieses erzählte, und seinen Betrug nicht argwöhnte, fiel mit der gewöhnlichen Gierigkeit der Eifersüchtigen in den Hamen, glaubte seinen Worten, und da sie einige kleine Vorfälle, die sich zugetragen hatten, diesem Geschichtchen anpaßte, so ließ sie sich schnell vom Zorn hinreißen, und antwortete, sie wollte dies allerdings thun, weil es ohne Schwierigkeit geschehen könnte, und wenn ihr Mann käme, so wollte sie ihn dergestalt heruntermachen, daß er sich daran erinnern sollte, so oft ihm der Gedanke an ein Frauenzimmer in den Kopf käme.

Ricciardo war froh, und wie er sah, wie gut ihm

seine List gelang, fuhr er fort, sie durch mancherlei Reden noch treuherziger zu machen, und empfahl ihr zugleich aufs Nachdrücklichste, sich nimmermehr merken zu lassen, daß er der Angeber gewesen wäre, welches sie ihm auch heilig zusagte.

Des andern Morgens ging Ricciardo zu der Frau, welche die Badestube hielt, die er Catella bezeichnet hatte, sagte ihr, was seine Absicht wäre, und bat sie, ihm darin behülflich zu sein. Da sie ihm viele Verbindlichkeit schuldig war, so bezeigte sie sich willig, und verabredete mit ihm Alles, was sie dabei thun und sagen sollte. Neben der Badestube war ein dunkles Zimmer, in welchem sie alles Nöthige vorbereitete, und welches Ricciardo einnahm. Die gute Dame, welche seinen Worten mehr Glauben beimaß, als sie hätte thun sollen, war des Abends vorher verdrießlich zu Hause gekommen, und da Filippello vielleicht eben auch den Kopf voll anderer Gedanken heim kam, und ihr nicht mit seiner gewöhnlichen zärtlichen Vertraulichkeit begegnen mochte, so ward sie dadurch noch mehr in ihrem Argwohn bestärkt, und dachte: „Der denkt gewiß nur an seine Liebschaft, und wie er sich morgen mit ihr gütlich thun will; aber es soll ihm nicht gelingen.“ Mit solchen Gedanken und mit dem Entwurfe der Strafpredigt, die sie ihm nach ihrer Zusammenkunft halten wollte, beschäftigte sie sich fast die ganze Nacht.

Kaum war die Nachmittagsstunde gekommen, so ließ sich Frau Catella durch nichts abhalten, auf ihre eigene Hand nach der Badestube zu wandern, die ihr Ricciardo beschrieben hatte und fragte die Wirthin, ob Filippello heute da gewesen wäre.

„Seid ihr vielleicht die Dame, die ihn hier hat sprechen wollen?" sprach die Frau, die von Ricciardo abgerichtet war.

„Das bin ich," antwortete Catella.

„So tretet nur hier zu ihm hinein," versetzte die Frau.

Catella, welche denjenigen suchte, welchen sie lieber nicht hier zu finden wünschte, ließ sich in die Kammer führen, wo Ricciardo war; sie trat verschleiert zu ihm hinein und schloß die Thüre hinter sich zu. Ricciardo sprang ihr entzückt entgegen, und sagte leise, indem er sie umarmte: „Sei mir tausendmal willkommen, meine Geliebte!"

Catella erwiederte seine Umarmung, um sich nicht vor der Zeit zu verrathen, und da sie beiderseits ihre Ursachen hatten, sich nicht zu erkennen zu geben, so erfolgte zwischen ihnen ein stummer Auftritt, welcher darum (wenigstens an der einen Seite) nicht weniger zärtlich war, und eine geraume Zeit dauerte. Wie aber Catella endlich glaubte, daß es Zeit wäre, ihrem gerechten Zorn Luft zu machen, fing sie an, voll brennenden Eifers auszurufen: „Wie unglücklich ist das Loos der armen Weiber, und wie übel wird manchen ihre Liebe von ihren Männern vergolten! Ich Aermste habe Dich nun Jahre lang, mehr als mein Leben, geliebt, und nun muß ich erfahren, daß Du böser und gewissenloser Mann Dich in ein fremdes Weib verliebst! In wessen Armen glaubst Du Dich zu befinden? Du bist in den Armen derjenigen, die Du seit langer Zeit fälschlich hintergangen und ihr Liebe vorgeheuchelt hast, da Du doch anderswo liebtest. Ich bin Catella, und nicht die Frau des Ricciardo, Du Falscher, Du Ungetreuer! Kennst Du meine Stimme? Ich bin's selbst, und jeder

Augenblick scheint mir ein Jahr, bis ich Dich an's Licht führen, und Dich in's Angesicht beschämen kann, wie Du es verdienst, Du Nichtswürdiger! O ich armes Weib! an wen habe ich so lange Zeit meine Liebe verschwendet? an einen Ungetreuen, der mich in dem Wahne, ein fremdes Weib zu umarmen, in dieser kurzen Frist mit mehr Liebkosungen überhäuft hat, als seit der ganzen Zeit, da ich die Seinige gewesen bin! Wie feurig beweisest Du Dich heute, Du Meineidiger, da Du zu Hause so laulich bist! Aber Gott sei Dank, daß Du keinen fremden Acker gepflügt hast, sondern Deinen eigenen! Kein Wunder, daß Du mich gestern Abend so kaltsinnig vermiedest; Du dachtest heute Deine ganze Zärtlichkeit anderswo ausströmen zu lassen; aber Dank sei dem Himmel und meiner Vorsicht, daß ich sie in ihr gehöriges Bett zu leiten wußte! Warum antwortest Du nicht, Du Verbrecher? warum sagst Du kein Wort? Verstummst Du vor meiner Rede? Wahrlich ich weiß nicht was mich hindert, daß ich Dir nicht die Augen auskratze. Du glaubtest Deinen Verrath sehr heimlich zu spielen, aber andere Leute sind wahrhaftig so klug wie Du, und es ist Dir nicht gelungen. Ich habe Dir besser auf den Dienst gelauert, als Du dachtest."

Ricciardo freute sich innerlich über die Ausbrüche ihres Zornes, und überhäufte sie, indem er sie nicht aus den Armen ließ, mit neuen und größeren Liebkosungen. Catella aber fuhr fort: „Wenn Du meinst, mich jetzt mit Deinen Liebkosungen wieder zu besänftigen und zufrieden zu stellen, so irrst Du Dich, Du Verhaßter. Ich werde nie wieder ruhig und zufrieden sein, bis ich Dich vor allen unsern Freunden und Verwandten zu Schanden gemacht

habe. Sage mir, Du Gottloser, bin ich weniger schön, als die Frau des Ricciardo? Bin ich weniger adelig, als sie? Warum antwortest Du mir nicht, Du Ehrvergessener? In welchem Stücke ist sie besser als ich? Hebe Dich weg von mir, und rühre mich nicht mehr an; Du bist mir heute schon überlästig geworden. Weiß ich etwa nicht, daß jetzt, da Du mich kennst, nur ein verstellter Eifer Dich beseelt? Aber wenn mir Gott gnädig ist, so will ich Dir wohl den Brodkorb höher hängen. Ich weiß nicht, was mich abhält, nach Ricciardo zu schicken, der mich seit langer Zeit mehr, als sich selbst liebt, und hat sich doch nie rühmen können, daß ich ihn nur angesehen hätte; und ich wüßte doch nicht, ob es Unrecht wäre, wenn ich es thäte. Du hast geglaubt, seine Frau hier zu haben, und das ist so gut, als ob es wirklich so geschehen wäre; denn an Dir hat es nicht gelegen, und folglich könntest Du mir nichts vorwerfen, wenn ich ihn brauchte, um mich an Dir zu rächen."

Kurz, ihre Klagen und Vorwürfe nahmen kein Ende, bis Ricciardo endlich dachte, wenn er sie in ihrem Irrthum davon gehen ließe, so möchte die Sache sehr schlimme Folgen haben. Er entschloß sich also, sich zu erkennen zu geben, und sie aus ihrem Irrthum zu reißen. Er schloß sie demnach so fest in seine Arme, daß sie ihm nicht entwischen konnte und sagte: „Zürne mir nicht, mein liebstes Leben; was ich von Dir durch Liebe nie erhalten konnte, das hat mich die Liebe selbst gelehrt, durch List zu erlangen. Ich bin Dein Ricciardo."

Wie Catella dies hörte, wollte sie sich mit Gewalt von ihm losreißen; allein es war ihr nicht möglich. Sie

wollte schreien; allein er hielt ihr den Mund zu und sagte: „Madonna, es ist jetzt nicht mehr möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen, wenn Ihr auch all' Euer Leben lang schreien wolltet. Und wenn Ihr schreiet, so entstehen daraus unfehlbar zwei Folgen, wovon Euch die eine besonders wichtig sein muß; daß Ihr nämlich Eure Ehre und Euren guten Namen aufs Spiel setzet. Denn gesetzt, Ihr sagtet, ich hätte Euch durch Betrug hieher gelockt, so würde ich es leugnen und vorgeben, Ihr hättet Euch durch Geschenke und Gaben von mir bewegen lassen, und weil Euch diese jetzt nicht hinlänglich schienen, so machtet Ihr darum so viel Geschrei und Aufhebens. Da Ihr nun wohl wißt, daß die Leute das Böse lieber glauben, als das Gute, so würde ich mehr Glauben finden als Ihr. Zweitens würde daraus Todfeindschaft zwischen Eurem Gemahl und mir entstehen, und es wäre eben so leicht als möglich, daß er von meiner Hand stürbe, als ich von der seinigen; und dann würdet Ihr nimmermehr froh und vergnügt sein können. Stürzet Euch demnach, meine Theuerste, nicht in Verdruß und Schande, und stiftet nicht Zank und Todtschlag zwischen mir und Eurem Gemahl. Ihr seid nicht die Erste und nicht die Letzte, die sich hat hintergehen lassen, und ich habe Euch nicht betrogen, um Euch das Eurige zu rauben, sondern mich bewog die überschwengliche Liebe, die ich bisher für Euch empfunden habe und ewig empfinden werde; und so wie seit langer Zeit meine Person, und alles was ich in der Welt vermag und besitze, Eurem Dienste gewidmet war, so wird es Euch künftig mehr, als jemals gewidmet sein. Ihr seid ja sonst so klug in allen Dingen; ich hoffe demnach gewiß, Ihr werdet es auch in diesem sein."

Catella fing an, bitterlich zu weinen, indeß Ricciardo sprach; allein bei allem ihrem Gram und Bekümmerniß konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß Ricciardo wahr spräche. Sie milderte demnach in etwas ihren Zorn, und sagte: „Ich weiß nicht, Ricciardo, wie ich es vor Gott verantworten kann, den Betrug und Schimpf zu ertragen, womit Du mich beleidigt hast. Ich will jetzt nicht schreien, weil ich durch meine Thorheit und Eifersucht mich habe verleiten lassen, mich hieher zu begeben; sei aber versichert, daß ich nimmermehr Ruhe haben werde, bis ich mich auf eine oder die andere Art, wegen Deiner Beleidigung räche. Laß mich los und halte mich nicht länger. Du hast Deine Absicht erreicht und mir Qual genug verursacht; jetzt ist es Zeit, mich gehen zu lassen. Laß mich los, ich bitte Dich!"

Ricciardo, welcher sah, daß ihr Zorn sich noch nicht völlig gelegt hatte, war fest entschlossen, sie nicht eher von sich zu lassen, bis er volle Verzeihung erhalten hatte. Er fing demnach von neuem an, sie mit den liebevollsten Reden zu besänftigen, und er wußte so gut und so lange zu sprechen, zu bitten und zu flehen, daß sie sich endlich überwinden ließ und seine Verzeihung mit der zärtlichsten Gunstbezeugung versiegelte.

Salomon sagt, die verstohlenen Wasser sind die süßesten und das mochte die Dame wohl auch so finden; denn von der Stunde an verwandelte sich ihre Sprödigkeit gegen Ricciardo in die zärtlichste Liebe, welche sie an beiden Seiten mit Klugheit öfters zu befriedigen wußten; und das wolle der Himmel uns allen gleichfalls angedeihen lassen!

Neunte Novelle.

Alibek wird eine Einsiedlerin. Der Klausner Rustico lehrt ihr den Teufel in die Hölle zu schicken; und wie sie zurückkommt, wird sie die Frau des Neerbal.

In der Stadt Capsa in der Barbarei war einmal ein sehr reicher Mohr, der verschiedene Kinder hatte, und unter andern eine sehr schöne, niedliche Tochter, Namens Alibek. Diese hörte oft von den Christen, die in ihrer Stadt wohnten, den christlichen Glauben und den Gottesdienst der Christen so sehr rühmen, daß sie einst einen von ihnen fragte, wie man denn am besten und am ungestörtesten Gott dienen könnte. Man sagte ihr, diejenigen dienten Gott am besten, welche die Dinge dieser Welt am meisten fliehen, zum Beispiele die Einsiedler, die sich in der Thebaischen Wüste aufhielten. Alibek, ein unschuldiges vierzehnjähriges Mädchen, welches nicht von einem gemäßigten Verlangen, sondern von einer kindischen Begierde getrieben ward, machte sich sogleich am folgenden Tage heimlich und ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, auf den Weg nach der Thebaischen Wüste, wo sie auch, nachdem sie in ihrem ersten Eifer alle Beschwerden muthig überstanden hatte, glücklich ankam.

Hier ward sie in der Ferne eine kleine Hütte gewahr, und nahte sich derselben. Ein frommer Klausner stand an der Thüre, welcher sich sehr verwunderte, sie zu sehen, und fragte, was sie suchte.

Sie antwortete, sie fühlte sich von Gott berufen,

und wünschte sich seinem Dienste zu weihen, und jemand zu finden, der sie darin unterrichte.

Der ehrwürdige Einsiedler, der das Mädchen so jung und so hübsch fand, fürchtete, der Teufel möchte ihm einen Streich spielen, wenn er sie bei sich behielte. Er lobte ihr frommes Vorhaben, bewirthete sie mit Wurzeln, wilden Baumfrüchten und Datteln, und mit einem Trunk Wasser, und sagte: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein heiliger Mann, welcher in demjenigen, was Du suchst, ein weit größerer Meister ist, als ich bin. Zu ihm rathe ich Dir zu gehen.“

Er zeigte ihr auch den Weg zur nächsten Klause. Doch hier erhielt sie denselben Bescheid, und auf diese Weise ward sie von einem zum andern weiter gesandt, bis sie endlich zu der Zelle eines frommen, andächtigen jungen Einsiedlers Namens Rustico kam, welchem sie ebenso, wie den andern ihr Anliegen vortrug.

Rustico glaubte eine Gelegenheit gefunden zu haben, seine Selbstverleugnung auf eine große Probe zu stellen. Er schickte also nicht, wie die Andern gethan hatten, das schöne Mädchen weiter, sondern er behielt sie bei sich in seiner Zelle, und wie der Abend herankam, bereitete er ihr in einem Winkel ein Lager von Palmblättern. Kaum war dieses geschehen, und sie hatten sich niedergelegt, so fing der Geist der Versuchung an, seinen Kräften eine Schlacht anzubieten; da er ihn lange Zeit in Ruhe gelassen hatte, so ließ sich Rustico jetzt bei einem so plötzlichen Ueberfalle von ihm desto leichter überwinden; er vergaß alle seine frommen Gedanken, Gebete und Bußübungen, und beschäftigte seine Einbildung nur mit der Jugend und Schönheit

des Mädchens, und mit Anschlägen, wie er es beginnen wollte, seinen Zweck bei ihr zu erreichen, ohne sich der Leichtfertigkeit verdächtig zu machen. Er legte ihr demnach zuerst einige Fragen vor, und überzeugte sich bald durch ihre Antworten, daß sie in den Geheimnissen der Liebe völlig neu und unerfahren war; daher er auf den Einfall kam, sie unter dem Scheine eines verdienstlichen Werkes zu seiner Absicht willig zu machen. Er fing also zuerst an, ihr weitläufig zu erklären, welch ein geschworner Feind Gottes der Teufel wäre, und ihr hernach zu bedeuten, daß man dem lieben Gott keinen größeren Dienst leisten könnte, als wenn man den Teufel in die Hölle sperrte, die er ihm zum Verdammungsorte bestimmt hätte.

„Wie geschieht denn das?“ fragte das Mädchen.

„Das sollst Du bald erfahren,“ sprach Rustico, und befahl ihr, in der leichten Kleidung, in welcher sie Beide sich gelagert hatten, aufzustehen und neben ihm niederzuknieen.

Indem nun der Eremit alle Reize des jungen Mädchens vor Augen hatte, und mit ihr in so nahe Berührung kam, wirkte das alles so mächtig auf ihn, daß bei ihm der Elektrometer anfing, einen beträchtlichen Winkel mit dem Horizont zu machen, welches Alibek gewahr ward und fragte: „Was ist das, Vater, das Ihr da habt, und ich nicht?“

„Ach meine Tochter! (sprach Rustico), das ist eben der Teufel, von dem ich Dir gesagt habe, und wie Du siehst, so beunruhigt er mich so sehr, daß ich es fast nicht aushalten kann.“

„Nun Gott Lob! (sprach Alibek), daß mich solch ein Teufel nicht plagt.“

„Das ist wahr (sprach Rustico). Dafür hast Du aber etwas wieder, das ich nicht habe.“

„Was wäre denn das?“ fragte Alibek.

„Du hast die Hölle (sprach Rustico), und ich glaube, Du bist zum Heile meiner Seele zu mir gesandt worden. Wenn Du so viel Barmherzigkeit mit mir hättest, daß Du mir vergönntest, den Teufel, der mir so arg zusetzt, in die Hölle zu sperren, so könntest Du mir eine Wohlthat und dem Himmel einen großen Dienst thun, wenn das wirklich die Absicht ist, in welcher Du hergekommen bist, wie Du mir sagst.“

Das Mädchen antwortete ihm treuherzig: „Mein Vater, wenn ich die Hölle habe, so mögt Ihr den Teufel nur hinein schicken, so bald Ihr wollt.“

„Gott segne Dich, meine Tochter! (sprach Rustico.) Laß uns nicht säumen, ihn so einzusperren, daß er mich hernach in Ruhe läßt.“

Er lehrte sie darauf diesen hartnäckigen Feind Gottes einzukerkern; und da sie den Teufel sonst noch nie gekannt hatte, so konnte sie sich nicht enthalten, zu sagen: „Vater, der Teufel ist doch wohl ein rechter Bösewicht, daß er sogar in der Hölle Unheil stiftet.“

„Das thut er aber nicht immer,“ sprach Rustico, und wußte es so einzurichten, daß der Teufel am Ende den Kamm sinken ließ, und ihn nicht mehr belästigte.

In der Folge fand Alibek immer mehr Gefallen an ihrem Geschäfte, und sagte einst zu Rustico: „Die guten

Christen in Capsa hatten doch wohl Recht, daß der Gottesdienst eine angenehme Sache ist, und wer den Teufel nicht gern in die Hölle sperren hülfe, der müßte wohl nicht gescheidt sein." Sie pflegte auch wohl bisweilen ihre Verwunderung zu bezeugen, daß der Teufel nicht immer in der Hölle bliebe, wo man ihn doch so gerne hätte. Mit einem Worte, sie ward in ihren geistlichen Uebungen zuletzt so eifrig, und ermahnte ihren Lehrmeister so oft, sie nicht müssig gehen zu lassen, daß er ihr mehr als einmal sagen mußte, man brauche den Teufel nicht anders in die Hölle zu bannen, als wenn er übermüthig werde, und die Nase zu hoch halte. In der That wußte Alibek in kurzer Zeit den Teufel so kirre zu machen, daß Rustico, der blos von Wurzeln und Wasser lebte, ihr endlich gestand, ein Teufel wäre zu wenig für die Hölle. Da nun das Mädchen fand, daß er ihr nicht mehr genug Gelegenheit zu ihrer verdienstlichen Handlung gab, so fing sie schier an, über ihn zu murren.

Um diese Zeit begab es sich, daß Alibek's Vater und alle ihre Brüder zu Capsa an der Pest starben*) und daß sie die Erbin aller Güter ihres Vaters ward. Wie dies ein gewisser junger Mann, Namens Neerbal hörte, der das Seinige alles mit Weibern verthan hatte, machte er sich auf sie zu suchen, und war noch eben zu rechter Zeit glücklich genug, sie zu finden, ehe der Hof die Erbschaft wegen Mangel rechtmäßiger Erben zu sich nahm. Er heiratete sie und ward Besitzer ihres Vermögens. Ehe

---

*) Boccaccio läßt sie gar verbrennen; wir wollen sie aber lieber ein wenig gelinder wegkommen lassen.

er sie heimholte, ward sie von den andern Weibern gefragt, womit sie Gott in der Wüste gedient hätte. Sie antwortete: sie hätte den Teufel in die Hölle gesperrt, und Neerbal hätte nicht wohl gethan, sie von diesem Dienste abwendig zu machen. Wie die Weiber darauf fragten, wie man den Teufel in die Hölle sperrte, und sie es ihnen erklärte, mußten sie herzlich lachen, und versicherten ihr, Neerbal würde sie in diesem guten Werke nicht stören. Wie die Geschichte nach und nach verlautete, ward das Einkerkern des Teufels zum Sprichwort, nicht nur in Capsa, sondern auch diesseits des Meeres, bis auf den heutigen Tag. Lernt also den Teufel in die Hölle schicken, Ihr hübschen Mädchen, die Ihr die Gnade des Himmels begehrt; denn es ist nützlich und angenehm, und es pflegt viel Gutes darnach zu kommen."

Zehnte Novelle.

Girolamo ist in Salvestra verliebt. Seine Mutter dringt in ihn, nach Paris zu reisen. Er kommt zurück, und wie er seine Geliebte verheiratet findet, schleicht er sich heimlich in ihr Haus und stirbt an ihrer Seite; und indem man in der Kirche sein Leichenbegängniß hält, stirbt auch Salvestra über seinem Leichnam.

Es war einmal, wie unsere Alten sagen, ein sehr angesehener und reicher Kaufmann in dieser Stadt, Namens Lionardo Sighieri, welcher mit seiner Frau einen Sohn hatte, den er Girolamo nannte, nach

dessen Geburt er bald sein Haus bestellte und starb. Die Vormünder und die Mutter des Knaben setzten indessen die Geschäfte treulich und fleißig fort. Wie der Knabe mit andern Kindern in der Nachbarschaft heranwuchs, fand er das meiste Vergnügen an dem Umgange eines kleinen Mädchens von seinem Alter, welches die Tochter eines Schneiders war. Dieser Umgang verwandelte sich mit den Jahren in eine so zärtliche und heftige Liebe, daß Girolamo sich nicht glücklich fühlte, wenn er nicht bei ihr war, und wirklich liebte das junge Mädchen ihn nicht weniger, als sie von ihm geliebt ward. Die Mutter des Knaben, welche dieß bisweilen bemerkte, gab ihm deswegen manchen Verweis und manche Züchtigung; wie aber Girolamo dennoch nicht von ihr ablassen konnte, beklagte sie sich darüber gegen seine Vormünder, und weil sie vermuthlich glaubte, das Geld mache den Mann, so sagte sie: „Dieser Knabe, der kaum vierzehn Jahre alt ist, hat sich dermaßen in das Schneidermädchen Salvestra vernarrt, daß er sie wohl gar einmal heimlich zur Frau nimmt, wenn wir sie ihm nicht aus den Augen schaffen, und das würde mich ewig ärgern, oder er grämt sich dereinst das Herz ab, wenn sie dereinst an einen Andern verheirathet wird. Um Beides zu verhüten, glaube ich, daß Ihr wohl thun würdet, wenn Ihr ihn in Handlungsgeschäften ziemlich weit von hier entfernet, denn wenn er sie nur nicht täglich vor Augen hat, so wird er sie nach und nach vergessen, und dann können wir ihm ein Mädchen von guter Herkunft zur Frau geben."

Die Vormünder gaben ihr Recht, und versprachen, ihr Bestes zu thun. Sie ließen den Knaben zu sich rufen, und

einer von ihnen sprach sehr liebreich zu ihm: „Mein Sohn, Du fängst an, heran zu wachsen, und es wäre gut, wenn Du lerntest selbst ein wenig nach Deinen Sachen zu sehen. Es würde uns folglich lieb sein, wenn Du auf einige Zeit nach Paris gingest, wo Du einen großen Theil Deines Vermögens im Umlauf finden, und überdieß dort mehr Gelegenheit haben wirst, als hier, Deine Sitten zu verfeinern und zu verbessern, wenn Du mit den Vornehmen und Adeligen umgehst und Dich nach ihnen bildest, und kömmst dann wieder zu uns."

Der Knabe hörte aufmerksam zu, gab aber zur Antwort, er wollte nicht, denn er glaubte eben so gut in Florenz fortkommen zu können, als andere Leute.

Die Vormünder suchten zwar alle Gründe hervor, um ihn zu bewegen; wie sie aber keine andere Antwort von ihm erhalten konnten, sagten sie es der Mutter, welche sich heftig darüber erzürnte; nicht deswegen, daß er nicht nach Paris gehen wollte, sondern weil sie alles auf die Rechnung seiner Liebe schrieb. Sie machte ihn daher erst heftig herunter, änderte über nachher ihre Sprache, und bat ihn mit guten und liebreichen Worten, ihr zu Gefallen dasjenige zu thun, was seine Vormünder verlangten; und sie wußte ihn so gut zu überreden, daß er endlich einwilligte, auf ein Jahr (aber nicht auf längere Zeit) nach Paris zu gehen. Er ging also mit der zärtlichsten Liebe im Herzen dahin ab, und man wußte unter mancherlei Vorwand ihn zwei volle Jahre daselbst hinzuhalten. Endlich aber, wie er noch verliebter als jemals, wieder nach Hause kam, fand er seine Salvestra an einen jungen Mann verheirathet, der ein Zeltmacher war, welches ihn außerordentlich schmerzte.

Weil er aber sah, daß es nicht mehr zu ändern war, versuchte er, sich zufrieden zu geben, und nachdem er ihre Wohnung ausfindig gemacht hatte, fing er an (wie verliebte Jünglinge pflegen), fleißig bei ihr vorüber zu gehen, weil er sich schmeichelte, ihr eben so unvergeßlich geblieben zu sein, als sie ihm war; allein die Sache verhielt sich anders. Sie dachte so wenig an ihn, als wenn sie ihn nie gekannt hätte, oder wenn sie sich seiner noch erinnerte, so ließ sie ihn wenigstens nichts davon merken. Dieß ward der Jüngling in kurzer Zeit gewahr, und es verdroß ihn nicht wenig. Er gab sich indessen alle ersinnliche Mühe, sich wieder bei ihr in Erinnerung zu bringen, und wie er fand, daß alles nicht helfen wollte, nahm er sich vor, sie selbst zu sprechen, und wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Nachdem er sich in dieser Absicht bei einem ihrer Nachbarn nach der innern Einrichtung ihres Hauses erkundigt hatte, schlich er sich einst am Abend, wie sie mit ihrem Manne zu einem Freunde in der Nachbarschaft eingeladen war, in ihr Haus, und verbarg sich hinter einigen ausgespannten Zelttüchern, wo er wartete, bis die jungen Eheleute nach Hause kamen. Wie sie zurückgekommen und zu Bette gegangen waren, und wie er merkte, daß der junge Mann schon fest schlief, ging er auf die andere Seite des Bettes, wo er die Salvestra sich niederlegen gesehen hatte. Er legte ihr die Hand auf die Brust, und fragte leise: „Schläfst Du schon, Salvestra?“

Sie war noch nicht eingeschlafen, und war im Begriff zu schreien, allein er kam ihr zuvor, indem er sagte: „Um Gotteswillen werde nicht laut, ich bin Dein Girolamo.“

Zitternd vor Schrecken gab sie ihm zur Antwort: „Um des Himmelswillen, Girolamo, entferne Dich. Die Zeiten sind vorbei, da wir als unschuldige Kinder einander lieben durften. Aber Du siehst, jetzt bin ich Weib, und es geziemt mir nicht, einem Andern als meinem Ehemann, Gehör zu geben. Ich beschwöre Dich deswegen bei Gott, Dich zu entfernen; denn wenn mein Mann Dich vernähme, und es entstände auch sonst kein Unheil daraus, so wäre unser Hausfriede auf immer gestört, da wir doch jetzt ruhig und vergnügt mit einander leben."

Diese Worte drohten dem Jünglinge das Herz abzustoßen, indem er an ihre vorige Liebe gedachte, die sich an seiner Seite im geringsten nicht vermindert hatte. Er bat, er flehete, er versprach, allein er konnte mit den größesten Verheißungen nichts von ihr erlangen; so daß er sich endlich den Tod wünschte, und sie flehentlich bat, ihm zum Lohn für seine große Liebe nur die einzige Wohlthat zu gewähren, da er vor Kälte ganz erstarrt wäre, indem er auf sie gewartet hätte, daß er sich nur wenige Augenblicke an ihrer Seite niederlegen dürfte, um sich wieder zu erwärmen; er versprach dabei auf's Heiligste, weder ein Wort zu sprechen, noch sie anzurühren, und wieder davon zu gehen, so bald er sich nur ein wenig erholt hätte.

Salvestra, die sich des Mitleidens nicht enthalten konnte, ließ es zu. Er legte sich also neben ihr nieder, ohne sie zu berühren, vertiefte sich in Gedanken an seine langwierige und beständige Liebe zu ihr, und an ihre jetzige Unempfindlichkeit, und nahm sich vor, zu sterben. Er hielt deswegen den Athem so lange an sich, bis er, ohne einen

Laut von sich zu geben, die Hände krampfhaft zusammenzog, und verschied.

Wie er nun eine geraume Zeit gelegen hatte, verwunderte sich Salvestra, daß er so stille lag, und weil sie befürchtete, ihr Mann möchte erwachen, so fragte sie den Girolamo leise, warum er noch nicht wieder fortginge. Weil er nicht antwortete, glaubte sie, er wäre eingeschlafen, und streckte demnach die Hand aus, um ihn aufzuwecken. Indem sie ihn berührte, fühlte sie, daß er eiskalt war, worauf sie anfing, ihn stärker zu rütteln, bis sie sich endlich überzeugte, daß er gestorben wäre. Sie ward darüber so bestürzt, daß sie eine Zeit lang nicht wußte, was sie anfangen sollte. Endlich kam sie auf den Einfall, ihrem Manne den Vorfall verdeckterweise zu erzählen, um zu hören, was er dazu sagen würde. Sie weckte ihn demnach und trug ihm die Begebenheit so vor, als ob sie sich mit einer andern Frau zugetragen hätte, und fragte ihn, was er wohl thun würde, wenn ihr selbst dergleichen begegnete. Der ehrliche Mann antwortete: seiner Meinung nach müsse man den Todten in der Stille nach seinem Hause schaffen, und ihn dort seinem Schicksal überlassen, ohne der Frau, die allem Anschein nach nichts dafür könnte, deswegen das Geringste zur Last zu legen.

„Dann ist die Reihe an uns, dieses zu thun," antwortete die junge Frau, indem sie zugleich ihres Mannes Hand nahm, und ihn den Leichnam fühlen ließ. Dieser sprang erschrocken auf, zündete ein Licht an, und ohne mit seiner Frau viel Redens zu machen, nahm er den Leichnam auf die Achsel, trug ihn mit dem Bewußtsein seiner Unschuld nach seinem Hause, und ließ ihn daselbst

vor der Thüre liegen. Wie es Tag ward, und man ihn todt vor der Hausthüre liegen sah, gab es einen großen Lärm und Gewinsel, besonders von Seiten seiner Mutter. Man besah und untersuchte den Leichnam allenthalben, und wie man weder Wunde noch Quetschung an ihm fand, erklärten die Aerzte, er müsse vor Gram gestorben sein, wie er es auch wirklich war.

Die Leiche ward nunmehr nach einer Kirche gebracht, wohin sich die Mutter mit einem zahlreichen Gefolge von Freundinnen und Nachbarinnen begab, um ihn (wie es bei uns gebräuchlich ist) laut zu beweinen und zu beklagen. Indem nun seinetwegen eine außerordentliche Wehklage gehalten ward, sprach der ehrliche Zeltmacher, in dessen Hause er gestorben war, zu seiner Frau: „Wirf doch Deinen Schleier um, und geh' einmal nach der Kirche, wohin man den Girolamo gebracht hat; mische Dich unter die Trauerweiber, und höre zu, was man von der Begebenheit urtheilt. Ich will indessen unter das Mannsvolk gehen; so hören wir doch, ob man nicht etwas von uns afterredet."

Die junge Frau, welche sich zu spät vom Mitleiden gerührt fühlte, war damit zufrieden; denn sie selbst wünschte nunmehr denjenigen im Tode zu sehen, den sie lebend nicht einmal mit einem Kusse hatte laben wollen; sie ging also dahin.

Es ist wunderbar, wenn man betrachtet, wie schwer es ist, den mächtigen Wirkungen der Liebe auf die Spur zu kommen. Dasselbige Herz, welches dem Girolamo in seinen glücklichen Tagen verschlossen blieb, öffnete sich wieder, wie es ihm unglücklich ging, und erregte bei Salvestra

das innigste Mitleiden, wie sie sein erblaßtes Antlitz gewahr ward. Sie hatte, in ihren Schleier gehüllt, sich durch die Reihen der Trauerweiber hindurch gedrängt, bis sie zu seinem Leichnam gelangt war. Mit einem lauten Schrei stürzte sie auf ihn hin, nicht um ihn mit ihren Thränen zu baden, sondern leblos vor Schmerz, wie er selbst, lag sie da, eine Leiche, wie ihr Girolamo. Die Weiber, welche nicht wußten, wer sie war, suchten sie zu trösten, und baten sie sich aufzurichten. Wie sie sich aber nicht rührte, versuchten sie, sie aufzuheben; allein sie fanden sie unbeweglich, und wie sie sie aufhoben, entdeckten sie auf einmal, daß es Salvestra, und daß sie todt war. Diese Entdeckung verdoppelte das Mitleid der Frauenzimmer, und bewegte sie von neuem zu den bittersten Wehklagen. Das traurige Gemurmel verbreitete sich auch bald außerhalb der Kirche unter den Männern, und wie Salvestra's Ehemann es vernahm, war er untröstlich, und konnte eine geraume Zeit nicht aufhören zu weinen. Wie er hernach einigen der Umstehenden die Begebenheiten der vergangenen Nacht mit seiner Frau und dem Jünglinge erzählte, erfuhr ein Jeder die Ursache ihres beiderseitigen Todes und konnte nicht umhin, sie zu beklagen.

Die entseelte junge Frau ward hierauf mit einem anständigen Todtengewande bekleidet, und mit dem Jünglinge in eine Bahre gelegt, und nachdem man sie lange beklagt hatte, wurden sie Beide in einer Gruft beigesetzt. Amor hatte sie lebend nicht vereinigen können; doch jetzt vereinte sie der Tod auf ewig."

Elfte Novelle.

Cimon wird durch die Liebe vernünftig; er entführt Iphigenia, seine Geliebte, mit Gewalt auf dem Meere. In Rhodus geräth er in Gefangenschaft, aus welcher Lysimachus ihn befreit und gemeinschaftlich mit ihm Iphigenia und Kassandra an ihrem Hochzeitstage entführt, worauf sie mit ihnen nach Creta fliehen, sich mit ihren Geliebten vermählen, und darauf in Frieden nach Hause berufen werden.

Wir lesen in den alten Geschichten der Cyprier, daß einst auf der Insel Cypern ein sehr angesehener Mann lebte, Namens Aristippus, welcher unter allen seinen Landsleuten den größten Ueberfluß an zeitlichen Gütern besaß. Nichts würde seinem Glücke gefehlt haben, wenn das Schicksal ihm nicht in einem Umstande ein größeres Herzeleid als anderen Menschen beschieden hätte; er hatte nämlich unter mehreren Kindern einen Sohn, der zwar an Größe, Gestalt und Schönheit alle übrigen Jünglinge übertraf, allein dabei fast ganz blödsinnig war, so daß alle Hoffnung verloren schien, etwas aus ihm zu machen. Er hieß eigentlich Galesus; weil aber weder die Mühe, die seine Lehrer sich mit ihm gaben, noch die Güte oder die Strenge seines Vaters, noch irgend ein Mittel, welches andere Leute ersonnen, im Stande waren, ihm das Geringste von Wissenschaften oder guten Sitten beizubringen, so pflegte man ihn wegen seiner groben plumpen Stimme, Geberden und Handlungen, die mehr viehisch als menschlich waren, Cimon zu nennen, ein Beiname, der bei ihnen ebensoviel bedeutete, als wenn wir jemand ein Vieh schelten. Seine

ungeschliffene Aufführung machte seinem Vater vielen Verdruß, bis er endlich alle Hoffnung aufgab, ihn zu einem rechtlichen Menschen zu machen; daher er ihn, um ihn nur aus seinen Augen zu entfernen, auf ein Dorf schickte und ihm befahl, daselbst bei den Knechten und Bauern zu bleiben; und dieses ließ er sich auch gerne gefallen, weil ihm selbst die bäurische Lebensart besser behagte, als der Umgang mit den Menschen in der Stadt.

Wie nun Cimon auf dem Lande lebte und sich daselbst mit der Feldarbeit beschäftigte, traf es sich eines Tags kurz nach Mittag, daß er mit seinem Karst auf der Schulter von einem Dorfe nach einem andern ging, und durch ein angenehmes Gehölz kam, welches mit dem herrlichsten Laube prangte, weil es eben im Maimonat war. Hier schien sein guter Glücksstern seine Schritte nach einer Wiese zu leiten, die von hohen Bäumen umgeben und an einer Seite von einem schönen kühlen Bache umflossen ward. Neben demselben sah er auf dem grünen Rasen ein wunderschönes Mädchen in einem so leichten Gewande schlafen, daß es fast keinen ihrer blendenden Reize verbarg; denn vom Gürtel niederwärts hatte sie blos eine feine weiße Decke über sich gebreitet. Zu ihren Füßen schliefen zwei Weiber und ein Mann, welche sie bedienten. Wie Cimon das Mädchen erblickte, stutzte er, als wenn er noch nie eine weibliche Gestalt gesehen hätte, stützte sich auf seine Hacke und betrachtete sie mit stummer Verwunderung. In seiner rohen Brust, welcher tausend Lehren und Ermahnungen nicht einen Funken Empfindung für eine gesittete Aufführung hatten beibringen können, ward auf einmal ein Gefühl erweckt, welches seinem groben plumpen Vorstellungsvermögen zu verstehen gab, dieß sei das schönste

Wesen, welches jemals ein Sterblicher erblickt habe. Jetzt fing er an, auch die einzelnen Theile ihrer Schönheit zu mustern; er bewunderte ihr Hauptthaar, dem das Gold an Glanze weichen mußte, die Stirne, die Nase, den Mund, den Hals und die Arme; vor allen Dingen aber den kleinen Busen, der eben anfing, sich zu wölben: und als wenn er aus einem Bauern auf einmal zum Kunstkenner geworden wäre, so konnte er sich den Wunsch nicht versagen, ihre Augen zu sehen, die ein tiefer Schlaf noch verschlossen hielt. Um diese zu erblicken, kam ihm mehr als einmal die Lust an, die schöne Schläferin zu wecken. Weil er sie aber unendlich schöner fand, als alle Weiber, die er jemals gesehen hatte, so zweifelte er, ob sie nicht vielleicht eine Göttin wäre, und weil er noch Verstand genug hatte, um einzusehen, daß er göttlichen Dingen mehr Ehrfurcht schuldig wäre, als menschlichen, so enthielt er sich und wollte lieber warten, bis sie von selbst erwachen würde; und wiewohl ihm darüber die Zeit fast zu lang ward, so empfand er doch so viel Vergnügen, daß er sich nicht entschließen konnte, sich zu entfernen. Endlich fügte es sich, daß die Jungfrau, deren Name Iphigenia war, früher als ihre Leute erwachte, und indem sie die Augen aufschlug und ihr Haupt erhob, den Cimon erblickte, wie er auf seinen Karst gestützt vor ihr stand. Da ihn Jedermann kannte, sowohl wegen seiner eigenen bäurischen Gestalt, als weil er der Sohn eines so angesehenen vermögenden Mannes war, so nannte sie ihn bei seinem Namen und fragte: „Cimon, was hast Du um diese Stunde hier im Walde zu schaffen?“

Cimon antwortete nicht, sondern indem ihre Augen sich öffneten, blickten die seinigen sie unverwandt an, und

er schien zu empfinden, daß eine sanfte Bewegung, die sie ihm einflößten, sein Innerstes mit einem nie gekannten Vergnügen erfüllte. Dieses bemerkte die Jungfrau, und weil sie fürchtete, sein starrer Blick möchte ihn bei seinem bäurischen Wesen zu Unanständigkeiten führen, so weckte sie ihre Weiber, stand auf und sagte: „Gehabe Dich wohl, Cimon!“

Cimon antwortete: „Ich gehe mit Dir.“ Und obwohl die Jungfrau sich seine Begleitung verbat, weil sie sich noch immer vor ihm fürchtete, so konnte sie ihn doch nicht los werden, bis er sie ganz nach ihrem Hause begleitet hatte. Von Stunde an ging er zu seinem Vater und erklärte ihm, er habe durchaus keine Lust, wieder nach dem Dorfe zurückzukehren. Dem Vater war dieses zwar nicht lieb, doch ließ er ihm seinen Willen, indem er neugierig war, zu sehen, was ihn dazu bewogen hätte, seinen Entschluß zu ändern. Da indessen Cimons Herz, auf welches weder Lehren, noch Ermahnungen einigen Eindruck hatten machen können, von Iphigenia's Reizen bezwungen, sich einmal der Liebe geöffnet hatte, so entwickelte sich nunmehr bei ihm von Tage zu Tage ein neuer Begriff nach dem andern, so daß sein Vater, seine Verwandten und alle, die ihn kannten, darüber in die äußerste Verwunderung geriethen. Zuerst bat er seinen Vater, ihn zierlich und ordentlich, so wie seine übrigen Brüder, kleiden zu lassen, welches der Vater mit Vergnügen that. Hierauf suchte er den Umgang gebildeter Jünglinge, und bemerkte mit Aufmerksamkeit die Aufführung, welche sich für gesittete Leute, und besonders für Verliebte schickte; und so lernte er gleich Anfangs zu Jedermanns Verwunderung in kurzer Zeit nicht nur die

ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, sondern er ward auch bald einer der besten und geschicktesten Sophisten. Seine rohe bäurische Stimme bildete sich auch nicht allein zum städtischen Wohllaut, sondern er ward auch ein Meister im Gesang und Klangspiel, im Reiten und Fechten, und bewies sich in allen kriegerischen Uebungen zu Wasser und zu Lande gleich tapfer und geschickt; und das alles bewirkte seine Liebe zu Iphigenia. Mit einem Worte (um mich nicht bei jedem kleinen Umstande seiner Ausbildung aufzuhalten), es waren seit dem ersten Tage der Entstehung seiner Liebe noch keine vier Jahre verflossen, so ward er der munterste, angenehmste, tugendhafteste und vollkommenste Jüngling in der ganzen Insel Cypern.

Wie sollen wir uns diese Verwandlung des Cimon erklären, meine liebenswürdigen Freundinnen? Gewiß auf keine andere Weise, als daß das neidische Schicksal die herrlichen Tugenden, zu welchen der Himmel den Keim in ihn gelegt hatte, in einem äußerst kleinen Winkel seines Herzens mit eisernen Banden gefesselt und eingeschlossen hielt; daß aber die Liebe, die noch mächtiger ist, als das Schicksal, diese Bande zersprengte, daß sie seine schlafenden Begriffe weckte, sie aus dem tiefen Dunkel, welches sie umhüllte, hervorzog und ans helle Licht brachte, und dadurch bewies, daß sie die Geisteskräfte ihrer Verehrer überall ausfindig zu machen und sie mit ihrem Strahl zu erhellen vermag.

Obwohl nun Cimon (wie Jünglinge wohl pflegen) in den Aeußerungen seiner Liebe zu Iphigenia Manches übertrieb, so ließ sich doch sein Vater dieses nicht nur gerne gefallen, sondern that ihm auch selbst allen möglichen Vor=

schub, um in diesem Stücke nach seiner Neigung zu handeln. Cimon (welcher nach diesem nie wieder Galesus heißen wollte, weil Iphigenia ihn einmal Cimon genannt hatte), suchte endlich das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, und ließ deswegen bei dem Cypseus, Iphigenia's Vater, um sie anhalten. Allein Cypseus gab zur Antwort, er habe sie einem gewissen edlen Jünglinge in Rhodus, Namens Phasimus, bereits versprochen, und er wolle sein Wort nicht brechen. Wie nun die Zeit kam, daß die festgesetzte Vermählung sollte vollzogen werden, und der Bräutigam Abgesandte schickte, um seine Braut heimzuholen, dachte Cimon bei sich: „Jetzt, Iphigenia, ist es Zeit, zu beweisen, wie sehr ich Dich liebe. Dein Anblick hat mich zum Menschen gemacht, Dein Besitz würde mich ohne Zweifel zu dem Glück eines Gottes erheben; und wahrlich, ich will Dich besitzen oder sterben!"

Er warb hierauf in der Stille einige edelmüthige Jünglinge an, die seine Freunde und Waffenbrüder geworden waren, ließ heimlich ein Schiff ausrüsten, und mit allem Nöthigen zum Seegefecht versehen, und stach in die See, um das Fahrzeug aufzufangen, welches Iphigenia zu ihrem Bräutigam führen sollte. Dieses ging gleichfalls in die See, und steuerte gerade nach Rhodus zu. Cimon war wacker, traf am folgenden Tage mit ihnen zusammen, und rief ihnen zu: „Streicht die Segel, oder erwartet Euren Tod in den Wellen, wenn ich Euch überwinde!"

Seine Gegner brachten ihre Waffen auf's Verdeck und machten sich fertig zum Widerstande. Wie dieß Cimon sah, warf er dem Rhodischen Schiffe einen Enterhaken an Bord, indem es sich schnell zu entfernen suchte, und befestigte

es damit an den Schnabel des seinigen. Er wartete nicht, bis seine Gefährten ihm folgten, sondern grimmig wie ein Löwe sprang er in das Schiff der Rhodier, achtete nicht die Zahl seiner Gegner, indem die Liebe ihm unüberwindliche Kraft verlieh, und würgte rechts und links unter ihnen mit seinem Schwerte, wie unter einer Heerde Schafe. Erschrocken warfen die Rhodier die Waffen von sich, und baten einstimmig um Pardon. „Jünglinge!" sprach Cimon zu ihnen, „mich trieb weder Raubgier, noch Erbitterung, von Cypern auszulaufen, und Euch im offenen Meere mit gewaffneter Hand anzugreifen, sondern mich bewog dasjenige, was mir das Theuerste ist, das ich erwerben kann, und was Ihr mir ohne Mühe in Frieden gewähren könnt, nämlich Iphigenia, die ich über alles in der Welt liebe. Da ich sie nicht von ihrem Vater in Frieden und Freundschaft erhalten konnte, so zwang mich die Liebe, sie mit den Waffen in der Hand von Euch zu gewinnen. Ich bin Willens, die Stelle bei ihr zu vertreten, die man Eurem Phasimus bestimmt hatte. Gebt sie mir und fahret in Gottes Namen Eure Straße."

Die Jünglinge überlieferten ihm, mehr gezwungen als gutwillig, die in Thränen schwimmende Iphigenia. Wie Cimon ihre Thränen fließen sah, sprach er: „Edle Jungfrau, sei unbekümmert. Ich bin Dein Cimon, dem seine standhafte Liebe ein größeres Recht gibt, Dich zu besitzen, als dem Phasimus die gegebene Zusage."

So bald Cimon sie am Bord seines Schiffes sah, kehrte er wieder um zu seinen Gefährten, und ließ die Rhodier fahren, ohne sie im geringsten an ihrem Eigenthum zu verletzen. Höchst entzückt über die theure geliebte Beute,

sann er nur darauf, sie zu beruhigen, und stellte hiernächst seinen Gefährten vor, daß es nicht rathsam wäre, gleich nach Cypern zurück zu kehren; er fand sie auch einstimmig seiner Meinung, daß es besser sein würde, nach Creta zu gehen, wo sie fast alle, und Cimon insbesondere, durch ältere und neuere Verbindungen mit vielen angesehenen Geschlechtern verwandt und befreundet waren, und weil sie daselbst mit Iphigenia in Sicherheit zu sein glaubten, so richteten sie ihren Lauf dahin. Allein das Glück, welches dem Cimon die Eroberung seiner Geliebten leicht genug gemacht hatte, blieb ihm nicht lange treu, sondern es verwandelte nur zu bald die innige Freude des liebenden Jünglings in die bitterste Betrübniß. Es waren noch nicht vier Stunden seit seinem Gefechte mit den Rhodiern vergangen, wie die Nacht, welche Cimon mit nie empfundener Sehnsucht erwartet hatte, anbrach; doch mit ihr erhob sich zugleich ein fürchterlicher Sturm mit Ungewitter, so daß die tobenden Wellen im schrecklichen Kampfe mit dem schwarzen Gewölk sich fast zu vermengen schienen, und es den Schiffleuten unmöglich machten, nicht nur das Schiff zu regieren, sondern sich auf demselben auch nur aufrecht zu erhalten. Cimon war äußerst bekümmert um Iphigenia; er glaubte, die Götter hätten ihm nur deswegen seine Wünsche zum Theile gewährt, damit sie ihm den Tod desto schmerzlicher machten, dem er wenige Stunden vorher muthig entgegenging. Seine Gefährten waren nicht weniger in Aengsten; am meisten aber Iphigenia, die bei jeder Schlagwelle ihren Tod in den Wogen zu finden glaubte, und Cimon mit seiner Liebe verwünschte, und seine Vermessenheit schalt, weil sie gewiß glaubte, das Ungewitter

wäre aus keiner andern Ursache entstanden, als weil die Götter nicht zugeben wollten, daß Derjenige, welcher sie wider ihren Rathschluß zur Gemahlin machen wollte, die Frucht seiner verwegenen Unternehmung genießen, sondern daß er sie zuerst elendiglich umkommen sehen, und dann selbst dem Tode geweiht werden sollte. Indem nun der Sturm immer heftiger, die Wehklage immer lauter, und die Verlegenheit der Schiffleute immer größer und allgemeiner ward, und Niemand wußte, wohin das Schiff trieb, wurden sie bis in die Nähe der Insel Rhodus verschlagen; sie wurden das Land gewahr, und ohne zu wissen oder sich auch nur darum zu bekümmern, wo sie wären, bemühten sie sich nur, das Schiff wo möglich unter dem Schutze des Landes vor Anker zu bringen, um ihr Leben zu retten. Das Glück war ihnen auch in so weit günstig, daß sie eine kleine Bucht entdeckten, in welche kurz vorher die Rhodier, mit welchen Cimon gekämpft hatte, eingelaufen waren, und kaum entdeckten sie in der Morgendämmerung, daß sie bei Rhodus vor Anker gekommen waren, so bemerkten sie auch, indem sich das Wetter ein wenig aufklärte, in der Entfernung eines Bogenschusses das Schiff, mit welchem sie sich des Abends vorher geschlagen hatten. Cimon ward darüber sehr bestürzt, und weil er ahnte, was ihm bevorstand, so befahl er, alle Kräfte anzustrengen, um das Schiff wieder in die See zu bringen, und sich dann der Führung des Schicksals zu überlassen, weil sie an keinen schlimmeren Ort, als an diesen, gerathen könnten. Man that alles Mögliche, um die See wieder zu gewinnen; jedoch vergeblich. Der widrige Wind verhinderte sie nicht nur, aus der Bucht wieder auszulaufen, sondern er trieb

sie, aller Anstrengung ungeachtet, nur immer näher ans Land, wo sie von der Mannschaft des Rhodischen Schiffes alsobald gesehen und erkannt wurden. Diese gaben unverzüglich den jungen Rhodiern, die sich bereits nach einem nahe gelegenen Dorfe begeben hatten, Nachricht, daß Cimon und Iphigenia mit ihrem Schiffe zufälligerweise mit ihnen an einerlei Stelle vor Anker gekommen wären. Dies war ihnen sehr lieb, sie versammelten eine Menge Leute aus dem Dorfe, und eilten nach dem Gestade, wo Cimon mit den Seinigen soeben gelandet, und im Begriffe war, mit ihnen in dem nahe gelegenen Walde sich zu verbergen. Sie wurden aber sämmtlich nebst Iphigenia gefangen genommen und nach dem Dorfe gebracht. Lysimachus, welchem in diesem Jahre die oberste Gewalt auf der Insel anvertraut war, begab sich dahin, begleitet von einem zahlreichen Gefolge bewaffneter Leute aus der Stadt und ließ den Cimon nebst allen den Seinigen, vermöge der Anklage, die Phasimus bei der Landesobrigkeit angebracht hatte, nach dem Gefängnisse führen.

So ward dem armen verliebten Cimon seine Iphigenia wieder entrissen, wenige Stunden, nachdem er sie entführt, und wie er ihr kaum den ersten Kuß geraubt hatte. Iphigenia ward indessen von vielen edlen Frauen in Rhodus empfangen, welche sich bemühten, ihr nach dem Schrecken über ihre Entführung und über die Wuth des ungestümen Meeres einige Erholung zu verschaffen, und bei welchen sie bis an den Tag verweilte, der zu ihrer Hochzeit angesetzt war. Dem Cimon und seinen Gefährten schenkte man zwar das Leben, weil sie am vorigen Tage den Rhodischen Jünglingen freien Abzug vergönnt

hatten (obgleich Phasimus sich alle Mühe gab, ein Todesurtheil gegen sie auszuwirken); doch verdammte man sie alle zu ewigem Gefängniß.

Phasimus eilte indessen, Anstalten zu seiner Vermählung zu treffen; doch indem er sich damit beschäftigte, schien das Schicksal es schon wieder zu bereuen, daß es dem Cimon plötzlich einen so bösen Streich gespielt hatte, und es führte von neuem eine Gelegenheit herbei, um seiner Sache wieder aufzuhelfen. Phasimus hatte nämlich einen Bruder, dem er zwar an Jahren, aber nicht an guten Eigenschaften überlegen war, Namens Hormiscus. Dieser hatte sich seit langer Zeit um ein schönes und edles Mädchen, Kassandra genannt, beworben, in welches Lysimachus gleichfalls sehr verliebt war; doch hatte diese Heirat bisher verschiedene Hindernisse gefunden. Wie aber Phasimus jetzt im Begriffe war, seine eigene Hochzeit mit großem Gepränge zu begehen, hielt er es für das Beste, um doppelte Unkosten und doppelte Feierlichkeiten zu sparen, daß Hormiscus sich zu gleicher Zeit verheiratete. Er knüpfte demnach die Unterhandlungen mit Kassandra's Eltern wieder an, brachte sie glücklich zu Stande, und verabredete darauf mit seinem Bruder, daß sie an einem Tage Beide Hochzeit halten wollten.

Wie Lysimachus dieses vernahm, schmerzte es ihn sehr, alle seine Hoffnungen getäuscht zu sehen, weil er sich ganz gewiß geschmeichelt hatte, Kassandra selbst zu bekommen, wenn aus der Heirat mit dem Hormiscus nichts würde. Er verbarg inzwischen seinen Unmuth darüber, indeß er auf Mittel sann, die Absichten des Hormiscus zu vereiteln; doch sah er dazu keinen andern Ausweg, als Kassandra

zu entführen. Vermöge der Macht, die er in Händen hatte, schien ihm dieses nicht schwer zu sein; doch hielt er eben deswegen diese Maßregel für weniger erlaubt und anständig, als wenn ihm diese Gewalt nicht wäre anvertraut gewesen. Nachdem er jedoch lange darüber hin und her gedacht hatte, behielt endlich die Liebe den Sieg über die Gewissenhaftigkeit, und er entschloß sich, Kassandra zu entführen, es möchte kosten, was es wollte. Indem er nun überlegte, welche Gehülfen er sich wählen, und wie er die Anstalten treffen wollte, fiel ihm Cimon ein, der mit seinen Gefährten im Gefängniß schmachtete, und er glaubte, daß er nirgends bessere und treuere Mitgenossen finden könnte. Er ließ demnach an einem Abend den Cimon insgeheim zu sich kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Cimon! So wie die Götter sich den Menschen als die besten und reichlichsten Geber alles Guten zeigen, so wissen sie auch am besten, ihre Tugenden auf die Probe zu stellen, und Diejenigen nach Verdienst zu belohnen, welche am festesten und beständigsten in allen Fällen gefunden werden. Sie verlangten von Deiner Tugend größere Beweise, als Du in dem Hause Deines Vaters hättest geben können, der (wie ich weiß) an allen Glücksgütern Ueberfluß hat. Deswegen haben sie Dich (wie ich höre) durch den Stachel der Liebe aus einem unempfindlichen Thierleben zu einem vernünftigen Zustande erweckt; darauf hat Dein hartes Schicksal Dich hieher in eine beschwerliche Gefangenschaft geführt, weil die Götter versuchen wollten, ob Dein Muth sich durch den plötzlichen Verlust Deiner eroberten geliebten Beute würde wankend machen lassen. Bist Du aber noch eben so gesinnt, wie vormals, so haben sie Dir nie ein erwünschteres

Geschenk gemacht, als die Gelegenheit, welche sie Dir jetzt anbieten, und die ich Dir verkündigen will, damit Du Dich wieder ermannest, und Muth gewinnest: Phasimus, der sich über Dein Unglück freut, und Dir gerne den Tod bereitet hätte, eilt jetzt so viel als möglich, seine Vermählung mit Deiner Iphigenia zu vollziehen, um sich des Schatzes zu erfreuen, welchen Dir Dein günstiges Glück zuerst bescherte, und ihn Dir dann plötzlich im Zorn wieder entriß. Wie sehr Dich dieses schmerzen müsse (wenn Du so zärtlich liebst, wie ich glaube), das weiß ich aus eigener Erfahrung, indem des Phasimus Bruder, Hormiscus, mir in Kassandra's Person, die ich unaussprechlich liebe, an demselben Tage eine ähnliche Kränkung zubereitet. Ich weiß keinen andern Weg, den das Schicksal uns offen gelassen hat, um dieser Kränkung zuvor zu kommen, als durch unsern Muth und durch die Kraft unseres Armes, der uns mit dem Schwerte die Bahn zur Entführung unserer Geliebten brechen muß; denn wofern Dir, ich will nicht sagen Deine Freiheit (denn diese hat wohl ohne den Besitz Deiner Geliebten nur einen geringen Werth für Dich), sondern die Wiedererlangung Deiner Geliebten selbst, am Herzen liegt, so geben sie Dir die Götter in Deine Hand, wenn Du mir in meiner Unternehmung beistehen willst."

Diese Worte weckten den gesunkenen Muth in Cimon's Brust wieder auf. Er besann sich nicht lange auf eine Antwort, sondern sprach: „Lysimachus, Du kannst Dir bei dieser Unternehmung weder einen tapferern, noch einen treueren Gefährten wählen, als mich, wenn ich dasjenige damit erlangen kann, was Du mich hoffen lässest; sage mir also nur, was Du willst, das ich thun soll, so sollst

Du sehen, mit welchem Eifer und Kraft ich es ausführen werde."

Lysimachus antwortete: „Ueber drei Tage werden die beiden Bräute ihren Einzug in den Palast ihrer Verlobten halten. Am Abend wollen wir Beide, Du mit Deinen Gefährten, und ich mit einigen zuverlässigen Männern, das Haus überfallen, unsere Geliebten mitten aus dem Kreise der versammelten Gäste entführen, und sie auf ein Schiff bringen, das ich schon heimlich habe ausrüsten lassen, und wer sich uns widersetzt, der soll durch unser Schwert fallen."

Dem Cimon gefiel der Anschlag, und er hielt sich bis zur anberaumten Zeit still in seinem Gefängniß. Wie der Hochzeittag kam, war der Aufzug sehr festlich, und in dem Hause der beiden Brüder erscholl alles von lautem Jubel. Wie Lysimachus alles veranstaltet, und sich und Cimon, sammt dessen Gefährten und seinen eigenen Freunden, mit Waffen versehen hatte, die sie unter ihren Kleidern versteckten, ermunterte er sie durch eine zweckmäßige Anrede zur wackeren Ausführung seiner Absicht, und theilte sie hierauf in drei Haufen, wovon er den einen in der Stille nach dem Hafen schickte, um den Weg nach dem Schiffe im nöthigen Fall offen zu halten. Mit den beiden andern Haufen ging er nach dem Hause des Phasimus, wo er den einen an der Thüre ließ, um sich den Rückweg zu sichern. Der andere folgte ihm und Cimon die Treppe hinauf. Wie sie in den Saal kamen, wo die jungen Bräute mitten unter vielen andern Frauenzimmern bereits an der Tafel saßen, sprangen sie zu, stießen die Tische um, und bemächtigten sich ein jeder seiner Geliebten, übergaben sie dem Schutz ihrer Waffengenossen, und zogen selbst ihre

Schwerter zu ihrer Vertheidigung. Die beiden Bräute weinten und jammerten, und alle übrigen Weiber, sammt den Dienern erhoben ein lautes Klagegeschrei, indeß Cimon und Lysimachus mit ihren Genossen ihre schöne Beute ohne Widerstand wegführten, weil ein jeder, aus Furcht vor ihren gezückten Schwertern, ihnen Platz machte. Indem sie die Treppe hinunter eilten, kam ihnen Phasimus entgegen, der bei dem entstandenen Getümmel mit einer großen Keule herbeigelaufen kam. Cimon versetzte ihm aber einen Hieb, der ihm den Schädel fast voneinander spaltete, und ihn todt zu Boden streckte. Der unglückliche Hormiscus, welcher seinem Bruder zu Hilfe eilte, fiel unter den Streichen des Lysimachus, und einige Andere, die ihnen den Weg streitig machen wollten, wurden von den Gefährten des Cimon und Lysimachus zurückgetrieben, nachdem einige von ihnen waren verwundet worden. Sie verließen das Haus, in welchem sie Schrecken, Blut und Getümmel verbreitet hatten, und erreichten schnell und ungehindert den Hafen, wo sie die Frauenzimmer einschifften, und dann selbst in Eile ihr Schiff bestiegen, weil sie sahen, daß schon eine Menge bewaffneter Leute sich zusammen rottete, um die beiden Jungfrauen wieder zu befreien. Sie ruderten schnell und fröhlich davon, und wurden bei ihrer Ankunft in Creta von ihren vielen Freunden und Verwandten mit Freuden aufgenommen, feierten daselbst ihre Hochzeit, und erfreuten sich ihrer geliebten Beute. In Cypern und auf Rhodus entstanden indessen große und langwierige Fehden um ihretwillen. Doch endlich schlugen sich einige friedliebende Freunde auf beiden Inseln in's Mittel und brachten es dahin, daß Cimon und Iphigenia nach einer kurzen

Verbannung wieder nach Cypern, und Lysimachus mit Kassandra nach Rhodus froh und friedlich zurückkehren durften, und lange Jahre in glücklicher Vereinigung mit einander lebten."

Zwölfte Novelle.

Ricciardo Manardi wird von Messer' Lizio da Valbona bei seiner Tochter im Bette gefunden; er heiratet sie, und lebt ferner in Frieden und Freundschaft mit ihrem Vater.

Es ist noch nicht gar lange her, wie in Romagna ein braver und angesehener Cavalier lebte, Namens Messer' Lizio da Valbona, welchen seine Gemahlin, Madonna Giacomina, indem er schon anfing zu altern, mit einer Tochter beschenkte, die, wie sie heranwuchs, alle Mädchen an Schönheit und Liebreiz übertraf, und weil sie überdies das einzige Kind ihrer Eltern war, von ihnen außerordentlich geliebt, und zugleich mit äußerster Sorgfalt bewacht ward, weil die Eltern hofften, sie besonders vortheilhaft zu verheirathen. Ein gewisser schöner, rüstiger Jüngling von dem Geschlechte der Manardi von Brentinoro, Namens Ricciardo, lebte inzwischen mit dem Vater auf einem so vertrauten Fuß, daß weder er, noch seine Gattin, ihn anders als wie ihren eigenen Sohn betrachteten, und ihn eben so unbefangen bei sich aus- und eingehen ließen. Wie dieser das schöne, reizende, wohlerzogene Mädchen, welches eben zum mannbaren Alter gereift war, täglich vor Augen hatte, ward er

äußerst verliebt in sie, wußte aber seine Liebe so gut zu verbergen, daß nur sie allein sie bemerkte, und nicht unterließ, seine Zärtlichkeit zu erwidern. Ricciardo war froh, wie er diese Entdeckung machte, und mehr als einmal schwebte ihm seine Liebeserklärung auf der Zunge; doch lange hielt ihn seine Schüchternheit zurück, bis er endlich einst ein Herz faßte, und zu ihr sagte: „Catarina! ich bitte Dich, laß mich nicht vor Liebe sterben."

„Wollte Gott (gab sie ihm zur Antwort), daß Du mich nicht vielmehr verschmachten ließest!"

Diese Antwort löste ihm vollends die Zunge und er versetzte: „An mir soll es nicht liegen, alles zu thun, was Du wünschest; aber Du mußt für das Mittel sorgen, Dir und mir das Leben zu retten."

„Du siehst, Ricciardo (antwortete Catarina), wie strenge ich bewacht werde, und ich weiß kein Mittel zu erdenken, wie Du zu mir kommen könntest; kannst Du Dich aber auf etwas besinnen, das ich ohne Verletzung meines guten Rufes thun kann, so sprich, und es soll geschehen."

Ricciardo besann sich ein wenig, und sagte: „Liebe Catarina! ich weiß kein anderes Mittel, als wenn Du versuchtest, auf den Austritt vor Eurem Gartenfenster zu kommen oder daselbst zu schlafen. Wenn ich dann wüßte, daß Du in der Nacht dort wärst, wollte ich schon zu Dir hinauf kommen, so hoch es auch ist."

„Wenn Du das wagen willst, so hoffe ich es schon so einzurichten, daß man mir erlaubt, dort zu schlafen," sprach Catarina. Ein verstohlener Kuß besiegelte diese Verabredung, worauf sie einander schnell verließen.

Es ging schon gegen das Ende des Maimonats, und am folgenden Tage beklagte sich Catarina bei ihrer Mutter, daß sie in der vorigen Nacht in ihrem Zimmer vor Hitze nicht hätte schlafen können.

„Was sprichst Du von Hitze, mein Kind? (sprach die Mutter). Es war ja noch nicht einmal warm.“

„Wenn Ihr das dem Vater sagtet (erwiderte Catarina), so möchte es wohl seine Richtigkeit haben, liebe Mutter. Aber Ihr müßt bedenken, daß junge Mädchen wärmeres Blut haben, als bejahrte Leute.“

„Das ist wohl wahr, mein Töchterchen (sprach die Mutter). Allein ich kann nicht über Wärme und Kälte gebieten, wie Du wohl wünschest. Man muß die Witterung so nehmen, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt; vielleicht wird es künftige Nacht kühler sein, daß Du ruhiger schlafen kannst.“

„Das gebe der Himmel! (sprach Catarina). Aber die Nächte pflegen gewöhnlich gegen den Sommer zu nicht kühler zu werden.“

„Wie willst Du denn, daß wir es anfangen sollen?“ fragte die Mutter wieder.

„Wenn Ihr und der Vater nichts dawider hättet (antwortete die Tochter), so möchte ich mir wohl neben seinem Zimmer, auf dem Austritt, der nach dem Garten liegt, ein Bett machen, und die Nacht daselbst schlafen. Ich würde die Nachtigall singen hören, und im Kühlen viel besser schlafen, als bei Euch in Eurem Zimmer.“

„Gut, mein Töchterchen (sprach die Mutter). Ich will's dem Vater sagen, und wenn er damit zufrieden ist, so soll es geschehen.“

Wie die Frau Giacomina ihrem Gemahl die Sache vortrug, gab er ihr (weil er ein alter Mann, und daher vermuthlich ein wenig mürrisch war) zur Antwort: „Was schwätzt das Mädel von Nachtigallen, die sie in den Schlaf singen sollen? Ich werde sie wohl lehren müssen, sich von den Heuschrecken einschläfern zu lassen."

Wie Catarina diese Antwort von ihrer Mutter hörte, brachte sie (mehr aus Verdruß, als vor Hitze) die folgende Nacht nicht nur selbst schlaflos zu, sondern sie ließ auch ihrer Mutter keine Ruhe und klagte beständig über die große Hitze. Des andern Morgens sprach die Mutter zu ihrem Alten: „Väterchen, Du hast doch auch wenig Liebe für das arme Mädchen. Was kann es Dir schaden, daß sie auf dem Austritt schläft? Sie hat die vergangene Nacht vor lauter Hitze nirgends auf dem Bette Ruhe gehabt; und ist es denn so wunderbar, daß ein junges Mädchen gerne die Nachtigall singen hört? Jugend ist Jugend, und liebt jugendliche Ergötzungen."

„Nun gut denn! (sprach Lizio.) Laß ihr ein Bett machen, wie und wo Du willst, aber laß es mit Vorhängen umgeben; mag sie dann sich nach Herzenslust von den Nachtigallen einwiegen lassen."

Wie Catarina dieses erfuhr, eilte sie, sich ihr Bett bereiten zu lassen, und so bald sie ihren Ricciardo gewahr ward, gab sie ihm ein gewisses Zeichen, woran er abnahm, was er zu thun hätte. So bald Messer' Lizio hörte, daß seine Tochter zu Bette gegangen war, verschloß er die Thüre, die aus seinem Zimmer nach dem Austritte ging, und legte sich gleichfalls zu Bette. Wie Ricciardo merkte, daß alles im Hause still war, erstieg er mit Hülfe

einer Leiter die Gartenmauer und kletterte dann an den Absätzen der Mauer des Hauses (nicht ohne große Gefahr) hinauf bis auf den Austritt, wo ihn sein Mädchen in aller Stille mit großer Freude empfing. Die Geschichte sagt nicht, wie oft sie die Nachtigall singen hörten; weil aber ihr Vergnügen groß, und die Nacht nicht mehr lang war, so verging ihnen diese so schnell, daß sich unvermerkt der Tag bereits näherte, wie sie kaum Zeit gehabt hatten, ein wenig einzuschlummern; und theils die wonnige Jahreszeit, theils ihre zärtlichen Liebkosungen, hatten sie so erwärmt, daß sie ohne alle Bedeckung lagen. Catarina hatte mit der Rechten den Hals ihres Geliebten fest umschlungen, und mit der Linken — den Vogel, den sie so gern hatte wollen singen hören. In dieser Lage überraschte sie der Tag. Herr Lizio stand auf, und weil es ihm einfiel, daß seine Tochter auf dem Balcon schlief, war er neugierig, zu sehen wie sie bei dem Nachtigallengesange geruht hätte. Leise trat er an das Bett, hob den Vorhang auf, und fand die beiden Verliebten in der vorbeschriebenen Stellung im süßesten Schlafe. Wie er das Gesicht des Ricciardo erkannte, kehrte er wieder um, ging nach der Kammer seiner Frau, weckte sie, und sagte: „Steh geschwind auf, Frau; Deine Tochter hat die Nachtigall so reizend gefunden, und ihr so gut nachgestellt, daß sie sie mit eigenen Händen gefangen hat.“

„Wie ist das möglich!“ rief das Mütterchen.

„Das sollst Du sehen, wenn Du nur geschwind kömmst,“ antwortete Vater Lizio.

Sie warf geschwind ihr Morgengewand um, und folgte ihrem Manne, der sie an das Bett führte, den

Vorhang wegschob, und ihr zeigte, wie fest ihre Tochter die Nachtigall hielt, nach deren Gesang sie sich so gesehnt hatte. Die Mutter, welche sich von Ricciardo gröblich beleidigt fühlte, wollte Lärm machen, und ihn mit Vorwürfen beladen; allein Herr Lizio sagte: „Frau, wenn Du einen Werth auf meine Liebe setzest, so werde nicht laut; denn wahrlich, da sie die Nachtigall einmal gefangen hat, so soll sie sie auch behalten. Ricciardo ist reich und ein Edelmann; eine Verbindung mit ihm kann nicht anders, als vortheilhaft für uns sein. Will er sich mit mir in der Güte vertragen, so muß er das Mädchen heiraten, damit er inne wird, daß er die Nachtigall nicht in einen fremden Käfig, sondern in seinen eigenen gesperrt hat."

Damit ließ sich das Mütterchen besänftigen, zumal da sie sah, daß ihr Mann über den Vorfall nicht aufgebracht war; und da sie fand, daß ihre Tochter eine gute Nacht gehabt, gut geschlafen und den Vogel gefangen hatte, so gab sie sich zufrieden und schwieg.

Bald nach diesem Gespräch erwachte Ricciardo, und wie er fand, daß es schon hoch Tag war, dachte er, er wäre des Todes. „O Himmel, meine Liebe! (rief er, indem er Catarina weckte) was fangen wir an? der Tag ist schon angebrochen, und hat mich hier überrascht."

Indem hob Herr Lizio abermal den Vorhang auf, und sagte: „Dafür soll wohl Rath werden."

Ricciardo glaubte schon, daß ihm das Herz aus dem Leibe gerissen würde, wie er den Alten erblickte. „Ach mein Herr! (sprach er, indem er sich im Bette aufrichtete) habt Gnade mit mir, um Gotteswillen! Ich bekenne, daß

ich als ein treuloser und böser Mensch den Tod verdient habe. Macht mit mir was Ihr wollt; nur bitte ich Euch, schonet wo möglich meines Lebens, und bringt mich nicht um."

„Ricciardo! (antwortete der Alte) meine Freundschaft für Dich und das Vertrauen, das ich Dir schenkte, hatten nicht dieses von Dir verdient. Weil aber die Sachen einmal so stehen, und weil Deine Jugend Dich zu diesem großen Fehltritte verleitet hat, so kannst Du Deinen Tod und meine Schande abwenden, wenn Du Dich auf der Stelle mit Catarina verlobst, und sie auf immer zu der Deinigen machst, wie sie es diese Nacht gewesen ist. Auf diese Weise kannst Du mir meine Ruhe wieder geben, und Dir selbst das Leben retten. Wo nicht, so befiehl Deine Seele Gott!"

Catarina hatte indessen die Nachtigall losgelassen, die Decke über die Augen gezogen, und bitterlich geweint. Jetzt bat sie ihren Vater um Verzeihung, und ihren Geliebten um seine Einwilligung in die ihm vorgeschriebene Bedingung. Ricciardo ließ sich nicht lange bitten; denn ihn bewog theils die Scham über seinen begangenen Fehler, und der Wunsch, ihn wieder gut zu machen; theils die Furcht vor dem Tode und die Liebe zum Leben; und vor allen Dingen seine innige Liebe und die Begierde, seine Geliebte völlig zu besitzen, so daß er sich nicht einen Augenblick bedachte, sich in den Willen des Lizio zu fügen. Lizio ließ sich demnach von seiner Frau einen Ring bringen, mit welchem Ricciardo in ihrer Beider Gegenwart sich mit Catarina feierlich verlobte. Darauf gingen die beiden Alten wieder davon, und sagten: „Schlaft nun aus: denn das habt Ihr vielleicht nöthiger als das Aufstehen." Damit ließen sie den

Vorhang fallen, bis ihn das verliebte Paar von selbst wieder aufhob; worauf Ricciardo mit seinem Schwiegervater gehörige Abrede nahm, die Verlobung in Gegenwart aller beiderseitigen Freunde und Verwandten förmlich zu wiederholen; worauf er seine junge Frau fröhlich heimführte, ein großes Hochzeitsfest anstellte, und in der Folge den Vogelfang bei Tag und bei Nacht mit ihr in Ruhe und Frieden fortsetzen konnte, so oft es ihm beliebte."

Dreizehnte Novelle.

Gian di Procida wird in den Armen eines Mädchens überrascht welches aber dem Könige Friedrich geschenkt worden ist. Der König will ihn dafür nebst dem Mädchen an einem Pfahle verbrennen lassen. Ruggieri dell' Oria erkennt sie beide; worauf sie losgelassen und mit einander vermählt werden.

Ischia ist eine Insel, nahe bei Neapel, woselbst einmal ein schönes und geistvolles Mädchen lebte, Namens Restituta, die Tochter eines Edelmanns auf der Insel, welcher sich Marin Bolgaro nannte; und in diese war ein Jüngling, welcher Gianni hieß, und aus der kleinen, nahe bei Ischia gelegenen Insel Procida gebürtig war, mehr als in sein Leben verliebt, und sie nicht weniger in ihn. Er pflegte nicht nur am Tage nach Ischia zu kommen, um sie zu sehen, sondern auch mitten in der Nacht; und wenn kein Boot bei der Hand war, so schwamm er oft von Procida nach Ischia hinüber, wär' es auch nur gewesen, um die Mauern ihres Hauses zu sehen. In=

dem diese Beiden einander so zärtlich liebten, begab es sich einst, daß Restituta an einem Sommertage ganz allein am Ufer lustwandelte und Muscheln mit einem Messer von den Klippen sammelte. Von ungefähr kam sie an einen von Felsen umgebenen Ort, wo sich im Schatten der Felshügel, am Ausflusse eines krystallhellen Baches, einige junge Sicilianer, die von Napoli gekommen waren, mit ihrem Boote vor Anker gelegt hatten. Wie sie das wunderschöne Mädchen erblickten, welches sie nicht gewahr ward, fiel es ihnen ein, wie leicht sie sich ihrer bemächtigen und sie entführen könnten. Ihr Anschlag reifte auf der Stelle zur That, und ohne auf ihr Geschrei zu achten, brachten sie sie an Bord und fuhren mit ihr davon. Wie sie nach Calabrien hinüber kamen, geriethen sie ihretwegen in Streit, weil ein Jeder die schöne Beute für sich zu haben wünschte. Weil sie nun gar nicht einig werden konnten und fürchteten, daß um des Mädchens willen Unheil zwischen ihnen entstehen möchte, so beschlossen sie zuletzt einmüthig, sie dem König Friedrich von Sicilien zu schenken, der ein junger Herr und ein Liebhaber von Weibern war. Der König gewann sie ihrer Schönheit wegen lieb; weil er aber eben kränklich war, so ließ er sie vorläufig auf einem prächtigen Landsitze verwahren, dem er den Namen la Cuba gegeben hatte, und ließ sie daselbst gehörig bedienen. In Ischia entstand indessen eine gewaltige Unruhe über ihre Entführung, und was das Schlimmste war, so wußte Niemand, wer die Thäter waren. Gianni aber, den die Sache am nächsten anging, glaubte wohl, daß er auf der Insel keine Nachricht von ihr bekommen würde; weil er jedoch erfuhr, welchen Lauf das

Boot genommen hatte, rüstete er ein anderes aus, befuhr mit demselben die ganze Calabrische Küste von Minerva an bis nach Scalea, und erkundigte sich überall nach der geraubten Jungfrau, bis er endlich in Scalea hörte, sie wäre von sicilianischen Seeleuten nach Palermo geführt worden. Gianni eilte alsobald dahin und fand nach langem Nachforschen, daß sie dem Könige wäre geschenkt worden, der sie in einem Landhause für sich aufbewahren ließe. Er war darüber äußerst bestürzt und gab fast alle Hoffnung auf, nicht nur sie wieder zu besitzen, sondern auch sie nur zu Gesicht zu bekommen. Dennoch fesselte ihn die Liebe an diesen Ort; er schickte sein Fahrzeug zurück und blieb in Palermo, wo ihn Niemand kannte. Wie er nun oft vor dem Landhause vorüber ging, erblickte er sie einst am Fenster und sie ward ihn ebenfalls gewahr, worüber sie sich Beide sehr erfreuten. Weil der Ort in einer einsamen Gegend lag, so kam Gianni so nahe, wie er konnte, und hatte Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Sie beschrieb ihm die Lage ihrer Wohnzimmer und sagte ihm, wie er es anfangen müßte, wenn er sie näher sprechen wollte. Wie er sich dieses alles gehörig bemerkt hatte, erwartete er nur die Nacht, und wie ein Theil derselben vergangen war, erstieg er auf Wegen, wo kaum ein Specht fußen konnte, die Gartenmauer, und vermittelst einer Segelstange, die er daselbst fand, und sie an das Fenster seiner Geliebten setzte, gelang es ihm, zu ihr hinauf zu klimmen.

Bis zu diesem Augenblicke hatte sie sich gegen ihn bis zur Strenge züchtig benommen. Jetzt aber, da sie ihre Ehre für verloren hielt, glaubte sie Niemand ein besseres Opfer damit bringen zu können, als ihrem Geliebten, mit

welchem sie sich zugleich schmeichelte zu entfliehen. Entschlossen, ihm in Allem zu willfahren, hatte sie demnach das Fenster offen gelassen; Gianni sprang fröhlich hinein und eilte ihrem Bette zu, wo sie ihn wachend erwartete. Ehe sie ihm jedoch die geringste Gunstbezeugung gewährte, beschwor sie ihn, sie zu befreien und sie mit zu nehmen, und er versicherte ihr, daß er nichts sehnlicher wünschte und unfehlbar suchen würde, Anstalten zu treffen, sie zu erlösen, sobald er das nächste Mal wieder käme. Amor reichte hierauf den beiden Liebenden seinen süßesten Labebecher, und sie schöpften so reichlich daraus, daß sie unvermerkt in wechselseitiger Umarmung einschlummerten.

Der König, welchem das Mädchen auf den ersten Blick behagt hatte, war in der Zwischenzeit wieder gesund geworden, und wie er sich ihrer erinnerte, kam er auf den Einfall, obwohl die Nacht fast schon vergangen war, noch ein Stündchen bei ihr zuzubringen. Er ließ sich demnach von einigen seiner Diener nach dem Landhause begleiten, öffnete leise ihr Schlafzimmer, trat mit einem brennenden Wachslichte in der Hand hinein und fand sie schlafend in den Armen des Gianni. Er gerieth darüber so sehr in Wuth, daß er schon im Begriffe war, sie Beide, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Dolche, den er bei sich trug, zu durchbohren. Doch besann er sich noch zu rechter Zeit, daß es schändlich für einen Jeden und zumal für einen König wäre, zwei wehrlose Leute im Schlafe zu ermorden, und er entschloß sich, sie öffentlich mit dem Scheiterhaufen bestrafen zu lassen. „Was däucht Dich (sprach er zu einem seiner Leute) von diesem frevelhaften Geschöpfe, welchem ich mein ganzes Herz geschenkt hatte?“ Er fragte ihn zugleich, ob

er den Jüngling kenne, der die Verwegenheit gehabt hätte, sich in seinen Palast zu schleichen und ihm diesen Verdruß und Schimpf zuzufügen. Der Diener antwortete ihm, er erinnerte sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Der König verließ hierauf im Grimm das Zimmer und befahl, die Beiden, so unbekleidet wie sie wären, zu binden; sie, sobald es Tag würde, auf dem Markte von Palermo, mit dem Rücken gegen einander gekehrt, an einen Pfahl zu binden und sie zu verbrennen, wie sie verdient hätten. Wie er diese Befehle gegeben hatte, ging er voll Zorn nach seinem Palais zurück. Sobald er weg war, fielen seine Leute über die beiden Verliebten her, welche sie nicht nur sehr unsanft weckten, sondern sie auch ohne Barmherzigkeit in Banden davonführten. Man kann sich leicht vorstellen, wie bestürzt sie waren, mit welchem Schrecken sie ihren schmählichen Tod vor Augen sahen, und wie sie ihr Schicksal bejammerten. Sie wurden dem Befehle des Königs gemäß nach Palermo geführt und daselbst auf dem Markte an einen Pfahl gebunden; und man bereitete vor ihren Augen den Scheiterhaufen, auf welchem sie ihr Leben in den Flammen endigen sollten. Alle Leute in Palermo liefen zusammen, um die beiden Verliebten zu sehen; alle Männer wurden durch die Schönheit des Mädchens hingerissen und priesen ihre Reize, und alle Weiber liefen, den schönen Jüngling zu sehen, dessen herrliche Gestalt sie mit Bewunderung betrachteten. Die beiden Liebenden standen indeß voll Scham und Todesangst, mit niedergeschlagenen Blicken, und beweinten ihr Unglück, indem sie den schrecklichen Feuertod stündlich erwarteten."

Indem man sie solchergestalt bis zur Stunde ihrer

Hinrichtung öffentlich ausstellte und ihr Verbrechen laut verkündigte, kam die Nachricht davon dem Herrn Ruggieri dell'Oria, einem vortrefflichen Rittersmann, zu Ohren, welcher damals Admiral des Königs war. Er ging also ebenfalls nach dem Platze, wo ihm zuerst das Mädchen in die Augen fiel, deren Schönheit er bewunderte. Wie er hiernächst auch den Jüngling betrachtete, erkannte er ihn den Augenblick, und fragte ihn, ob er nicht Gianni di Procida wäre. Gianni blickte auf, erkannte den Admiral und rief aus: „Ach mein Herr! einst war ich derjenige, den ihr nennt; doch bald werde ich nicht mehr sein."

Der Admiral fragte ihn darauf, welche Veranlassung ihn an diesen Ort gebracht hätte.

„Die Liebe und der Zorn des Königs!" antwortete Gianni.

Der Admiral ließ sich die Sache umständlich erzählen, und wie er alles gehört hatte und weggehen wollte, rief ihn Gianni zurück und sagte: „Ich bitte Euch, mein Herr, wenn es möglich ist, verschafft mir nur eine Gnade von Demjenigen, der uns hierher geschickt hat."

„Welche?" fragte Ruggieri.

„Ich weiß, daß ich bald sterben muß (versetzte Gianni), und ich bitte nur um die einzige Gnade, daß man, statt mich Rücken gegen Rücken mit diesem Mädchen, welches ich mehr als mein Leben liebe, hier anzubinden, uns mit dem Angesichte gegen einander kehren möge, damit ihr Anblick mich im Tode noch erquicke."

„Von Herzen gern (sprach Ruggieri). Ich will schon machen, daß Du sie so lange ansehen sollst, bis Du es müde wirst."

Indem der Admiral wegging, befahl er Denen, welchen die Hinrichtung aufgetragen war, ohne näheren Befehl des Königs Nichts ferner vorzunehmen. Er eilte darauf zum König und sagte ihm, trotz seinem Zorn, seine Meinung frei heraus. „Herr König (sprach er), was haben Euch die beiden Verliebten gethan, die ihr auf öffentlichem Markte wollt verbrennen lassen?"

Der König sagte es ihm.

„Ihr Verbrechen verdient Strafe; aber nicht von Euch (sprach Ruggieri). Denn so wie das Verbrechen Bestrafung verdient, so verdienen auch wichtige Dienste nicht nur Gnade und Nachsicht, sondern auch Belohnung. Wißt Ihr wohl, wer die beiden sind, die Ihr wollt verbrennen lassen?"

„Nein," sprach der König.

„So will ich's Euch sagen (versetzte Ruggieri). Der Jüngling ist der Sohn des Landolfo di Procida, dessen leiblicher Bruder, Gian di Procida, Euch auf den Thron dieser Insel gesetzt hat, und das Mädchen ist die Tochter des Marin Bolgaro, dessen Ansehen Ihr es zu verdanken habt, daß die Ischianer sich nicht Eurer Herrschaft entziehen. Ueberdies haben die beiden jungen Leute einander seit langer Zeit lieb gehabt. Wenn sie gefehlt haben, so geschah es aus Liebe, und nicht, um Euch zu beleidigen oder zu beschimpfen; warum wollt Ihr also Diejenigen hinrichten lassen, denen ihr vielmehr alles Mögliche zu Liebe und zu Ehren thun sollte?"

Wie der König dieses hörte, und die Sache wahr befand, stellte er nicht nur sein grausames Verfahren ein, sondern weil er bereute, was er gethan hatte, schickte er

sogleich hin und ließ die beiden jungen Leute zu sich holen. Wie er nun alle Umstände noch genauer erfuhr, nahm er sich vor, das Unrecht, das er ihnen zugefügt hatte, durch Geschenke und Ehrenbezeugungen wieder gut zu machen. Er ließ sie demnach standesmäßig kleiden, und weil er gewiß war, daß sie einander Beide liebten, so vermählte er sie mit einander, überhäufte sie mit reichen Geschenken, und sandte sie zufrieden zu den Ihrigen zurück, welche sie mit großen Freuden empfingen.

Vierzehnte Novelle.

Bruder Cipolla verspricht einigen Dorfleuten, ihnen eine Feder vom Engel Gabriel zu zeigen, findet aber anstatt der Feder nur Kohlen in seinem Kästchen, und macht nunmehr den Leuten weis, es wären die Kohlen, auf welchen der heilige Lorenz gebraten worden.

Ihr habt einmal von Certaldo gehört. Es ist ein Schloß in Val d'Elsa in unserm Lande, und ist zwar nur klein, doch zählte es einst viele edle und wohlhabende Bewohner. Weil nun hier gut zu zehren war, so pflegte ein gewisser Bettelmönch es nie zu versäumen, einmal im Jahre daselbst seine Ernte unter den Narren zu halten, die ihm Almosen für sein Kloster gaben. Er hieß Bruder

Cipolla, und weil in der Gegend von Certaldo die besten Zwiebeln in ganz Toscana wachsen, so ward er vielleicht seines Namens wegen nicht weniger gern gesehen, als wegen anderer andächtiger Rücksichten. Dieser Bruder Cipolla war ein kleines rothköpfiges Männchen, fröhlichen Angesichts, und der durchtriebenste Vogel in der Welt; zwar in keiner Wissenschaft recht zu Hause, allein mit einem so fertigen Maulleder begabt, daß Derjenige, der ihn nicht kannte, ihn nicht nur für einen guten Redner, sondern für einen leibhaften Tullius oder Quintilian halten mußte, und überdies war er fast bei Jedermann in der Gegend als Freund, Gevatter oder Gewissensrath willkommen.

Einmal kam er nach seiner Gewohnheit im Erntemond an einem Sonntag Morgen dahin, wie alle guten Männer und Weiber aus den benachbarten Dörfern in die Stiftskirche zur Messe gekommen waren. Zu gelegener Zeit trat er auf und sagte: „Meine Herren und Frauen! Ihr wißt Eure alte gute Gewohnheit, daß Ihr den Armen des heiligen Freiherrn Sanct Anton jährlich von Eurem Korn und Getreide, der Eine viel, der Andere wenig, nach Maßgabe Eures Vermögens und Eures andächtigen guten Willens mitzutheilen pflegt, damit der selige Sanct Anton Eure Ochsen und Esel, Eure Schafe und Schweine in Obhut nehme. Ueberdies pflegt Ihr (besonders Diejenigen, die in unsere Brüderschaft eingeschrieben sind) die kleine Schuld abzutragen, die Ihr jährlich einmal zu entrichten habt; und um dies alles zu empfangen, hat mich mein Vorgesetzter, der Herr Abt, hergesandt. Ihr werdet Euch demnach unter Gottes Segen diesen Nachmittag, sobald ich mit dem Glöckchen läuten lasse, hier auf dem Kirchhofe versammeln, wo ich

nach meiner Gewohnheit predigen und Euch das heilige Kreuz zu küssen geben werde; und weil ich weiß, wie andächtig Ihr dem Herrn Baron Sanct Anton ergeben seid, so will ich aus besonderer Liebe und Zuneigung Euch eine heilige und herrliche Reliquie zeigen, die ich selbst aus dem gelobten Lande übers Meer mitgebracht habe; nämlich eine Feder, die der Engel Gabriel in der Kammer der Jungfrau Maria zurückließ, wie er ihr die Botschaft nach Nazareth brachte."

Wie Bruder Cipolla dieses gesprochen hatte, ging er wieder an sein Meßgeschäft. Unter denen, die seine Rede mit angehört hatten, waren ein Paar verschmitzte Vögel, Namens Giovanni del Bragoniera und Biagio Piccini. Beide lachten ein Weilchen mit einander über seine Reliquie, und obwohl sie seine guten Freunde und Gesellen waren, so nahmen sie sich dennoch vor, ihm mit seiner Feder einen Streich zu spielen. Da sie nun wußten, daß Bruder Cipolla bei einem Freunde im Schlosse zu Mittag blieb, so schlichen sie sich, so bald er zu Tische gegangen war, fort, und gingen nach seiner Herberge, mit der Abrede, daß Biagio den Diener des Cipolla im Gespräch unterhalten sollte, indeß Giovanni die Sachen des Mönchs durchsuchte und ihm die Feder wegnähme, um zu sehen, wie er sich darüber vor den Leuten geberden und sich herauswickeln würde.

Cipolla hatte einen Knecht, welchen Einige Guccio Thrantonne, Einige Guccio Schweinigel, Andere Guccio Saumagen zu nennen pflegten. Er war ein ärgerer Schelm als Cacus, und Bruder Cipolla pflegte oft gegen seine Freunde über ihn zu scherzen und von ihm

zu sagen: „Mein Knecht hat neun Untugenden an sich, wovon eine jede einzeln hinreichend wäre, einen Salomon, Aristoteles oder Seneca um alle ihre Tugend, Verstand und Frömmigkeit zu bringen. Denkt demnach, was dieser für ein Kerl sein muß, den sie alle neune besessen haben, und an dem nie ein gutes, frommes oder kluges Haar gewesen ist.“ Wenn man ihn fragte, worin diese neun Untugenden beständen, so hatte er folgende Antwort in Reimen fertig:

„Er ist faul, schmutzig und verlogen,
ein Lästermaul und ungezogen,
nachlässig, ungehorsam, trotzig
und obendrein so dumm, als protzig.

Er hat auch überdies noch einige andere Fehlerchen an sich, wovon man nicht gern spricht, und was das Lächerlichste an ihm ist, so will er an einem jeden Orte ein Weib nehmen und ein Haus miethen, und obwohl er einen dicken, borstigen, schmierigen Bart hat, so dünkt er sich so schön, daß ihm alle Weiber nachlaufen und sich in ihn verlieben müssen, und doch würde er, wenn man ihn nur gehen ließe, sich vielmehr selbst die Schuhe nach ihnen ablaufen. Wahr ist's indessen, daß ich trefflichen Nutzen von ihm habe: denn so oft mich Jemand auch noch so heimlich zu sprechen wünscht, so will er doch immer seine Nase dazwischen haben, und wenn man mich etwas fragt, so ist er so besorgt, daß ich nicht werde antworten können, daß er geschwind mit seinem Ja oder Nein bei der Hand ist, wie er meint, daß es am gescheidtesten sei.

Diesen sauberen Burschen hatte Bruder Cipolla in der Herberge zurück gelassen und ihm befohlen, fleißig Achtung zu geben, daß Niemand sein Gepäck, und besonders sein

Felleisen antasten möchte, weil heilige Sachen darin enthalten wären. Guccio Saumagen behagte sich aber weit besser in der Küche, als der Zeisig im Busch, zumal wenn er ein Küchenmensch darin witterte, und weil er eben in der Herberge eine kleine dicke mißgeschaffene Magd bemerkt hatte, mit ein Paar Brüsten, wie zwei Mistkober, und mit einem Gesicht, das einem Baronci zu gehören schien, und noch dazu voll Schweiß, Schmutz und Küchenrauch war; so ließ er Bruder Cipolla's Kammer offen, und alle seine Sachen ohne Hüter, und wie der Geier auf ein Aas fällt, so schoß er die Treppe hinunter, setzte sich (obwohl es mitten im August war) mit ihr an den Herd und fing an, der Magd, die Nuta hieß, vorzuschwatzen, daß er ein Edelmann wäre, der alle Tage Procurator werden könnte; daß er die Gulden wie Ameisenhaufen liegen hätte, außer dem, was andere Leute noch an ihn zu fordern hätten, welches eher zuviel als zu wenig betrüge; er vergaß seine Kappe, die so schmierig war, daß man Thran daraus hätte sieden können, sein Wamms, welches überall zerlumpt und zerrissen, und am Halse und unter den Achseln durchgeschwitzt, durchsudelt und voll Flecken von so mannigfaltigen Farben war, wie die buntesten tatarischen oder indianischen Zeuge, und seine abgetragenen Schuhe und durchlöcherten Strümpfe; und that so groß, als wenn er Kaiser von Monomotapa gewesen wäre; versprach sie zu kleiden und zu schmücken und sie aus dem elenden Zustande der Dienstbarkeit hervorzuziehen, und in Ermangelung eines großen Vermögens ihr zur Anwartschaft auf ein besseres Glück zu verhelfen, und noch mehr dergleichen hübsche Sachen, die er ihr zwar mit den größten Liebkosungen vor-

sagte, die aber dessenungeachtet alle in den Wind geredet waren; wie denn gemeiniglich alle seine Anschläge zu Wasser wurden.

Die beiden Spaßvögel fanden demnach den Guccio bei seiner Nuta in voller Beschäftigung und waren sehr froh darüber, weil sie nunmehr halb gewonnenes Spiel hatten; sie gingen also ungehindert in Bruder Cipolla's Zimmer, welches offen stand, und das Erste, was ihnen in die Augen fiel, war das Felleisen, welches sie suchten. Sie öffneten es und fanden in demselben ein kleines Kästchen, welches in ein großes seidenes Tuch gewickelt war. In diesem Kästchen befand sich eine Schwanzfeder eines Papageien, und sie zweifelten nicht, daß es dieselbe wäre, die er den ehrlichen Landleuten in Certaldo zu zeigen versprochen hatte. Dies war ihm in jenen Zeiten etwas Leichtes; denn man wußte damals in Toscana noch sehr wenig von den Tändeleien, die uns hernach zum Schaden des ganzen Italiens in so großer Menge über Aegypten zugeführt wurden, und wenn man sie auch hie und da kannte, so hatte man doch in jener Gegend, wo noch die alte ehrliche Unwissenheit herrschte, so wenig einen Papageien gesehen, daß vielmehr die meisten Leute noch nie davon hatten reden hören. Die jungen Schäker freuten sich, die Feder gefunden zu haben, sie nahmen sie weg, und um das Kästchen nicht leer zu lassen, füllten sie es mit Kohlen, die in einem Winkel des Zimmers lagen, und gingen froh und ungesehen mit der Feder davon, voll schadenfroher Erwartung, zu sehen, was Bruder Cipolla sagen würde, wenn er die Kohlen statt der Feder fände.

Die ehrlichen einfältigen Männer und Weiber, die in der Kirche gehört hatten, daß sie des Nachmittags die Feder des Engels Gabriel sehen sollten, gingen nach geendigter Messe zu Hause; ein Nachbar sagte es dem andern, und ein jedes Weib ihrer Freundin und Gevatterin, und wie Jedermann gegessen hatte, versammelten sich im Schlosse so viele Menschen, um die Feder zu sehen, daß kaum Platz genug für sie da war.

Nachdem Bruder Cipolla gut gegessen und ausgeschlafen hatte, stand er kurz nach Mittag auf, und wie er hörte, daß so viele Landleute gekommen waren, die Feder zu sehen, ließ er dem Guccio sagen, er sollte mit dem Heiligenglöckchen hinauf nach dem Schlosse kommen, und ihm sein Felleisen mitbringen. Guccio trennte sich ungerne von dem Küchenherde und von seiner Nuta, um die geforderten Sachen hinauf zu bringen. Keuchend kam er an, weil ihm der Bauch vom Wassertrinken angeschwollen war, und Bruder Cipolla schickte ihn sogleich nach der Kirchenthüre, wo er mit lautem Schall das Volk zusammenklingelte. Wie die ganze Gemeinde sich versammelt hatte, begann Bruder Cipolla, der es sich nicht einfallen ließ, daß Jemand seine Sachen angerührt hätte, seine Predigt, sagte alles, was zu seinem Vorhaben paßte, und wie er im Begriffe war, die Feder des Engels Gabriel zu zeigen, las er erst mit feierlicher Stimme die allgemeine Beichte, ließ zwei große Wachslichter anzünden, zog ehrerbietig seine Mütze ab, breitete bedächtig das Tuch auseinander, und zog das Kästchen hervor. Nachdem er einige Worte zum Lobe und Preise des Engels gesagt hatte, öffnete er das Kästchen — und erstaunte, wie er es voll

Kohlen fand. Auf Guccio warf er keinen Verdacht, weil er ihn nicht für schlau genug dazu hielt; ja er zürnte nicht einmal sehr auf ihn, daß er seine Sachen nicht besser vor anderen Leuten in Acht genommen hatte; allein er fluchte heimlich auf sich selbst, daß er sie ihm hatte in Verwahrung gegeben, da er wußte, wessen er sich von seiner Nachlässigkeit, Ungehorsam, Eigensinn und Thorheit zu versehen hatte. Ohne jedoch deswegen auch nur die Farbe zu verändern, erhob er beide Hände gegen Himmel, und rief mit lauter Stimme: „Gelobt, o Herr! sei Deine Allmacht.“ Er that hierauf sein Kästchen wieder zu, und sprach zu seiner Gemeinde: „Liebe Männer und Frauen! Ich muß Euch sagen, in meinen jungen Jahren sandte mich einst mein Superior auf Reisen nach dem Lande, wo die Sonne aufgeht, und befahl mir, die Bullen des großen Porcellanus aufzusuchen, welche (das Stempelgeld ungerechnet) dem Käufer mehr kosten, als sie ihm nützen. Ich machte mich deswegen auf den Weg, reisete von Weinstadt aus nach Griechisch-Täuschenburg; von dort ritt ich durch das Königreich Kniffland und durch Siehdichvorien bis nach Wurstwiderwurst, und kam endlich ziemlich durstig nach Sarbellien. Doch wozu nützt es, daß ich Euch alle meine Reisen erzähle? Genug, wie ich den Canal durchfahren hatte, den man den Aermel des heiligen Georgs nennt, kam ich nach Knüttelland und Büfland, welche beide außerordentlich bevölkert sind, und von da nach Lügland, wo ich eine Menge meiner eigenen und anderer Ordensbrüder antraf, die insgesammt, um der Gottseligkeit willen, aller Mühe und Arbeit entsagten; sich um das mühselige Leben anderer Leute wenig bekümmerten, und

mit lauter ungeprägter Münze bezahlten. Hernach kam ich in das Land Stupidien, wo die Weiber und Männer barfuß und in Holzschuhen nach den wilden Einöden wallfahrten, um die Schweine mit ihren eigenen Eingeweiden zu mästen, und weiterhin fand ich Leute, die das Brod auf Stöcken und den Wein in Säcken tragen. Von dort ging es nach den Bachusbergen, deren Ströme sämmtlich aufwärts fließen. Mit einem Worte, ich reiste soweit in diese Länder hinein, daß ich bis nach Pastinakien in Indien kam, wo ich (ich schwör' es bei dem Rock, den ich trage!) die zweifüßigen Thiere in der Luft habe fliegen gesehen, was wohl kein Mensch glauben wird, der es nicht selbst mit angesehen hat. Allein mein Freund Masso del Saggio kann mirs bezeugen, welcher dort ein sehr angesehener Kaufmann war; denn er knackte die Nüsse, und verkaufte die Schalen nach Pfunden. Weil ich aber nicht fand, was ich suchte, so kehrte ich wieder um (denn von dort weiterhin geht der Weg zu Wasser), und kam nach dem heiligen Lande, wo man das alte Brod für Geld verkauft, und das frische umsonst gibt. Hier fand ich den ehrwürdigen Vater Nemihimalebicas, als verdienstvollen Patriarchen von Jerusalem. Aus Achtung für das Kleid des heiligen Barons Sanct Anton, das ich nie ablege, geruhte er, mir alle seine heiligen Reliquien zu zeigen, wovon er einen so großen Schatz besitzt, daß ich Euch eine meilenlange Beschreibung davon machen könnte. Um Euch jedoch diese Freude nicht gänzlich zu entziehen, will ich Euch einige davon nennen. Zuerst zeigte er mir einen Finger vom heiligen Geiste, ganz frisch und unversehrt; hernach das Toupet des Seraphs, der mit dem heiligen Franz gesprochen

hat; den Nagel eines Cherubs; eine von den Rippen des Verbum Carofactum; den Putzmantel des heiligen katholischen Glaubens; einige Strahlen von dem Stern, der den drei Weisen im Morgenlande erschien; ein Fläschchen von dem Schweiße, den der heilige Michael in dem Kampfe mit dem Teufel vergoß, und eine Kinnlade von dem Tode des heiligen Lazarus. Weil ich ihm großmüthig eine Abschrift von etlichen Seiten des Montemorello in gewöhnlicher Sprache und ein Paar Capitel des Caprezio mittheilte, die er sich längst gewünscht hatte, so schenkte er mir wieder einige von seinen heiligen Reliquien, nämlich einen Zahn vom heiligen Kreuz; ein Fläschchen voll von dem Schall der Betglocke in Salomons Tempel; die Feder des Engels Gabriel, von welcher ich Euch schon gesagt habe; einen Holzschuh des heiligen Gerhard von Villamagna, den ich kürzlich dem Gerardo Bonsi in Florenz geschenkt habe, welcher ihn mit großer Andacht aufhebt; und endlich hat er mir auch einige von den Kohlen geschenkt, worauf der heilige Lorenz ist gebraten worden. Alle diese Sachen habe ich mitgenommen und sorgfältig aufgehoben; mein Prior hat mir aber nicht erlaubt, etwas davon zu zeigen, bis er völlige Gewißheit erlangt hätte, daß sie ächt wären. Seitdem aber schon einige Wunder dadurch bewirkt worden, und zu gleicher Zeit ein eigenhändiger Brief von dem Patriarchen ihn völlig überführt hat, habe ich von ihm Erlaubniß erhalten, sie zu zeigen, und weil ich sie keinen fremden Händen anvertrauen mag, so führe ich sie immer selbst bei mir. Damit mir nun die Feder des Engels Gabriel nicht verdorben wird, so halte ich sie in einem Käſtchen, und die Kohlen, worauf der

heilige Lorenz ist gebraten worden, in einem andern, welches jenem so ähnlich ist, daß ich selbst oft das eine mit dem andern verwechsele; und das ist mir auch jetzt widerfahren, denn ich meinte, ich hätte das Kästchen mit der Feder mitgenommen, und ich finde, es ist das andere mit den Kohlen. Allein ich halte dieses keineswegs für eine zufällige Verwechslung, sondern ich bin versichert, es ist des Himmels eigene Fügung gewesen, die mir dieses Kästchen in die Hände gegeben hat; denn ich erinnere mich eben, daß übermorgen das Fest des heiligen Lorenz einfällt. Der Himmel hat demnach gewollt, daß ich Euch durch die Kohlen, worauf er gebraten worden, erinnern sollte, ihm in Euren Herzen die Andacht zu beweisen, die Ihr ihm schuldig seid, und darum habe ich diese Kohlen mitnehmen müssen, welche der Todesschweiß seines heiligen Leibes gelöscht hat. Ziehet demnach, meine geliebten Kinder, Eure Mützen ab, und nähert Euch mit Andacht, sie zu betrachten; wisset auch, daß diejenigen, die sich kreuzweise damit von mir bezeichnen lassen, sicher sind, daß sie im ganzen Jahre kein Feuer berühren wird, ohne daß sie es fühlen."

Wie er dieses gesprochen hatte, ließ er den Lobgesang des heiligen Lorenz anstimmen, öffnete sein Kästchen, und zeigte die Kohlen, welche der einfältige Haufe erst eine Zeit lang mit andächtigem Staunen begaffte, und sich dann um die Wette zu dem Bruder Cipolla drängte, um ihm reichlicher als je zu opfern, und sich mit den heiligen Kohlen bezeichnen zu lassen. Bruder Cipolla war nicht faul, er nahm seine Kohlen in die Hand, malte ihnen allen auf ihre reinlichen Kleider und Wämmser, und den Weibern

auf ihre schneeweißen Schleier ein Kreuz, so groß es darauf haften konnte, und versicherte ihnen, daß der Abgang an den Kohlen in dem Kästchen jedesmal wieder ersetzt würde, wie er schon so oft erfahren hätte.

Da er nun auf diese Weise, zum großen Nutzen seiner Börse, die guten Leutchen in Certaldo bekreuzt hatte, so fiel der Scherz auf diejenigen zurück, die ihm einen Possen hatten spielen wollen, indem sie ihm seine Feder stahlen. Die losen Vögel waren bei seiner Predigt gegenwärtig gewesen, und wie sie gehört hatten, wie er sich aus dem Stegreife zu helfen wußte, und wie weit er dabei ausholte, hatten sie theils über seinen Einfall, theils über seine Worte dermaßen lachen müssen, daß ihnen die Kinnbacken schmerzten. Wie die Menge sich verlaufen hatte, gingen sie Beide mit ihm zu Hause, erzählten ihm mit vielem Gelächter den Streich, den sie ihm hatten spielen wollen, und gaben ihm seine Feder wieder. Diese brachte ihm im folgenden Jahr eben so reichliche Opferpfennige, als diesmal die Kohlen.

Fünfzehnte Novelle.

Gianni Lotteringhi hört in der Nacht an seine Thüre pochen und weckt seine Frau. Diese bildet ihm ein, daß es ein Gespenst sei, und ihr Mann geht mit ihr hin, um es zu beschwören, worauf das Klopfen aufhört.

In der Straße San Pancrazio in Florenz wohnte ein Wollenweber Namens Gianni Lotteringhi, welcher

mehr Glück in seinen Berufsgeschäften hatte, als Verstand in andern Dingen, daher er denn als eine gute ehrliche Haut bald zum Vorsänger im Chor, bald zum Vorsteher der Schule und zu andern dergleichen Aemtern gewählt wurde, weil er, als ein bemittelter Mann, den Mönchen manche schöne Gabe an Strümpfen, Kutten und Kappen verehrte, wofür sie ihm wieder den Gesang des heiligen Alexis, das Klagelied des heiligen Bernhard, den Lobgesang der Frau Mathilda und allerlei dergleichen Geschwätz mittheilten, woran er seine große Freude hatte und es zum Heile seiner Seele mit großer Sorgfalt aufhob.

Seine Frau, welche Tessa hieß, war die Tochter des Manuccio dalla Cuculia, ein sehr schönes, munteres, schlaues und listiges Weibchen. Sie kannte die Einfalt ihres Mannes, und nachdem sie mit einem schönen rüstigen Jünglinge, Namens Federigo di Neri Pergolotti, ein Liebesverständniß angeknüpft hatte, wußte sie es so einzurichten, daß Federigo sie einst durch die Veranstaltung ihrer Magd in einem schönen Landhause besuchen konnte, welches ihr Mann in Camerata hatte, wo sie sich während des ganzen Sommers aufhielt, indeß ihr Mann nur bisweilen am Abend dahin zu kommen pflegte, und des Morgens wieder zu seinen Geschäften oder seinen Chorgesängen zurückkehrte. Federigo ergriff mit der größten Begierde die Gelegenheit, stellte sich am festgesetzten Tage um die Vesperstunde ein, und da Gianni an diesem Abend nicht erwartet wurde, so konnte er mit Bequemlichkeit bei der jungen Frau zu Abend essen, und die Nacht mit ihr zubringen. Sie lehrte ihn wenigstens ein halbes Dutzend von den Lobgesängen ihres Mannes, und weil weder sie

selbst noch Federigo Willens waren, es bei dieser ersten Zusammenkunft bewenden zu lassen, so nahmen sie Abrede mit einander, um der Magd die Mühe des öftern Zwischengehens zu ersparen, daß Federigo jedesmal, wenn er von seinem Gute, welches ein wenig höher lag, herunter käme, auf einen Pfahl in ihrem Weingarten Achtung geben sollte, auf welchem ein Eselskopf steckte. So oft dieser mit der Nase nach Florenz gekehrt wäre, sollte er sich unfehlbar des Abends einstellen, und im Falle er die Thüre geschlossen fände, dreimal leise anklopfen. Wäre die Nase aber gegen Fiesole gerichtet, so sollte er wegbleiben, und es als Zeichen ansehen, daß Gianni erwartet würde. Auf diese Weise verschafften sie sich manchen fröhlichen Abend. Einmal aber, wie Frau Tessa ihren Federigo erwartete und ein paar fette Kapaunen am Spieße hatte, kam Gianni ganz unvermuthet am späten Abend noch hinaus, welches seiner Frau gar nicht lieb war. Sie und er behalfen sich mit einigen Schnitten gesalzenem Fleisch, der Magd aber befahl sie heimlich, die beiden Kapaunen, nebst einer Menge frischer Eier und einer Flasche guten Weins in den Garten zu tragen, welcher vor ihrem Hause an der Straße lag, und alles unter einen großen Fichtenbaum hinzustellen, der mitten auf einem schönen Rasenplatze stand, wo sie gewöhnlich mit Federigo zu Nacht zu essen pflegte. Vor lauter Aergerniß vergaß sie aber, der Magd zu sagen, daß sie warten sollte, bis Federigo käme, um ihm Nachricht zu geben, daß Gianni gekommen wäre, und daß er diese Sachen nur mit nach Hause nehmen möchte.

Wie sie nun mit ihrem Manne zu Bette gegangen war,

und die Magd sich gleichfalls niedergelegt hatte, kam Fe-
derigo bald nachher, nnd klopfte einmal leise an die Thür,
die so nahe bei der Kammer war, daß Gianni und seine
Frau es beiderseits hörten, obwohl die Frau sich stellte,
ıls wenn sie schliefe, damit ihr Mann nichts argwöhnen
nöchte. Es währte nicht lange, so klopfte Federigo zum
weiten Mal. Gianni wunderte sich darüber, stieß seine
Frau einige Mal sanft an, und sagte: „Hörst Du nicht
uch etwas, Tessa? Mich däucht, daß man an unsere
Thüre klopft."

Die Frau, die noch besser gehört hatte, als ihr Mann,
ellte sich, als ob sie eben erwachte. „Was sagst Du?"
ragte sie.

„Ich sage (sprach Gianni), daß es mir scheint, als
enn an unsere Thüre geklopft würde."

„O weh! angeklopft? (rief sie) Weißt Du nicht, Gianni,
as das ist? Es ist das Gespenst, das mich schon seit
nigen Nächten so gewaltig erschreckt hat, daß ich mich in
eine Decke gehüllt und es nicht gewagt habe, den Kopf
rvorzustrecken, bis es Tag ward."

„Geh doch, Frau (sprach Gianni), wenns weiter
chts ist, so sei nur nicht bange, denn ich habe schon längst
s Te lucis und die Intemerata und so viele andere gute
ebete gesprochen, und habe das Bett von einem Ende
m andern mit so vielen Kreuzen bezeichnet, daß das Ge-
enst mit aller seiner Macht uns nicht anfechten kann."

Die Frau hielt es inzwischen für nothwendig, ihren
ebhaber wissen zu lassen, daß ihr Mann zu Hause wäre,
nit er nicht etwas anderes argwöhnen und mit ihr bre-
n möchte. Sie sagte demnach zu ihrem Manne: „Das

ist wohl gut, daß Du Deine Gebete sprichst; allein ich für meinen Theil werde mich nicht eher sicher und ruhig fühlen, bis wir das Gespenst beschwören, da Du doch einmal hier bist."

„Wie beschwören wir es denn?" fragte Gianni.

„Das will ich Dir wohl sagen (sprach Frau Tessa). Wie ich neulich um Ablaß nach Fiesole ging, hat mir eine Einsiedlerin (das sind Dir, mein lieber Gianni, die heiligsten Leute von der Welt, wie ich Dir versichern kann), die hat mir also, wie sie mich so in Aengsten sah, einen schönen kräftigen Spruch gelehrt, und mir gesagt, daß er ihr oft genützt habe, wie sie noch keine Einsiedlerin war. Aber Gott weiß, ich habe nicht den Muth gehabt, allein hin zu gehen. Jetzt aber, da Du hier bist, wollen wir Beide gehen und den Geist beschwören."

Gianni war es zufrieden, und sie gingen Beide mit leisen Tritten an die Hausthüre, indeß Federigo noch draußen wartete und schon anfing, eifersüchtig zu werden. Indem sie an die Thüre kamen, sagte Tessa laut zu ihrem Manne: „Wenn ich es Dir sage, Gianni, so vergiß nicht, daß Du ausspeien mußt."

„Schon gut" sprach Gianni. Seine Frau fing hierauf ihre Beschwörung an und sagte:

„Popanz, der Du so manche Nacht
vor meiner Thüre Lärm gemacht.
Mit steifem Horne kamst Du her;
mit steifem Horne fort Dich scher'!
Im Garten unter der großen Fichte,
steht für Dich ein geschmort Gerichte
nebst hundert Fürzen meiner Henne;
packe Dich damit fort und renne.
Setze die Flasche an den Mund,
und laß Gianni und mich gesund."

„Spei aus, Gianni“ sagte sie; und Gianni spuckte.

Federigo, der draußen stand und alles hörte, ließ seine Eifersucht fahren und trotz seinem Verdrusse hätte er fast vor Lachen bersten mögen; und wie Frau Tessa sagte: „Spei aus!“ setzte er leise hinzu: „Die Zähne.“

Nachdem Frau Tessa das Gespenst vorgeschriebener Maßen dreimal gebannt hatte, ging sie mit ihrem Manne wieder zu Bette. Federigo, der sich auf ein gutes Abendessen bei ihr Rechnung gemacht, und also noch nichts gegessen hatte, begriff den Sinn der Beschwörung sehr wohl, ging in den Garten, fand unter der großen Fichte die Kapaunen, die Eier und den Wein, trug alles nach Hause und ließ sichs gut schmecken, und wenn er gelegentlich wieder zur Frau Tessa kam, so lachten sie Beide noch oft miteinander über diese Beschwörung.

Einige Leute wollen es besser wissen und behaupten, Frau Tessa habe wirklich an diesem Tage den Eselskopf mit der Nase nach Fiesole gedreht; ein Arbeitsmann sei aber durch den Weinberg gegangen und habe mit seinem Stocke daran geschlagen, daß er um und um gewirbelt, und mit der Nase nach Florenz gekehrt stehen geblieben sei. Dadurch sei Federigo verführt worden, sich einzustellen, und daher wird denn auch behauptet, die Tessa habe bei ihrer Beschwörung gesagt:

„Geh nur, Popanz, wieder fort.
Geh mit Gott an Deinen Ort.
Ich rührt' den Eselskopf nicht an;
Zum Henker den Schlingel, der's gethan!
Ich bin mit meinem Gianni hier;
Drum weiche, Popanz, weit von mir.“

und darauf soll Federigo ohne Abendessen und Nachtlager wieder davon gegangen sein.

Aber eine von meinen Nachbarinnen, eine alte ehrbare Frau, hat mir versichert, es wären zwar beide Geschichten wahr, wie man ihr in ihrer Jugend erzählt hätte; die letztere aber wäre nicht dem Gianni Lotteringhi begegnet, sondern einem gewissen Gianni di Nello, der ein eben so ausgemachter Pinsel gewesen sei als jener. Ihr könnt also wählen, meine lieben Mädchen, welche von beiden Beschwörungen Euch am besten gefällt. Sie thun beide in dergleichen Fällen (wie Ihr gehört habt) sehr gute Wirkung. Lernet sie auswendig; Ihr könnt sie vielleicht dermaleinst gebrauchen.

Sechzehnte Novelle.

Perronella verbirgt, indem ihr Mann zu Hause kommt, ihren Liebhaber in einem Fasse. Der Mann sagt ihr, er habe das Faß verkauft, und sie erwidert ihm, sie habe es an einen Andern noch besser verkauft, der eben hineingekrochen sei, um zu versuchen, ob es wasserdicht sei. Darauf steigt der Liebhaber heraus, befiehlt dem Manne, das Faß rein zu liefern, und nimmt es nach Hause.

In Neapel hatte jüngst ein armer Handwerksmann ein niedliches und lebhaftes Mädchen, Namens Perronella, zur Frau genommen; er selbst nährte sich seines Handwerks als Maurer, und sie mit Spinnen, wobei sie jedoch nur kümmerlich ihr Leben fristeten. Einst warf ein junger, lockerer Gesell seine Augen auf Perronella, und sie gefiel ihm so sehr, daß er in sie verliebt ward, und auf mancherlei Weise so lange um ihre Gegenliebe warb, bis sie sich mit ihm in ein Verständniß einließ. Da nun der

Mann alle Morgen früh ausgehen mußte, um zu arbeiten oder Arbeit zu suchen, so ward zwischen ihnen verabredet, daß der Liebhaber in der Nähe aufmerken sollte, wenn der Ehemann davon ginge, um sich hernach ins Haus zu schleichen, und weil das Gäßchen Avorio, wo sie wohnte, nur wenig von Leuten besucht ward, so war es ihnen leicht, sich auf diese Weise oft zu sehen.

Inzwischen traf es sich dennoch an einem Morgen, wie der ehrliche Maurer ausgegangen, und der junge Gesell, der sich Giannello Strignario nannte, zu dem Weibchen ins Haus gekommen war, daß der Mann, der vor Abends nicht wieder zu kommen pflegte, sehr bald wieder zurückkehrte, und weil er die Thüre verschlossen fand, anklopfte. „Gott sei ewig gelobt (dachte er bei sich selbst), der mich zwar in Armuth leben läßt, aber mir doch ein gutes, tugendsames junges Geschöpf zum Weibe bescheert hat! Seht doch, wie sie den Augenblick, da ich kaum den Rücken wende, ihre Hausthüre verriegelt, damit sie keinen überlästigen Besuch bekomme."

Perronella, die ihren Mann schon am Klopfen erkannte, rief: „Ach Giannello, ich bin des Todes! Da führt das Unglück meinen Mann her, der sonst nie um diese Zeit wieder zu kommen pflegt; und ich begreife nicht, was das bedeutet, wenn er nur Dich nicht etwa gesehen hat, wie Du hereinkamst. Doch dem sei wie ihm wolle, so bitte ich Dich, krieche in das Faß, das dort steht, hinein; ich will hingehen und ihm aufmachen, und sehen wie es zugeht, daß er so früh wieder nach Hause kömmt."

Giannello stieg geschwind in das Faß; Perronella öffnete ihrem Mann die Thüre und sagte mit übler

Laune zu ihm: „Was ist das für eine Neuerung, daß Du diesen Morgen so früh wieder zurückkömmst? Es hat schier das Ansehen, als hättest Du heute nicht Lust zu arbeiten, daß Du so mit Deinem Handwerkszeuge im Arm wieder da bist. Wenn's so gehen soll, wovon wollen wir dann leben? Woher sollen wir Brod nehmen? Denkst Du, daß ich es dulden werde, daß Du mir mein Röckchen und mein bischen übrige Habseligkeit verpfändest? Da sitz' ich Tag und Nacht, und spinne mir die Haut von den Fingern, um nur das Lampenöl zu verdienen. Mann, Mann! es ist keine Frau in der Nachbarschaft, die sich nicht darüber verwundert und darüber aufhält, daß ich mir so viele Mühe gebe und mir's so sauer werden lasse, und hier kömmst Du mir wieder und läßt die Arme hängen, da Du arbeiten solltest?" Bei diesen Worten fing sie an, bitterlich zu weinen, und fuhr fort zu klagen: „Ach ich armes geschlagenes Weib! Wohl bin ich zum Unglück geboren und zur unglücklichen Stunde in dies Haus gekommen, da ich doch den feinsten Jüngling zum Manne hätte haben können, und ihn nur darum ausschlug, daß ich mir diesen nähme, der es nicht zu erkennen weiß, welch ein Weib er an mir bekommen hat. Andere Weiber thun sich gütlich mit ihren Liebhabern, und es gibt nicht Eine, die nicht ein Paar oder noch Mehrere hat, und läßt sich's wohl sein und macht ihrem Mann weiß, daß es um Mitternacht heller Tag ist. Aber ich armes Weib habe nichts, als Kummer und Verdruß, weil ich zu gut bin und nicht an dergleichen Sachen denke; und ich weiß wahrlich nicht, warum ich mir nicht, so gut wie andere, ein paar Liebhaber anschaffe. Merke Dir's nur, Mann, wenn ich in's Wasser gehen wollte, so

würde sich bald Jemand finden, der mich führte; denn es gibt feine, artige, junge Leute genug, die mich lieben und die mir gut sind, und haben mir viel Geld, und Kleider, und Kleinode, und was ich sonst nur wünsche, anbieten lassen: Ich hab' es aber nie über's Herz bringen können, weil ich nicht von solcher Art bin; und nun kömmst Du mir zu Hause, statt Deiner Arbeit nachzugehen!"

„Ei Frau; (sprach der Mann). Laß Dir doch um des Himmels willen nicht deswegen das Herz schwer werden. Du kannst mir glauben, daß ich weiß wer Du bist, und daß ich es zum Theil diesen Morgen bemerkt habe. Ich bin allerdings aus dem Hause gegangen, um zu arbeiten; allein ich sehe wohl, Du weißt's ebensowenig, als ich daran dachte, daß heute St. Gallens Tag ist, und daß nicht gearbeitet wird, und deßwegen siehst Du mich um diese Stunde wieder kommen. Nichts desto weniger habe ich dafür gesorgt und auch Mittel gefunden, daß wir auf einen Monat und länger Brot haben werden; denn ich habe diesem Manne, der hier mit mir gekommen ist, das leere Stückfaß verkauft, das uns schon seit langer Zeit im Wege stand, und er gibt mir fünf Gulden dafür."

„Das ist mir eben leid genug (sprach Perronella). Du bist ein Mann, und gehst an allen Orten aus und ein, und solltest daher am besten von allen Dingen Bescheid wissen, und doch verkaufst Du ein Faß für fünf Gulden, das ich, als ein Weib, welches kaum über die Schwelle kömmt, für sieben an einen Menschen verkauft habe, der in dem Augenblicke, da Du zu Hause kamst, hineingestiegen ist, um es zu besichtigen, ob es auch dicht sei."

Der Mann war froh, dieses zu hören. „Guter Freund

(sprach er zu Demjenigen, der mit ihm gekommen war), nehmt's nicht übel, Ihr hört wohl, meine Frau hat das Faß schon für sieben Gulden verkauft, wofür Ihr mir nur fünf geboten habt."

„Ei in Gottes Namen," sprach der andere und ging fort.

„Komm jetzt her (sprach Perronella zu ihrem Manne), weil Du doch hier bist, und mache selbst die Sache mit ihm ab."

Giannello, der indessen beide Ohren gespitzt und gehorcht hatte, ob er etwas zu befürchten hätte, oder sich sonst auf etwas gefaßt machen müßte, hörte kaum Perronella's Worte, so sprang er geschwind aus dem Fasse, und stellte sich, als ob er nichts davon gemerkt hätte, daß der Mann gekommen war. „Wo seid Ihr, gute Frau?" sprach er.

„Ich bin hier. Was ist zu Dienst?" sprach der Mann.

„Wer seid denn Ihr? (fragte Giannello). Ich wollte die Frau sprechen, mit welcher ich über dies Faß gehandelt habe."

„Das könnt Ihr getrost mit mir abmachen (antwortete der Mann), denn ich bin ihr Ehemann."

„Das Faß scheint dicht genug zu sein (versetzte Giannello); allein es sitzt voll Weinstein, der sich mit den Nägeln nicht abkratzen läßt, und ehe es nicht rein ist, mag ich's nicht haben."

„Darum soll der Handel nicht zurückgehen (sprach Perronella). Mein Mann soll es schon rein machen."

„Das versteht sich," sprach der ehrliche Maurer, legte

sein Handwerkszeug ab und zog sein Wamms aus, ließ Licht anzünden, nahm seine Deichsel, stieg in das Faß und fing an, es abzukratzen. Perronella lehnte sich mit dem halben Leibe oben über das Faß, um ihrem Mann zu leuchten, streckte den andern Arm bis über die Schultern hinein, und zeigte ihm bald hier, bald dort eine Stelle, die er noch putzen müßte. Giannello, dem die Zeit vorher zu kurz geworden war, nützte sie bei dieser Gelegenheit nach der Weise der muthigen Rosse, wenn sie in den Parthischen Gefilden den Stachel der Liebe fühlen. Unterdessen ward das Faß rein, Perronella erhob sich wieder und ihr Mann kroch heraus.

„Da habt Ihr das Licht, guter Freund (sprach Perronella zu Giannello); seht zu, ob es Euch jetzt rein genug ist.“

Giannello sagte, er wäre zufrieden, bezahlte die sieben Gulden, und ließ das Faß nach seinem Hause bringen.

Siebzehnte Novelle.

Lodovico macht Frau Beatrice eine Liebeserklärung. Sie schickt ihren Mann in ihrer Kleidung in den Garten und läßt den Lodovico unterdessen seinen Platz einnehmen, welcher hernach aufsteht und den Gemahl im Garten abprügelt.

In Paris war einmal ein florentinischer Edelmann, den seine zerrütteten Umstände gezwungen hatten, ein Kaufmann zu werden, und das Glück war ihm bei seinen Ge-

schäften so günstig gewesen, daß er ein sehr reicher Mann geworden war. Er hatte mit seiner Frau nur einen einzigen Sohn, Namens Lodovico; weil er nun wünschte, daß dieser, seiner Geburt gemäß als ein Edelmann, und nicht als Kaufmann sollte erzogen werden, so hatte er ihn nie in eine Handlung geben wollen, sondern ihn mit andern jungen Edelknaben am Hofe des Königs von Frankreich Dienste nehmen lassen; woselbst er seine Sitten sehr vortheilhaft gebildet und viel Gutes gelernt hatte. Während dieser Zeit kamen einmal einige Edelleute, die eben von einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrten, in eine Gesellschaft junger Leute, bei welcher sich auch Lodovico befand; und indem sie von den schönen Frauen in Frankreich, England und andern Ländern sprachen, behauptete einer von ihnen, daß es auf dem weiten Rund der Erde, unter allen Frauen, die er gesehen hätte, keine schönere gäbe, als Madonna Beatrice, die Gemahlin des Egano Galuzzi in Bologna. Eben dieses bestätigten auch alle seine Reisegefährten, die mit ihm in Bologna gewesen waren, einstimmig. Lodovico, der dieses hörte und noch nie geliebt hatte, ward durch diese Beschreibung so neugierig gemacht, sie zu sehen, daß er mit keinem andern Gedanken umging und es sich fest vornahm, nach Bologna zu reisen, um sie kennen zu lernen und daselbst zu bleiben, wenn sie ihm gefiele. Er gab demnach gegen seinen Vater vor, daß er nach dem heiligen Grabe wallfahrten wollte, und erhielt die Erlaubniß dazu nicht ohne viele Schwierigkeit. Unter dem angenommenen Namen Anichino kam er nach Bologna, und das Glück fügte es so, daß er schon am folgenden Tage bei einem öffentlichen Feste Beatrice

zu sehen bekam, die er noch weit schöner fand, als er sie sich vorgestellt hatte, und sich deswegen vornahm, Bologna nicht zu verlassen, bis er ihre Liebe gewönne. Nachdem er sich lange über die Mittel bedacht hatte, seinem Endzweck näher zu kommen, däuchte ihn endlich das Beste zu sein, bei ihrem Gemahl Dienste zu nehmen, welcher eine sehr zahlreiche Dienerschaft unterhielt. Er verkaufte demnach seine Pferde und Sachen, brachte seine Leute gehörig unter und befahl ihnen, sich nie merken zu lassen, daß sie ihn kennten. Hierauf machte er Rechnung mit seinem Wirthe und entdeckte ihm, daß er wohl Lust hätte, bei einem guten Herrn in Dienste zu gehen.

Der Wirth gab ihm zur Antwort: „Du scheinst mir gerade der Mann zu sein, den ein gewisser Edelmann in dieser Stadt, Namens Egano, sich wohl wünschen würde. Er hält viele Diener, und sieht es gern, daß sie alle so manierlich in ihrem Betragen sind, wie Du bist: Ich will mit ihm davon sprechen.“

Er hielt ihm auf der Stelle Wort und brachte es auch gleich bei der ersten Unterredung dahin, daß Egano den Anichino in seine Dienste nahm; welches diesem sehr erfreulich war. Wie er nun bei diesem angestellt ward und öftere Gelegenheit hatte, seine Gebieterin zu sehen, ließ er es sich angelegen sein, seinen Herrn so aufmersam zu bedienen, daß er seine Liebe bald in einem solchen Grade gewann, daß er nichts ohne ihn vornahm, und ihm alle seine Angelegenheiten anvertraute.

Einmal, wie Egano auf die Reigerbeize geritten, und Anichino zu Hause geblieben war, setzte sich Beatrice (die zwar von seiner Liebe noch nichts ahnte, aber an

seinen Manieren vielen Gefallen fand, und ihm deswegen sehr gut war) mit ihm zum Schachspiel, und Anichino, um ihr Vergnügen zu machen, wußte es sehr geschickt so einzurichten, daß sie gewann, worüber sie große Freude hatte. Während des Spieles hatten sich die weiblichen Bedienten eine nach der andern entfernt; und so bald sie Beide allein waren, that Anichino einen tiefen Seufzer.

„Was ist Dir, Anichino? (fragte Beatrice traulich). Ist es Dir so leid, daß ich Dir abgewinne?“

„Ach Madonna! (antwortete Anichino) eine viel wichtigere Sache hat mir diesen Seufzer ausgepreßt.“

„So sage sie mir, wenn Du mich lieb hast,“ versetzte Beatrice.

Ein noch tieferer Seufzer, als der erste, entfuhr dem Anichino, wie er die Worte: wenn Du mich lieb hast, von Derjenigen hörte, die er über Alles liebte. Beatrice bat ihn deswegen nochmals, ihr zu sagen, worüber er seufzte.

„Madonna (erwiderte Anichino), ich fürchte, Ihr würdet mir zürnen, wenn ich es Euch sagte, und ich muß besorgen, daß Ihr es einer andern Person wieder sagen würdet.“

„Ich verspreche Dir (versetzte sie), daß ich es nicht übel nehmen will, und Du kannst versichert sein, daß ich ohne Deinen Willen von demjenigen, was Du mir entdeckest, nie einem Andern etwas wieder sagen werde.“

„Wenn das ist, so will ich es Euch gestehen,“ sprach Anichino und fast traten ihm die Thränen in die Augen, wie er ihr erzählte, wer er wäre, was er von ihr gehört hätte, und wo und wie er verliebt in sie geworden wäre,

und deswegen Dienste bei ihrem Gemahl genommen hätte. Zugleich bat er sie demüthig, Mitleiden mit ihm zu haben, und seiner eben so feurigen, als verschwiegenen Liebe Gehör zu geben (wenn es möglich wäre); oder wenn sie sich dazu nicht entschließen könnte, ihm wenigstens zu vergönnen, sie ferner in seinem bisherigen Verhältnisse zu verehren.

O Du ausbündige sanfte Wärme des Bolognesischen Blutes! wie liebenswürdig hast Du Dich immer in solchen Fällen ausgezeichnet! Nie konntest Du Dein Auge weiden an den Thränen, an den Seufzern der Liebenden; nie warst Du taub gegen zärtliche Bitten; sondern mit gütiger Herablassung kamst Du jederzeit den Wünschen der aufrichtigen Liebe entgegen; wäre ich nur im Stande, Dich nach Verdienst zu rühmen, so würde mein Mund nie von Deinem Lobe schweigen.

Das sanfte Weib verwandte keinen Blick von Anichino, indem er sprach, und da sie seinen Worten unbezweifelten Glauben beimaß, so wirkte die Liebe durch seine Bitten so mächtig auf ihr Herz, daß auch sie sich bewegt fühlte und mit mehr als einem Seufzer ihm zur Antwort gab: „Sei getrost, lieber Anichino! Mich haben zwar bisher weder Geschenke, noch Verheißungen, weder Bitten, noch Schmeicheleien, von Rittern und Herren, noch von andern Personen, zur Liebe reizen können, obwohl ich genug Anfechtungen von dieser Art gehabt habe; aber Du hast mich durch Deine Worte in diesen wenigen Augenblicken mehr zu der Deinigen gemacht, als ich mir selbst gehöre. Ich halte Dich meiner Liebe vollkommen werth und will sie Dir gewähren, und ich verspreche Dir, ehe die künftige Nacht zu Ende geht, Dich die Früchte derselben genießen zu lassen. Komm um

Mitternacht in meine Kammer; Du wirst die Thüre offen finden. Tritt an meine Seite des Bettes, und wenn ich ja eingeschlummert wäre, so wecke mich nur mit einer leisen Berührung, und erwarte von mir den Lohn Deiner langen Sehnsucht."

Ein zärtlicher Kuß besiegelte ihr Versprechen und endigte die Unterredung. Anichino ging weg, um seine Geschäfte zu besorgen und erwartete mit zärtlicher Ungeduld die kommende Nacht. Egano kam von seiner Jagd zurück und weil er müde war, ging er bald nach dem Abendessen zu Bett und seine Gemahlin folgte ihm und ließ die Kammerthüre offen. Anichino kam um die bestimmte Zeit; trat leise in die Kammer und an das Bett, und legte die Hand auf die Brust der Dame, die er noch wachend antraf. Sie faßte mit ihren beiden Händen die seinige und hielt ihn fest. Hierauf warf sie sich so lange im Bette hin und her, bis ihr Gemahl erwachte. Wie er wach war, sagte sie zu ihm: „Ich wollte Dich gestern Abend nicht im Gespräch aufhalten, weil ich glaubte, daß Du müde wärest. Aber sage mir doch jetzt, ich bitte Dich, wen hältst Du wohl unter allen Deinen Dienern für den treuesten, und für denjenigen, der Dir am meisten ergeben ist?"

„Was willst Du mit dieser Frage sagen, Frau? (sprach Egano). Weißt Du das nicht selbst? Ich glaube nicht, daß ich jemals einen treueren Bedienten gehabt habe oder noch habe, auf welchen ich mehr Vertrauen setzte oder ihn lieber hätte, als Anichino. Aber noch einmal, warum thust Du diese Frage?"

Wie Anichino fand, daß Egano wachte, und wie er hörte, daß von ihm die Rede war, suchte er mehr als

einmal seine Hand wegzuziehen und sich zu entfernen, weil er fürchtete, die Dame wollte ihn verrathen; allein sie hielt ihn so fest, daß er sich nicht loswinden konnte. Sie antwortete ihrem Gemahl: „Ich glaubte ebenfalls, daß es sich so verhielte, wie Du sagst, und daß er Dir treuer wäre, als irgend ein anderer; allein er selbst hat mir die Augen geöffnet. Denn wie Du heute auf die Jagd geritten warest, blieb er zu Hause, und wie er glaubte, seine Gelegenheit wahrzunehmen, war er so unverschämt, mir einen Liebesantrag zu thun. Um mich der Mühe zu überheben, Dich davon weitläuftig zu überführen, stellte ich mich, als ob ich in sein Begehren willigte und versprach ihm, um Mitternacht in den Garten zu kommen und ihn unter dem Fichtenbaume zu erwarten. Du kannst wohl denken, daß ich nicht Lust habe, ihm Wort zu halten. Willst Du aber die Treue Deines Dieners auf die Probe stellen, so brauchst Du nur einen von meinen Röcken anzulegen, meinen Schleier über den Kopf zu werfen und ihn im Garten zu erwarten; ich glaube nicht, daß er ausbleiben wird.“

„Das will ich doch wirklich sehen!“ sprach Egano; stand auf, zog einen Unterrock seiner Frau an, hüllte sich in ihren Schleier und ging in den Garten, um unter dem Fichtenbaume auf Anichino zu warten. Kaum war er hinausgegangen, so verriegelte sein Weibchen die Thüre. Anichino, der die größte Angst von der Welt ausgestanden; der sich immer aus den Händen der Dame loszuwinden gesucht, und hunderttausendmal sie, und seine Liebe, sich selbst, und seine Leichtgläubigkeit verwünscht hatte, war nunmehr außer sich vor Wunder und Wonne, und eilte in die Arme seiner schlauen Geliebten, die ihn mit den süßesten

Freuden beglückte. Nachdem sie eine geraume Zeit zusammen zugebracht hatten, und die Dame glaubte, daß es für Anichino Zeit wäre, sich weg zu begeben, sagte sie zu ihm: „Jetzt, mein Lieber, versieh Dich mit einem tüchtigen Stocke, geh in den Garten, und stelle Dich, als wenn Du meinen Mann für mich hieltest, und mich mit Deinem Liebesantrage nur hättest in Versuchung führen wollen. Ueberhäufe ihn mit Vorwürfen und präge sie ihm ein mit dem Knüttel, es wird uns zu nicht geringem Nutzen und Vergnügen gereichen."

Anichino stand auf, nahm einen schwanken Weidenstock mit und ging in den Garten. Wie er sich dem Fichtenbaume näherte und Egano ihn gewahr ward, ging ihm dieser entgegen, als wenn er ihn mit Freuden empfangen wollte.

„Ehrvergessenes Weib! (schrie Anichino ihn an). Bist Du denn wirklich gekommen, und hast geglaubt, daß es mir jemals einfallen könnte, diese Schandthat an meinem Herrn zu begehen? Aber warte, Du sollst mir tausendmal Dein böses Stündlein verfluchen, das Dich hergeführt hat." Damit erhob er seinen Stecken und fing an, dem Egano die Schultern damit zu messen. Kaum hörte dieser seine Worte und fühlte den Knüttel, so lief er, ohne einen Laut von sich zu geben, aus Leibeskräften davon. Anichino verfolgte ihn und rief noch immer: „Daß Dich der Himmel züchtige, Du lasterhaftes, ehrloses Weib! Warte nur, ich will morgen Deinem Gemahl Deine Streiche erzählen."

Egano, der ein paar gute Hiebe davon getragen hatte, eilte nur, so geschwind als möglich in seine Kammer

zurückzukommen, und seine Frau empfing ihn mit der Frage, ob Anichino sich eingestellt hätte.

„Ich wollte, daß er weggeblieben wäre (sprach Egano). Er hielt mich für Dich und hat mir mit einem Knüttel die Rippen weich gedroschen, und mir alle möglichen Schmähworte gesagt, die man einem niederträchtigen Weibe nur sagen kann. Es wunderte mich auch wahrlich, daß er Dir einen solchen Antrag sollte gethan haben, in der ernstlichen Absicht, mich zu beleidigen; aber Dein munteres und fröhliches Wesen hat ihn vermuthlich auf den Einfall gebracht, Dich in Versuchung zu führen."

„Gott sei Dank (sprach Beatrice), daß er mich nur mit Worten und Dich mit der That versucht hat! Er wird gewiß denken, daß ich die Worte geduldiger vertrage, als Du die Werke. Weil er Dir denn wirklich so treu ist, so müssen wir ihn lieb haben und in Ehren halten."

„Du hast Recht," sprach Egano, und glaubte von nun an, vollgültige Beweise empfangen zu haben, daß er die keuscheste Frau und den treuesten Diener hätte, deren sich jemals ein Biedermann erfreuen könnte. Er selbst scherzte hernach noch oft mit seiner Gemahlin und mit Anichino über diesen Auftritt, und diese gewannen dadurch mehr bequeme Gelegenheiten, als sie sonst vielleicht gefunden hätten, um ihre Wünsche zu befriedigen, so lange Anichino noch bei seinem Herrn in Bologna verweilte.

Achtzehnte Novelle.

Der Probst zu Fiesole verliebt sich in eine hübsche Wittwe, die ihn aber nicht ausstehen kann. Er meint, bei ihr zu schlafen, und liegt bei ihrer Magd, bei welcher ihn, auf Anstiften der Brüder der Dame, sein Bischof antrifft.

Fiesole war einst eine alte und berühmte Stadt, obgleich es jetzt ganz heruntergekommen ist; inzwischen hat es doch nie aufgehört, ein bischöflicher Sitz zu sein, und ist es auch noch jetzt. Nahe bei der Stiftskirche daselbst hatte eine adelige Wittwe, Namens Madonna Picarda, ein Gütchen mit einem kleinen Wohnhause, wo sie sich, weil sie nicht reich war, den größten Theil des Jahres aufhielt, und ihre zwei Brüder; ein Paar sehr artige, wohlerzogene Leute, bei sich hatte. Da sie sich nun immer zur Stiftskirche zu halten pflegte, so fügte es sich, weil sie noch sehr jung, schön und liebenswürdig war, daß der Probst an dieser Kirche sich bis über die Ohren in sie verliebte. Nach einiger Zeit war er so dreist, ihr seine Wünsche selbst zu erkennen zu geben und sie zu bitten, sich seine Liebe gefallen zu lassen und ihm ihre Gegenliebe zu schenken. Er war schon ein ältlicher Mann, aber am Verstande noch sehr grün; dabei sehr stolz und vermessen, und bildete sich nicht wenig ein auf seine Sitten und Manieren, obwohl er der abgeschmackteste Mensch von der Welt und so widerlich und unausstehlich war, daß ihn Niemand leiden konnte; am allerwenigsten diese Dame, die ihm nicht nur nicht hold war, sondern ihn ärger haßte, als das Kopfweh. Als eine vernünftige Frau gab sie ihm indessen zur Ant=

wort: „Ehrwürdiger Herr, ich kann es mir recht gern gefallen lassen, daß Ihr mich liebt, und ich bin schuldig, Euch wieder zu lieben, und will Euch auch gerne lieben; aber Eure Liebe und die meinige darf nie etwas Unerlaubtes zum Endzweck haben. Ihr seid mein geistlicher Vater und seid ein Priester, und Ihr geht dem Alter mit ziemlich schnellen Schritten entgegen; deswegen müßt Ihr keusch und züchtig leben. An der andern Seite bin ich selbst auch kein Kind mehr, daß dergleichen Liebeleien sich für mich schickten; und noch dazu bin ich eine Wittwe, und Ihr wißt wohl, wie ehrbarlich die Wittwen sich halten müssen. Nehmt mir's also nicht übel, daß ich Euch nicht auf diejenige Weise lieben oder mir Euere Liebe gefallen lassen kann, wie Ihr von mir verlangt."

Der Probst, obwohl er für diesmal von ihr nichts weiter erlangen konnte, ließ sich dennoch durch die erste Weigerung nicht irre machen, sondern fuhr hartnäckig fort, sie mit Briefen und Botschaften zu bestürmen und sie selbst anzusprechen, so oft sie in die Kirche kam. Da ihr nun seine Zudringlichkeit gar zu beschwerlich und verdrießlich ward, so nahm sie sich vor, ihn sich auf eine solche Art, wie er es verdiente, vom Halse zu schaffen, da sie es auf eine andere Weise nicht bewerkstelligen konnte; doch wollte sie nichts ohne vorläufige Abrede mit ihren Brüdern vornehmen. Diesen erzählte sie demnach das Benehmen des Probstes gegen sie und sagte ihnen zugleich, was sie Willens wäre zu thun. Wie sie damit zufrieden waren, ging sie nach einigen Tagen in die Kirche, wie sie gewohnt war zu thun. Sobald der Probst sie gewahr ward, kam er zu ihr und fing an, seiner Gewohnheit nach

ein sehr vertrauliches Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Sie machte ihm ein freundliches Gesicht, so bald sie ihn nur kommen sah, ging mit ihm auf die Seite, und nachdem der Probst ihr einige von seinen gewöhnlichen Sachen vorgeschwatzt hatte, gab sie ihm mit einem tiefen Seufzer zur Antwort: „Ehrwürdiger Herr, ich habe oft gehört, keine Festung sei so stark, daß sie nach einer anhaltenden Belagerung sich nicht endlich ergeben müßte; und ich finde, daß dieses mir selbst begegnet ist. Ihr habt mir, bald mit Euren einnehmenden Reden, bald mit diesen, bald mit jenen Gefälligkeiten, so lange zugesetzt, daß ihr mich endlich bewogen habt, meinen Vorsatz aufzugeben, und weil Ihr so großes Wohlgefallen an mir findet, so bin ich entschlossen, mich Euch zu ergeben."

Fröhlich antwortete der Probst: „Madonna, ich danke Euch herzlich. Ich habe mich wahrlich nicht wenig verwundert, wie Ihr so lange gegen mich ausgehalten habt, weil mir das noch nie mit einer Andern begegnet ist; vielmehr habe ich mir schon oft gesagt: wenn die Weiber Silber wären, so taugten sie nicht in die Münze, weil sie den Hammer nicht vertragen können. Doch laßt uns das jetzt beiseite setzen, und sagt mir: wann können wir uns näher sprechen?"

„Lieber Herr (antwortete sie), das Wann würde sich wohl finden, so bald wir nur wollen, da ich keinen Mann habe, dem ich von meinen Nächten Rechenschaft geben müßte; allein das Wie weiß ich nur nicht auszumitteln."

„Warum denn nicht (sprach der Probst)? Ich dächte in Eurem Hause."

„Ehrwürdiger Herr (versetzte die Dame), Ihr wißt,

ich habe zwei Brüder, welche junge Leute sind, und bei Tage und bei Nacht ihre Freunde zu sich kommen lassen, und unser Häuschen ist nur klein. Ich könnte Euch demnach nicht anders zu mir kommen lassen, als im Dunkeln, und Ihr müßtet so stumm sein, wie ein Fisch, und keinen Laut von Euch geben. Wenn Ihr das wolltet, so könnte es angehen; denn sie bekümmern sich zwar nicht um mein Zimmer, allein das ihrige stößt so dicht daran, daß man das leiseste Wort, was gesprochen wird, hören kann."

„Madonna (sprach der Probst), für eine Nacht, oder zwei, soll es mir darauf nicht ankommen, bis ich Anstalt treffen kann, daß wir uns mit mehr Bequemlichkeit an einem andern Ort sprechen."

„Gut, Ehrwürdiger Herr (antwortete die Dame), es steht bei Euch; aber um Eines muß ich Euch noch bitten, daß Ihr die Sache geheim haltet und daß Niemand ein Wort davon erfährt."

„Seid deswegen unbesorgt (sprach der Probst) und machet, wenn's möglich ist, daß wir noch diesen Abend zusammen kommen."

„Ich bin's zufrieden," sprach sie, und verabredete mit ihm, wie und wann er kommen sollte, worauf sie nach Hause ging. Sie hatte eine Magd, die nicht mehr jung war und von Gesicht und Gestalt so häßlich, als man sie sich nur denken kann; denn sie hatte eine platte Nase, ein schiefes Maul, aufgeworfene Lippen, lange, schwarze und übelgepflanzte Zähne; war triefäugig und so kupferroth, als wenn sie den Sommer nicht in Fiesole, sondern am Senegal zugebracht hätte. Ueberdies war sie hüftlahm und hinkte an der rechten Seite. Ihr Name war Ciuta;

weil sie aber so grundhäßlich war, so ward sie von Jedermann Ciutazza*) genannt; bei aller ihrer Häßlichkeit hatte sie jedoch ein wenig verliebtes Fleisch auf dem Leibe. Diese rief sie zu sich und sagte ihr: „Ciutazza, wenn Du mir diesen Abend einen Dienst leisten willst, so kannst Du Dir ein hübsches neues Hemd bei mir verdienen.“

„Ein neues Hemd, Madonna, (sprach Ciutazza mit Freuden)? Dafür könnt Ihr mich durch's Feuer schicken, wieviel mehr sonst wohin!“

„Gut (sprach die Dame), Du sollst diese Nacht mit einem Manne in meinem Bette schlafen und ihn liebkosen; aber hüte Dich, daß Du keinen Laut von Dir gibst, damit Dich meine Brüder nicht hören, die (wie Du weißt) dicht daneben schlafen; so sollst Du hernach das Hemd von mir bekommen.“

„Mit sechsen, wenn's darauf ankommt, lieber als mit einem,“ sprach Ciutazza.

Kaum war der Abend gekommen, so kam auch der Herr Probst, laut Abrede, und die beiden jungen Herren waren auf Anstiften der Dame in ihrem Zimmer und ließen ihre Stimme hören. Der Probst schlich also im Dunkeln und in aller Stille in die Kammer der Dame und in ihr Bett; und Ciutazza, welche sie von Allem unterrichtet hatte, legte sich zu ihm. Der Probst, welcher seine Geliebte bei sich im Bette zu haben glaubte, schloß die liebenswürdige Ciutazza in seine Arme und nahm in aller

---

*) Ciutazza (die häßliche Ciuta). Die Endung azzo und azza im femin. ist bekanntlich eine von denen, welche im Italienischen einen Begriff von Häßlichkeit ausdrücken.

Stille Besitz von den Schätzen, wornach er sich längst gesehnt hatte. Wie dieses geschehen war, ging die Dame zu ihren Brüdern und bat sie, das Uebrige zu veranstalten, was sie verabredet hatten. Diese gingen demnach leise aus dem Hause nach dem Markte, und der Zufall begünstigte ihre Absicht über ihre Erwartung. Denn weil der Abend schwül war, so hatte der Bischof, (den sie zu sich bitten wollten) schon nach ihnen gefragt, um sich bei ihnen auf einen kühlen Trunk zu Gaste zu bitten. Er sagte ihnen sein Anliegen, sobald er sie kommen sah, ging mit ihnen nach Hause und setzte sich mit ihnen in ihrem Hofe im Kühlen nieder, wo er beim Fackellichte mit Vergnügen ihren guten Wein kostete.

Nachdem sie getrunken hatten, sagten die Jünglinge: „Messere, da Ihr so gütig gewesen seid, uns in unserer kleinen Hütte zu besuchen, wie wir Euch eben einladen wollten, so laßt es Euch auch noch gefallen, etwas zu sehen, das wir Euch zu zeigen haben.“

„Sehr gerne“, sprach der Bischof. Einer von den jungen Herren nahm hierauf eine brennende Kerze in die Hand, und ging in die Kammer, wo der Probst bei der Ciutazza lag, und der Bischof und die übrige Gesellschaft folgten ihm nach.

Der Probst, welcher große Eile gemacht, und in kurzer Zeit mehr als eine Station zurückgelegt hatte, war darüber so müde geworden, daß er, der großen Hitze ungeachtet, in den Armen der Schönen eingeschlafen war. In dieser Lage zeigte ihn der Jüngling mit der Ciuta im Arm dem Bischofe und der ganzen Gesellschaft, wie sie in die Kammer traten. Plötzlich erwachte der Probst, und wie er sich bei

dem Fackellichte von so vielen Menschen umgeben erblickte, verbarg er vor Furcht und Scham sein Gesicht unter der Decke. Der Bischof machte ihn indessen ohne Barmherzigkeit herunter, und befahl ihm, den Kopf aufzuheben, und zu sehen, bei wem er gelegen hätte. Wie der Probst den Betrug inne ward, grämte er sich sehr darüber und über die Schande, die er sich zugezogen hatte. Der Bischof befahl ihm, sich anzukleiden, und schickte ihn unter gehöriger Bewachung nach Hause, wo er ihm für sein Verbrechen schwere Buße auflegte. Weil er neugierig war, zu wissen, wie die Ciuta zu dem Probst in's Bett gekommen wäre, so erzählten es ihm die jungen Leute mit allen Umständen. Darüber lobte der Bischof nicht nur die Dame, sondern auch ihre Brüder, die ihre Hände nicht mit Priesterblut besudelt, und dennoch den Probst nach Verdienst gezüchtigt hatten. Diesem legte der Bischof eine vierzigtägige Buße auf; allein Zorn und Liebe machten, daß er seine Thorheit länger als sieben Wochen beweinte; und überdieß konnte er sich hernach in langer Zeit nicht auf der Straße zeigen, ohne daß die Knaben mit Fingern auf ihn wiesen, und ihm nachriefen: „Da geht der, welcher bei der Ciutazza geschlafen hat.“ Dies verdroß ihn so sehr, daß er fast rasend darüber werden wollte.

So schaffte die kluge Dame sich die überlästigen Anmuthungen des Probst's vom Halse, und die Ciutazza gewann dabei ein neues Hemd und einen fröhlichen Abend.

Neunzehnte Novelle.

Ein Student verliebt sich in eine Wittwe, welche einen andern Liebhaber hat, und ihn im Winter eine ganze Nacht im Schnee zappeln läßt. Dafür bringt er es durch List dahin, daß sie mitten im Sommer einen ganzen Tag auf einem hohen Thurme nackend zubringen muß, wo sie den Wespen und Bremsen und der Sonne ausgesetzt ist.

Vor nicht gar langen Jahren befand sich in Florenz eine junge Dame, die sehr schön von Gestalt, stolz von Gemüth, von sehr edler Herkunft und mit Glücksgütern reichlich begabt war, Namens Helena. Sie war Wittwe geworden und hatte nicht Lust, sich wieder zu verheiraten, sondern unterhielt mit Hilfe einer vertrauten Magd ein Liebesverständniß mit einem schönen, angenehmen jungen Mann, den sie sich auserwählte, und da sie sonst keine Sorgen hatte, so suchte sie nur, sich mit ihm die Zeit vergnügt zu vertreiben.

Ein junger Edelmann aus unserer Stadt, Namens Rinieri, welcher einige Jahre in Paris studirt hatte, nicht etwa in der Absicht, seine Gelehrsamkeit im Kleinen wieder auszukramen (wie Manche thun), sondern um sich selbst von allen Dingen und ihren Ursachen gründlich zu unterrichten, kam um diese Zeit nach Florenz zurück, wo er sowohl wegen seines Adels, als wegen seiner Wissenschaften in großen Ehren unter seinen Mitbürgern lebte. So wie es sich aber oft zuträgt, daß Diejenigen, die in tiefsinnigen Sachen die meiste Einsicht besitzen, sich von der Liebe am ersten berücken lassen, so ging es auch diesem Rinieri. Denn wie er einst zum Zeitvertreib einem öffent=

lichen Feste beiwohnte, fiel ihm Helena in ihren schwarzen Wittwenkleidern so ausbündig schön und liebenswürdig in die Augen, als er noch keine glaubte gesehen zu haben, und er schätzte Denjenigen über Alles glücklich, den der Himmel würdigte, ihn so viele Schönheit unbekleidet umarmen zu lassen. Mehr als einmal musterten seine Augen ihre Reize, und da er wußte, daß ein großes und seltenes Kleinod nicht ohne viele Mühe erworben wird, so nahm er sich vor, es weder an Fleiß, noch an Aufmerksamkeit fehlen zu lassen, um ihr zu gefallen und sich dadurch ihre Liebe und in der Folge ihren Besitz zu erwerben. Die junge Wittwe, die ihre Augen nicht an die Erde zu heften pflegte, sondern vollkommen so viel von sich hielt, und noch wohl mehr, als sie werth war, und ihre Blicke fleißig (jedoch mit aller Behutsamkeit) umherwandern ließ, ward bald gewahr, wenn Jemand sie mit Wohlgefallen betrachtete, und Rinieri entging ihrem Scharfblicke nicht. Sie lachte heimlich und dachte: „Heute bin ich gewiß nicht umsonst gekommen, und wenn ich mich nicht irre, so habe ich einem Zeisig das Netz über den Kopf geworfen.“ Sie ermunterte ihn deswegen durch einige Blicke, um ihn glauben zu machen, daß er ihr nicht gleichgültig wäre, denn sie meinte, je mehr sie in ihr Garn ziehen könnte, um desto mehr würde der Werth ihrer Schönheit erhöht werden, zumal in den Augen Desjenigen, dem sie ihre Reize und ihre Liebe geschenkt hätte.

Der weise Student dagegen vergaß seine ganze Philosophie und richtete alle seine Gedanken nur auf die Schöne; und sobald er ihre Wohnung erfahren hatte, ging er beständig unter allerlei Vorwand an ihrem Hause vorbei, in der Hoffnung, sich ihr damit angenehm zu machen.

Die Dame, die ihre Eitelkeit dadurch geschmeichelt fand, ließ ihn merken, daß sie ihn gern sähe; der junge Student machte demnach Bekanntschaft mit ihrer Magd, und bat sie, ihm die Gunst ihrer Gebieterin zu verschaffen. Das Mädchen war nicht sparsam mit ihren Versprechungen und hinterbrachte Alles ihrer Frau, welche ihn herzlich auslachte und zu ihrer Magd sagte: „Siehst Du, wie Dieser um seinen Verstand kömmt, den er aus Paris mitgebracht hat? Schon gut, wir wollen ihm so aufspielen, wie er Lust hat zu tanzen. Wenn er Dich wieder anspricht, so sage ihm, daß ich ihn zwar nicht weniger liebe, als er mich, daß ich aber meinen guten Namen in Acht nehmen muß, um mich vor andern Frauen mit freier Stirne zeigen zu können, und daß er mich deswegen, wenn er gescheidt ist, um desto höher schätzen muß."

Armes, armes Weib! Sie wußte nicht, meine Freundinnen, wie gefährlich es ist, es mit Studenten aufzunehmen.

Die Magd richtete den Auftrag ihrer Dame aus, sobald sie ihn antraf. Der Student war froh darüber, er ward von Stund' an immer dringender in seinen Bitten, schrieb Briefe und sandte Geschenke. Alles ward angenommen; allein es erfolgte nichts weiter darauf als lauter unbestimmte Antworten, und die Dame hielt ihn auf diese Weise eine lange Zeit mit leeren Hoffnungen hin. Endlich, nachdem sie ihrem Liebhaber Alles gesagt und bisweilen darüber einen kleinen Zank mit ihm gehabt, und auch wohl einige Spuren von Eifersucht bei ihm bemerkt hatte, wollte sie diesem einen Beweis geben, wie wenig Ursache er zum Verdacht hätte. Wie demnach der Student noch ferner in sie drang, ließ sie ihm durch ihre Magd sagen,

sie hätte seit seiner Liebeserklärung noch keine Gelegenheit gehabt, seine Wünsche zu erfüllen; sie hoffte aber, in der nächsten Weihnachtswoche ihn bei sich sehen zu können: Er möchte also am Abend nach dem ersten Feiertage in ihren Hof kommen und daselbst warten, so würde sie ihn, so bald sie nur könnte, zu sich ins Haus lassen.

Rinieri war darüber froh, er ging zur bestimmten Zeit nach dem Hause der Dame, ward von ihrer Magd in einen Hof gelassen und daselbst eingeschlossen, um seine Dame zu erwarten. Es war ein kalter Winterabend und es hatte des Tages vorher stark geschneit, so daß Rinieri bald anfing, es kälter zu finden, als ihm lieb war; doch machte die Hoffnung, sich bald wieder zu erwärmen, daß er die Kälte geduldig ertrug. Helena hatte inzwischen diesen Abend ihren Liebhaber zu sich eingeladen, und nachdem sie mit ihm fröhlich zu Nacht gegessen hatte, sprach sie zu ihm: „Jetzt sollst Du sehen, wie lieb mir Derjenige ist, auf welchen Du thörichter Weise eifersüchtig geworden bist. Komm mit mir in die Kammer ans Fenster; wir wollen sehen, was er macht, und was er der Magd antwortet, die ich hingeschickt habe, mit ihm zu sprechen.“

Sie führte ihn darauf an ein Fenster, wo sie den Rinieri sehen konnten, ohne von ihm bemerkt zu werden, und sie hörten, daß die Magd an einem andern Fenster zu ihm sprach: „Rinieri, es ist meiner Frau außerordentlich leid, daß einer von ihren Brüdern diesen Abend unerwartet zu ihr gekommen und nach einer langen Unterredung bei ihr zum Essen geblieben ist. Ich hoffe aber, er wird bald weggehen und dann wird sie Dich gleich einlassen. Sie bittet Dich, Dir die Zeit nicht lang werden zu lassen.“

Rinieri, der Alles für Wahrheit hielt, gab ihr zur Antwort: „Sage meiner Gebieterin, daß sie sich meinetwegen keinen Kummer machen soll, bis sie gelegene Zeit hat, mich einzulassen; ich will jedoch hoffen, daß es bald geschehen wird."

Die Magd schlug hierauf das Fenster zu und ging zu Bette, und Helena begab sich gleichfalls mit ihrem Liebhaber in ihre Kammer, wo sie die Zeit bis Mitternacht in seinen Armen zubrachte, indeß Rinieri im Schneegestöber vor Kälte im Hofe herumsprang und nirgends weder einen Sitz, noch ein Obdach fand. Er fluchte auf den langweiligen Bruder, und bei jedem Geräusche, das er hörte, meinte er, daß man käme, um ihn einzulassen. Indeß Rinieri so im Hofe nach dem Takte seines eigenen Zähneklapperns herumtanzte, hatte Helena nicht nur die Bosheit, mit ihrem Liebhaber über ihn zu spotten und diesem zu zeigen, wie sie die Leute ohne Geige und Sackpfeife zum Tanzen bringen könnte, sondern sie ging hinunter, und rief den Rinieri mit leiser Stimme bei seinem Namen. Rinieri dankte bereits Gott für seine geglaubte Erlösung und antwortete: „Hier bin ich, Madonna; öffnet um Gotteswillen die Thüre, denn ich sterbe vor Kälte!"

„Ei ja doch (sprach sie)! Du bist mir auch so frostig! als wenn's so grimmig kalt wäre, weil ein wenig Schnee gefallen ist. Weiß ich etwa nicht, daß es in Paris noch viel kälter ist? Ich kann Dich noch nicht einlassen, weil mein verzweifelter Bruder noch nicht von der Stelle weicht. Er wird jedoch nun wohl bald gehen, und dann will ich Dich gleich einlassen. Ich habe mich kaum einen Augen=

blick von ihm wegschleichen können, um Dir Muth einzusprechen, damit Dich das Warten nicht verdrießt."

„Ach, Madonna (seufzte Rinieri)! Oeffnet mir um Gotteswillen die Thüre, daß ich nur unter Obdach komme; denn es hat seit Kurzem wieder angefangen, heftig zu schneien, und es schneit noch immer fort. Ich will hernach gerne warten, so lange es Euch gefällt."

„Ach mein Liebster (antwortete sie)! ich kann nicht aufmachen; denn die Thüre knarrt so sehr, daß mein Bruder es hören würde, wenn ich sie öffnete; ich will aber hingehen, und ihn fortzuschicken suchen, damit ich Dich einlassen kann."

„So geht denn (sprach Rinieri) und macht's nur bald; und sorget, ich bitte, für ein gutes Feuer, damit ich mich wieder erwärmen könne; denn der Frost hat mich schon ganz betäubt."

„Das kann nicht sein (sprach sie), wenn es wahr ist, was Du mir so oft geschrieben hast, daß Du vor Liebe zu mir ganz entbrannt bist. Ich glaube gewiß, Du scherzest mit mir. Ich gehe, habe nur Geduld."

Damit ging sie fort und brachte den größten Theil der Nacht damit zu, daß sie mit ihrem Liebhaber, der ihr Gespräch angehört hatte, sich über den armen Studenten lustig machte.

Rinieri, der mit den Zähnen klapperte, wie ein Storch, ward endlich gewahr, daß man ihn zum Besten hatte. Vergebens machte er mehr als einmal einen Versuch, die Thüre zu öffnen; vergebens suchte er irgend einen andern Ausweg, um zu entkommen. Bald trabte er auf und ab, wie ein unmuthiger Löwe in seinem Käfig; bald fluchte

er auf das böse Wetter, auf das boshafte Weib, auf die lange Dauer der Nacht und auf seine eigene Thorheit und knirschte vor Wuth und Rachgier, die ihn jetzt weit stärker entflammte, als vormals seine Liebe. Zuletzt wich die langwierige Nacht dem anbrechenden Tage und der Morgen fing an zu dämmern. Die Magd ging nunmehr auf Befehl ihrer Frau hinunter, um den armen Erfrornen auszulassen, und machte ihm im Namen ihrer Frau tausend Entschuldigungen über das verdrießliche Hinderniß der vergangenen Nacht, indem sie ihn zugleich auf eine künftige bessere Gelegenheit vertröstete.

Rinieri war bei allem seinem Zorne klug genug, zu bedenken, daß man durch Drohungen dem Bedrohten nur Waffen leiht. Er verschloß seinen heftigen Unwillen, so gern er auch laut geworden wäre, und sagte mit anscheinender Gelassenheit: „Ich habe in der That eine böse Nacht gehabt, allein ich bin überzeugt, daß Deine Frau daran nicht schuld ist; denn sie selbst hat mir hier ihre Entschuldigungen gemacht und mich aus Mitleiden aufgemuntert; und wie Du sagst, was diese Nacht nicht hat sein können, das wird ein andermal geschehen. Grüße Deine Frau und sei Gott empfohlen!"

Er eilte hierauf, fast an allen Gliedern gelähmt, nach Hause und warf sich ganz ermattet auf sein Bett, um sich durch ein wenig Schlaf zu erquicken; doch wie er erwachte, hatte er den Gebrauch seiner Hände und Füße fast gänzlich verloren. Er schickte den Augenblick nach Aerzten, denen er erzählte, was er an Frost und Ungemach ausgestanden hatte, und es wurden ohne Verzug die kräftigsten Mittel angewandt, um seinen Nerven wieder Spannkraft

und Geschmeidigkeit zu verschaffen; dennoch ging eine geraume Zeit damit hin, und wenn ihm nicht seine Jugend und die Wiederkehr der warmen Witterung zu Statten gekommen wären, so würde er nicht so leicht davon gekommen sein.

Wie er wieder hergestellt war, behielt er seinen Groll im Herzen und stellte sich dabei äußerlich mehr als jemals in die schöne Wittwe verliebt. Nach einiger Zeit verschaffte ihm aber der Zufall eine erwünschte Gelegenheit, sich zu rächen. Der Jüngling nämlich, in welchen Helena so sehr verliebt war, vergaß die große Anhänglichkeit, die sie ihm bewiesen hatte, verliebte sich in ein anderes Frauenzimmer, vernachlässigte seine vorige Gebieterin gänzlich, und verursachte ihr dadurch den bittersten Kummer. Ihre Magd, welche Mitleiden mit ihr hatte, und nicht wußte, wie sie ihre Frau über den schmerzlichen Verlust trösten sollte, kam auf einen thörichten Einfall, indem sie den Rinieri, seiner Gewohnheit nach noch immer durch die Straße gehen sah. Sie meinte nemlich, daß der Liebhaber seiner Frau wohl durch Schwarzkunst könnte zurückgebracht werden, und daß der Student wahrscheinlich auch in dieser Kunst ein großer Meister sein müßte. Sie trug dieses ihrer Frau vor, und Helena war so einfältig, ihren Vorschlag gut zu finden, ohne daran zu denken, daß Rinieri, wenn er ein Schwarzkünstler gewesen wäre, seine Kunst zu seinem eigenen Vortheil würde gebraucht haben. Sie empfahl demnach sogleich ihrer Magd, sich bei ihm zu erkundigen, ob er ihr behilflich sein wollte, und ihm zu versprechen, daß sie unter dieser Bedingung ihm alles zu Willen thun würde. Die Magd ermangelte nicht, Alles aufs Fleißigste auszurichten,

und Rinieri war sehr erfreut über den Antrag und dankte seinem Schicksal, daß es ihm die Gelegenheit an die Hand gab, sich an der boshaften Wittwe für die Kränkung zu rächen, womit sie seine zärtliche Liebe vergolten hatte. Er sprach zu der Magd: „Sage Deiner Frau, sie soll sich kein Sorgen machen, denn wenn ihr Liebhaber auch in Indien wäre, so würde ich machen, daß er sich augenblicklich stellen, und ihr alles abbitten sollte, was er ihr zuwider gethan hat. Was sie aber zu diesem Endzweck beobachten muß, das will ich ihr selbst sagen, wann und wo sie mir es befiehlt. Sage ihr das zum Trost in meinem Namen.“

Die Magd überbrachte seine Antwort ihrer Frau, welche ihn nach Santa Lucia del Prato bestellte. Hier entdeckte sie ihm unter vier Augen (ohne sich daran zu erinnern, daß sie ihn einst fast an den Rand des Grabes gebracht hatte), ihr ganzes Geheimniß, und bat ihn um Hilfe. Rinieri antwortete: „Madonna, ich habe mich zwar wirklich in Paris unter anderen Dingen auch auf die schwarze Kunst gelegt, und ich weiß, was daran ist. Weil ich sie aber für eine höchst sündliche Sache halte, so war ich fest entschlossen, weder zu meinem eigenen Behufe noch für Andere jemals Gebrauch davon zu machen. Allein meine Liebe zu Euch ist freilich so groß, daß ich nicht weiß, wie ich Euch etwas abschlagen könnte, und ich bin bereit, zu thun, was Ihr begehrt, wenn ich mir auch die Verdammniß damit zuziehen sollte. Aber so viel muß ich Euch vorher sagen, daß die Sache zugleich ihre großen Schwierigkeiten hat, zumal wenn eine Frau ihren Liebhaber, oder ein Mann seine Geliebte wieder gewinnen will; denn alsdann kann kein Anderer die Handlung verrichten, als die

Person selbst, welcher die Sache angelegen ist, und wer sie unternimmt, muß unerschrockenen Muthes sein, weil sie zur Nachtzeit und an einem einsamen Orte geschehen muß. Ich weiß nicht, wie viel Ihr Euch in diesem Stücke zutraut."

Die Dame, die mehr verliebt als weise war, gab ihm zur Antwort: „Die Liebe treibt mich so mächtig, daß mir nichts in der Welt zu schwer werden kann, wodurch ich hoffen darf, meinen Liebhaber wieder zu erlangen. Doch sage mir auf jeden Fall, bei welcher Gelegenheit ich meine Unerschrockenheit zeigen muß."

Der Student, der nichts als Rachgier athmete, sagte: „Madonna, ich werde im Namen desjenigen, den ihr zu gewinnen trachtet, ein Bild aus Zinn gießen; mit diesem müßt Ihr in den ersten Tagen des Neumondes Euch des Nachts siebenmal nackend und in der Einsamkeit im fließenden Wasser baden, und hernach, so nackend wie Ihr seid, auf einen hohen Baum oder ein hohes unbewohntes Gebäude steigen, und mit dem Bilde in der Hand, das Gesicht nach Norden gekehrt, siebenmal gewisse Worte sprechen, die ich Euch aufschreiben will, so werden Euch ein paar wunderschöne Jungfrauen erscheinen, die Euch freundlich grüßen und Euch fragen werden, was Ihr begehrt. Diesen müßt ihr deutlich und umständlich Eure Wünsche erklären, und Euch in Acht nehmen, daß Ihr nicht einen Namen statt des andern nennt. Wenn Ihr ihnen Alles gesagt habt, so werden sie sich entfernen, und Ihr könnt wieder herunter steigen, Euch ankleiden und nach Hause gehen. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß Euer Liebhaber, ehe es wieder Mitternacht wird, zu Euch kommen, Euch um Verzeihung bitten, und Euch nie wieder untreu werden wird."

Die Dame glaubte Alles, was er sagte; sie dachte schon, ihren Liebhaber wieder in ihren Armen zu haben, und gab fröhlich zur Antwort: „Ich versichere Euch, daß ich Alles genau erfüllen werde, und ich habe dazu die beste Gelegenheit; denn ich habe ein Gut in der Gegend des Val d'Arno, welches dicht am Ufer des Flusses liegt, und da es jetzt im Heumonat ist, so ist das Baden eine Wollust. Nicht weit vom Ufer steht auch ein alter wüster Thurm, dessen sich nur noch die Schäfer bisweilen bedienen, und mit einer Leiter hinaufsteigen, um sich auf dem Dache nach ihren verirrten Schafen umzusehen. Dieser Thurm liegt einsam genug, und ich will ihn besteigen, um dasjenige zu verrichten, was Du mir vorschreibst."

Rinieri kannte den Ort sehr wohl, den sie ihm beschrieb; er gab ihr jedoch, wie er merkte, daß sie in seine Schlinge fiel, zur Antwort: „Madonna, ich kenne zwar weder Euer Gut, noch den Thurm; wenn aber Alles so gelegen ist, wie Ihr sagt, so könnt Ihr keinen bequemeren Ort wählen. Ich will Euch zu gehöriger Zeit das Bild und die Worte der Beschwörung schicken, allein ich verlasse mich darauf, daß Ihr mich auch nicht vergeßt, wenn die Erfüllung Eurer Wünsche Euch überzeugt, daß ich Euch gut gedient habe."

Sie versprach, ihm treulich Wort zu halten; worauf sie Abschied von ihm nahm und nach Hause ging.

Rinieri ließ das Bild machen, schrieb ein selbsterdachtes Geschwätz statt einer Beschwörung auf und schickte es Helena, indem er ihr zugleich empfahl, am folgenden Abend unfehlbar Alles in Ausführung zu bringen, was er ihr gesagt hätte. Er begab sich hierauf in der Stille

mit einem seiner Bedienten nach dem Hause eines Freundes nahe bei dem Thurme, um seinen Entwurf auszuführen.

Helena machte sich mit ihrer Magd gleichfalls auf den Weg nach ihrem Gute. Wie der Abend kam, stellte sie sich, als ob sie zu Bette ginge und schickte ihre Magd zur Ruhe. Um die Zeit des ersten Schlafes ging sie aus dem Hause an das Ufer des Arno, nahe bei dem Thurm, und nachdem sie sich umgesehen hatte und allein zu sein glaubte, entkleidete sie sich, verbarg ihre Kleider in einem Busche und badete sich siebenmal in dem Strome mit dem Bilde, worauf sie sich mit demselben nackend nach dem Thurme begab.

Rinieri hatte sich mit seinem Diener nahe bei dem Thurme versteckt und hatte Alles mit angesehen. Wie das schöne Weibchen ihm so nackend vorbeiging, wie der blendende Schnee ihres Körpers die Schatten der Nacht um sich her zerstreute, und wie er die bezaubernden Formen und das liebliche Ebenmaß ihrer Glieder betrachtete, und bei sich bedachte, wie alle diese Schönheiten in wenigen Stunden würden verwandelt werden, fühlte er sich fast zum Mitleiden bewogen. Zu gleicher Zeit weckten seine Begierden Jemand, der bisher geschlafen hatte, und reizten ihn mächtig an, hervor zu springen, und sich der schönen Beute zu bemächtigen, die ihm gewissermaßen in die Arme lief. Fast hätte er sich von beiden überwinden lassen; allein plötzlich besann er sich, wer er wäre, und welche Beleidigungen er erduldet hätte; seine Rachsucht siegte über das Mitleid und über die Begierden; er blieb standhaft und ließ sie vorübergehen.

Die Schöne stieg die Leiter hinan, wandte sich oben

auf dem Thurme gegen Mitternacht, und begann die Worte der Beschwörung. Unterdessen schlich Rinieri hinzu, nahm leise die Leiter weg, die nach dem Dache des Thurmes führte und wartete ab, was sie dazu sagen und wie sie sich geberden würde. Nachdem Helena siebenmal ihre Beschwörung hergesagt hatte, fing sie an, auf die beiden Jungfrauen zu warten. Diese ließen sie aber so lange harren, bis sie anfing, es kühler zu finden, als ihr behagte, und bis zuletzt die Morgenröthe darüber anbrach. Es verdroß sie, daß das Versprechen des Studenten noch nicht in Erfüllung ging, und sie dachte bei sich selbst: „Ich fürchte, Rinieri hat mir eben eine solche Nacht verursachen wollen, als ich ihm; allein wenn dieses seine Absicht gewesen ist, so hat er sich nicht recht auf seine Rache verstanden; denn er hat gewiß dreimal so lange zappeln, und ganz anders Frost aushalten müssen, als ich.“

Damit nun der helle Tag sie nicht an diesem Orte überraschen möchte, so wollte sie wieder herunter steigen. Allein wie groß war ihr Entsetzen, wie sie die Leiter vermißte! Sie glaubte, die Welt wäre unter ihren Füßen weggesunken, und ohnmächtig sank sie selbst auf dem Dache des Thurmes nieder. Wie sie wieder zur Besinnung kam, fing sie an, laut zu weinen und zu jammern; denn sie merkte nun wohl, daß Rinieri Alles mit Fleiß so angestiftet hätte, und sie bedauerte, ihn erst beleidigt, und sich hernach Demjenigen zu sehr anvertraut zu haben, den sie mit Recht für ihren Feind halten mußte. Umsonst suchte sie Mittel und Wege, sich hinunter zu helfen. „Ich Unglückselige! (rief sie), was werden meine Brüder und Verwandten, was werden meine Nachbarn und alle Einwohner

in Florenz von mir sagen, wenn sie hören, daß man mich hier nackend auf diesem Thurme gefunden hat? Man wird gewahr werden, daß meine Ehrbarkeit, die man für so bewährt gehalten hatte, nur eine Scheintugend war; und wenn ich auch ein Märchen zu ersinnen wüßte, um diesen Vorfall zu bemänteln, so würde der verzweifelte Student meine Lüge nicht gelten lassen. Wie elend bin ich, daß ich zu gleicher Zeit meinen unwürdigen Geliebten und meine Ehre eingebüßt habe!"

Der Schmerz überwältigte sie so sehr, daß sie in Versuchung gerieth, sich von dem Thurme hinabzustürzen. Unterdessen war die Sonne völlig aufgegangen, und indem sich Helena ein wenig dem Rande des Daches näherte, um zu sehen, ob sie nicht irgendwo einen Hirtenknaben gewahr würde, den sie nach ihrer Magd schicken könnte, erwachte Rinieri, der unter einem Strauche geschlafen hatte, und sie wurden zu gleicher Zeit einander gewahr.

„Ei, guten Morgen, Madonna! (sprach Rinieri). Sind die Jungfrauen noch nicht gekommen?"

Helena fing an, bitterlich zu weinen, und bat ihn, an den Thurm zu kommen, damit sie mit ihm sprechen könnte; und er hatte die Gefälligkeit, ihr zu willfahren. Sie legte sich flach auf das Dach nieder, streckte nur den Kopf über den Rand hervor, und sprach mit bittern Thränen: „Rinieri, wenn ich Dir einst eine böse Nacht zuwege gebracht habe, so hast Du Dich wahrlich genugsam dafür an mir gerächt; denn ob es gleich mitten im Sommer ist, so habe ich doch in meiner Nacktheit diese Nacht Kälte genug ausgestanden, und ich habe meine Treulosigkeit gegen Dich und die blinde Leichtgläubigkeit, womit ich mich Dir nachher anvertraute, bereits so sehr beweint, daß es ein Wunder

ist, daß ich noch meine Augen behalten habe. Ich bitte Dich, nicht um Deiner Liebe willen, die ich nicht verdiene, sondern aus Liebe zu Dir selbst, der Du ein Edelmann bist, laß Dir die Rache genügen, die Du für die empfangene Beleidigung bis jetzt an mir ausgeübt hast, und schicke mir meine Kleider, damit ich wieder hinunter kommen kann. Raube mir nicht Dasjenige, was Du mir nie wiedergeben kannst, meine Ehre; und wenn ich Dich um die eine Nacht gebracht habe, die ich Dir versprochen hatte, so bedenke, daß ich sie Dir gerne mehr als einmal wieder einbringen will. Begnüge Dich, als ein Biedermann, mit der Betrachtung, daß die Rache in Deiner Macht stand, und daß Du mich davon fühlbar überzeugt hast, aber suche nicht, Deine ganze Uebermacht gegen ein schwaches Weib zu gebrauchen. Es bringt dem Adler keinen Ruhm, sich an einer Taube zu rächen. Um Gotteswillen, und um Deiner eigenen Ehre willen, habe Erbarmen mit mir!"

Mit hartem Herzen erwog Rinieri nur die Beleidigung, die er empfangen hatte. Zwar stritt ein mitleidiges Schmerzgefühl in seiner Brust mit dem Vergnügen der Rache; doch wenn ihn gleich die Thränen und Bitten des armen Weibchens zur Schonung reizten, so siegte dennoch die grausame Lust der Rache, nach welcher ihn dürstete. „Madonna Helena (sprach er), wenn meine Bitten, die ich zwar nicht so, wie Du, in Thränen zu baden, und mit Schmeicheleien zu versüßen wußte, Dich in jener Nacht, wie ich vor Kälte erstarrte, hätte bewegen können, mir nur ein wenig Obdach zu gewähren, so könnte ich Dir vielleicht jetzt willfahren. Liegt Dir jedoch Deine Ehre jetzt eben so sehr, oder noch mehr am Herzen, wie damals, so bitte denjenigen,

Dir Deine Kleider zu schicken, um Deine Blöße zu bedecken, in dessen Armen Du jene Nacht nackend zubrachtest, ohne Dich meiner zu erbarmen, wie ich in Deinem Hofe im Schnee herum trabte, daß mir die Zähne klapperten: Ihn, für den Du Deine Ehre so oft auf's Spiel gesetzt hast, ihn bitte, daß er sie jetzt beschütze, und Dir die Leiter ansetze, um Dich herunter zu lassen. Warum rufst Du ihn nicht, daß er komme, und Dir beistehe? Wem geziemt dieses mehr, als ihm? Du gehörst ihm zu; wen wird er schützen, wem wird er beistehen, wenn Du es nicht bist? Rufe ihn Närrchen! und sieh zu, ob seine Liebe und Deine Klugheit Dich aus den Händen des Einfältigen erretten können, dessen Du spottetest, wie Du jenen liebkosend fragtest, was größer wäre, meine Thorheit, oder Deine Liebe zu ihm. Biete mir dasjenige nicht als einen Preis an, was für mich keinen Werth mehr hat, und was Du mir nicht verweigern könntest, wenn ich es forderte. Spare Deine Nächte für Deinen Liebhaber, wofern Du lebendig von hier entrinnst, und widme sie Deinem und seinem Vergnügen. Ich habe an einer schon zu viel gehabt, und es ist mir genug, daß man mich einmal zum Narren gehalten hat. Du meinst wohl, indem Du mich listigerweise lobst, und mich einen Edelmann und Biedermann nennst, Dich bei mir wieder einzuschmeicheln, und suchst nur, mich dadurch zu bewegen, Dich aus Großmuth für Deine Bosheit nicht zu bestrafen; aber Deine Schmeicheleien sollen mir die Augen des Verstandes nicht wieder verblenden, wie Du mich einst durch Deine betrügerischen Versprechungen getäuscht hast. Ich kenne mich selbst, und ich habe während der ganzen Zeit, die ich in Paris zubrachte, mich nicht so gut kennen gelernt, als

Dich in einer einzigen Nacht. Gesetzt aber, ich wollte mich großmüthig zeigen, so bist Du nicht Diejenige, an welcher ich Ursache hätte, meine Großmuth zu beweisen. Wilde Thiere, zu welchen Du gehörest, muß man quälen und seine Rache an ihnen sättigen bis in den Tod, und nur bei Menschen soll man ihr solche Schranken setzen, wie Du sagst. Ich bin zwar kein Adler, allein ich habe auch erfahren, daß Du keine Taube bist, sondern eine giftige Schlange, und deswegen will ich Dich, wie ein erbitterter Feind, mit Grimm und Härte verfolgen; obgleich Alles, was ich Dich empfinden lasse, noch nicht eigentlich Rache, sondern nur Züchtigung genannt zu werden verdient, indem die Rache die Beleidigung übertrifft, welches hier nicht der Fall ist. Denn wenn ich mich an Dir rächen wollte nach Maßgabe der Gefahr, in welche Du mein Leben gebracht hast, so wäre meine Rachgier nur schlecht befriedigt, wenn ich Dir und Hunderten Deines Gleichen das Leben raubte; denn ich würde an Dir nur ein boshaftes und nichtswürdiges Weib aufopfern. Und was bist Du denn im Grunde mehr (Dein glattes Gesichtchen abgerechnet), als irgend ein anderes verworfenes Weibsbild, da es nicht an Dir gefehlt hat, daß Du nicht einen braven Biedermann (wie Du mich jetzt eben genannt hast) um's Leben brachtest, mit welchem der Welt einst mehr gedient sein wird, als mit hunderttausend Deines Gleichen, so lange sie steht? Lerne demnach von mir zu Deinem Schaden, was es auf sich hat, über Leute zu spotten, die einiges Gefühl haben, besonders über Studenten; und wenn Du davon kömmst, so laß es Dir eine Warnung sein, nicht mehr dergleichen Thorheiten zu begehen. Bist Du aber so

sehr eilig, herunter zu kommen, so springe herab, und brich den Hals, so bist Du auf einmal von aller Qual befreit, und mir wird es nicht leid sein. Mehr sage ich Dir nicht: Ich habe Mittel gefunden, Dich dort hinauf zu schicken; suche Du jetzt Mittel, wieder herunter zu kommen, so wie Du verstandest, mich zu hohnnecken."

Indem Rinieri dieses sprach, that das arme Weib nichts, als Thränen vergießen. Die Zeit rückte fort, und die Sonne stieg immer höher. Wie er schwieg, erwiderte sie schluchzend: „Ach Grausamer! wenn jene unselige Nacht Dir so sehr am Herzen liegt, und wenn Dir mein Verbrechen so schwer scheint, daß weder meine Jugend und meine Schönheit, noch meine Thränen und Bitten Dich zum Mitleiden bewegen können, so laß doch dies Eine Dich einigermaßen rühren, und Deinen strengen Zorn entwaffnen, daß ich selbst mich Dir anvertraute, Dir alle meine Geheimnisse entdeckte, und Dir das Mittel in die Hände gab, mich mein Vergehen so schwer empfinden zu lassen. Denn wenn ich nicht so große Zuversicht zu Dir gehabt hätte, so wäre es nimmer in Deiner Macht gewesen, die Rache, wonach Du Dich so sehr scheinst gesehnt zu haben, an mir auszuüben. Ich bitte Dich, laß Deinen Zorn fahren, und verzeihe mir. Ich bin bereit, wenn Du mir vergeben, und mich hinunter lassen willst, jenem ungetreuen Jünglinge gänzlich zu entsagen, und Dich allein als meinen Geliebten und Gebieter zu erkennen. So sehr Du auch meine Schönheit verachtest, und sie als geringfügig herabwürdigest, so ist sie doch (ohne mich mit andern Schönen zu vergleichen) meiner Ueberzeugung nach nicht reizlos für einen jungen Mann, und Du bist kein Greis. Und so grausam Du mir auch immer be-

gegnest, so kann ich doch nicht glauben, daß Du mir einen so schmählichen Tod gönnest, daß ich mich hier vor Deinen Augen hinunterstürzen sollte, da ich ihnen doch sonst (wenn Du mir nicht geheuchelt hast) so sehr gefiel. Ach erbarme Dich meiner um Gotteswillen, und aus Mitleiden. Die Sonne fängt an, sehr heiß zu werden, und wie mich die Kälte in der Nacht gedrückt hat, so beginnt die Hitze mir jetzt sehr beschwerlich zu werden."

Rinieri, der seine Schadenfreude daran hatte, sie mit Reden hinzuhalten, antwortete: „Helena, Du hast mir Dein Vertrauen diesmal nicht aus Liebe zu mir geschenkt, ondern um Denjenigen wieder zu bekommen, den Du ver- oren hast, und Du kannst demnach nichts Anderes damit on mir verdienen, als noch größere Strafe. Du irrest Dich auch sehr, wenn Du meinst, daß mir nur dieser Weg offen stand, um mich an Dir nach Herzenslust zu ächen. Ich hatte Dir unter dem Deckmantel meiner Liebe oohl hundert Fallstricke gelegt, und wenn mir dieser Streich icht gelungen wäre, so hättest Du Dich doch bald in einer ndern Falle fangen müssen, und in keine hättest Du ge- athen können, die Dir nicht noch weit mehr Schmerz und Schande gebracht hätte, als diese; die ich indessen wahrlich nicht ewählt habe, um Dich leichter davon kommen zu lassen, sondern ur, um desto eher zu meinem Endzweck zu kommen. Und enn auch alle meine Entwürfe gescheitert wären, so blieb ir noch meine Feder übrig, mit welcher ich solche Dinge nd in einem solchen Tone von Dir würde geschrieben haben, ıß Du tausendmal hättest wünschen sollen, nie geboren zu in, wenn sie Dir wieder zu Ohren gekommen wären. Die ewalt der Feder ist unendlich größer, als diejenigen wähnen,

die ihre Wirkung nicht selbst erfahren haben. Ich schwöre Dir, so wahr ich hoffe, meine Rache ganz an Dir zu sättigen, man sollte Dinge von Dir gelesen haben, daß Du Dich nicht nur vor anderen Leuten, sondern vor Dir selbst hättest schämen, und Dir die Augen auskratzen sollen, um nur nie Dein Gesicht wieder zu sehen. Laß also den Bach nicht zum Meere sagen: ich habe Dich angeschwellt. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mir aus Deiner Liebe und aus Deinem Besitze nichts mache. Schenke Dich, wenn Du kannst, Demjenigen wieder, dem Du angehört hast. Ehemals war er mir zuwider, doch jetzt bin ich ihm gut, wegen seines Betragens gegen Dich. Ihr Weiber liebt die jungen Bürschchen, und suchet von ihnen geliebt zu werden, weil sie rothwangiger und flaumbärtiger sind, aufrecht einhergehen und rüstig sind zum Tanz und zum Ringrennen. Das alles haben ältere Leute auch gekonnt, und was diese vergessen haben, das müssen jene noch erst lernen. Ihr glaubt auch wohl, daß sie bessere Reisige sind, und mehr Meilen in einer Strecke zurücklegen können, als Männer von reiferen Jahren. Es mag wahr sein, daß sie einen rascheren Gang gehen, aber die älteren und erfahreneren Leute kennen die Bahn und die Wege besser. Langsam und gut, ist in der Länge besser, als schnell und unstät; ein starker Trab ermüdet Reiter und Pferd; wer aber sacht angehen läßt, bringt Euch frisch und munter (wenn auch ein wenig langsamer) zum Ziele. Ihr einfältigen Dinger wißt nicht, wieviel Böses unter der wenigen glatten Außenseite verborgen ist. Die jungen Leute begnügen sich nicht mit einer Liebschaft, sondern sie begehren so viele, und glauben auf so viele Anspruch machen zu können, daß die

Beständigkeit unmöglich eine Begleiterin ihrer Liebe sein kann; davon lieferst Du selbst ein lebendiges Beispiel. Sie meinen auch, ihre Damen müßten ihnen immer mit Achtung und Liebkosungen zuvorkommen, und sie suchen eine Ehre darin, mit ihren Gunstbezeigungen zu prahlen. Durch dieses Laster würdigen sie sich noch unter die Mönche herab, welche wenigstens nichts ausplaudern. Du denkst zwar, Niemand habe von Deinem Liebshandel etwas gewußt, außer Deiner Magd und mir, dem Du Alles gestanden hast; allein Du bist übel berichtet, und irrest Dich sehr, wenn Du dieses glaubst. In Deiner Straße, und in der Straße Deines Geliebten, wird fast von nichts Anderm gesprochen; aber gemeiniglich ist Derjenige, den die Sache am nächsten angeht, der Letzte, der etwas davon erfährt. Ueberdies plündern Euch die jungen Leute, und die älteren bringen Euch Geschenke. Du bist eine von denen, die übel gewählt haben: halte Dich jetzt an Deinen Erwählten, und überlasse mich, den Du verschmäht hast, einer Andern. Ich habe ein Weib gefunden, welches mir viel schätzbarer ist, und auch mich besser zu würdigen weiß, als Du. Fängt die Sonne jetzt an, Dich zu stechen, so vergiß den Frost nicht, den Du mich hast ausstehen lassen. Die Erinnerung daran wird hinreichend sein, die Hitze zu mäßigen, welche der brennende Sonnenstrahl Dir verursacht."

Wie die arme geängstigte Helena fand, daß alle Reden des Rinieri auf neue Grausamkeiten abzielten, fing sie abermals an zu weinen und sagte: „Weil denn nichts, was sich auf mich selbst bezieht, Dich bewegen kann, Mitleiden mit mir zu haben, so laß Dich wenigstens bei Deiner Liebe zu Derjenigen beschwören, von welcher Du sagst,

daß Du sie vernünftiger als mich gefunden hast, und daß Du von ihr geliebt wirst. Verzeihe mir um ihretwillen, reiche mir meine Kleider, um mich zu bedecken, und hilf mir von hier hinab."

Rinieri lachte, und weil der Tag schon heiß ward, so sprach er: „Wohlan, Du beschwörst mich bei einer solchen Dame, daß ich Dir nicht Nein sagen kann. Sage mir nur, wo Deine Kleider sind, damit ich sie Dir bringe und Dich erlöse."

Diese Worte verschafften ihr ein wenig Trost; sie sagte ihm, an welchem Orte sie ihre Kleider gelassen hatte, und Rinieri entfernte sich, indem er seinem Diener befahl, Niemand zu ihr zu lassen, bis er wieder käme. Er ging indessen hin, und frühstückte bei einem Freunde in der Nähe. Helena, durch die Hoffnung ihrer nahen Erlösung einigermaßen aufgerichtet, setzte sich an derjenigen Seite des Thurmes nieder, wo ihr die Mauer noch ein wenig Schatten gewährte. Bald saß sie tiefsinnig, bald weinte sie, bald hoffte sie, bald wollte sie über das lange Außenbleiben des Rinieri verzweifeln; bis sie vor Schmerz und Müdigkeit, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, einschlummerte. Doch bald stieg die Sonne so hoch, daß auch die Mauer sie nicht mehr vor ihren Strahlen schützte, welche fast senkrecht auf ihr Haupt und auf ihren zarten Leib fielen, und sie aus ihrem kurzen Schlummer weckten. Da der Wind überdies völlig still war, so ward sie nicht nur von keinem Lüftchen abgekühlt, sondern auch von Mücken und Wespen geplagt, und außerdem ward sie von Hunger, und noch ärger vom Durste gequält. Umsonst suchte sie mit ihren Blicken bald an dieser, bald an jener Seite des

Thurms, ob sich nicht Jemand sehen ließe, und sie war entschlossen, es möchte kosten, was es wollte, um Hülfe zu rufen. Allein wegen der Hitze war kein Ackersmann auf dem Felde zu sehen, und die meisten waren auch wohl schon auf ihren Tennen mit dem Dreschen beschäftigt. Sie hörte nichts, als das Geschrei der Cicaden. Zu ihren Füßen sah sie den Arno; allein der Anblick seines Wassers konnte ihren Durst nicht löschen, vielmehr diente er nur, ihn zu vermehren, so wie die Wälder, Büsche und Häuser, welche sie um sich her erblickte, sie nur noch schmerzlicher empfinden ließen, daß sie umsonst nach dem kleinsten Schatten und Obdach vor dem brennenden Strahl der Sonne schmachten mußte. Ihre zarte Haut, deren Weiße noch am vorigen Abend die Finsterniß verjagte, war jetzt vor Hitze wie Kupfer geröthet.

Endlich erschien Rinieri wieder, und schickte seinen Diener, der noch nichts genossen hatte, nach Hause zum Essen. Wie Helena ihn vernahm, sprach sie mit schwacher und gebrochener Stimme: Rinieri, Du hast Dich über alle Maße gerächt. Wenn ich Dich einst in meinem Hofe frieren ließ, so hast Du mich auf diesem Thurme nicht nur braten, sondern gar verbrennen, und vor Hunger und Durst verschmachten lassen. Ich bitte Dich, komm herauf, und gib mir den Tod, den ich nicht das Herz habe, mir selbst zu geben, und den ich mir jetzt über alles wünsche; so groß ist die Qual, die ich dulde. Oder wenn Du mir diese Gnade nicht erweisen willst, so verschaffe mir wenigstens einen Trunk Wasser, um meine Lippen zu benetzen, weil meine Thränen dazu nicht hinreichen."

„Böses Weib (erwiderte Rinieri)! von meiner Hand sollst Du nicht sterben. Bist Du des Lebens überdrüßig,

so tödte Dich selbst. Wasser sollst Du von mir so viel zur Linderung Deines Durstes bekommen, als Du mir Feuer gegeben hast, um der Kälte zu widerstehen. Fast ärgert es mich, da ich meine erstarrten Nerven mit stinkendem Miste habe herstellen müssen, daß Dir Deine wenigen Brandblasen mit wohlriechendem Rosenwasser geheilt werden; und da ich in Gefahr gewesen bin, wo nicht das Leben, doch den Gebrauch meiner Glieder zu verlieren, daß Du hingegen Deine versengte Haut abschälen, und Deine Schönheit erneuert sehen wirst, wie die Schlange."

„Ach ich Elende (seufzte Helena)! Um einen solchen Preis müsse meine ärgste Feindin ein wenig Schönheit erkaufen! Aber sage mir Du, der Du grausamer als irgend ein reißendes Thier mit mir umgehst: wie ist es Dir möglich, mich auf solche Art zu martern? Wahrlich, ich wüßte nicht, wie man noch grausamer gegen einen Bösewicht verfahren könnte, der eine ganze Stadt mit Mord und Todtschlag angefüllt hätte; da Du mich hast von der Sonne braten, und von Wespen und Hornissen verzehren lassen. Und bei allen diesen Martern versagst Du mir einen Tropfen Wasser, da man doch dem Mörder, der zum Tode geführt wird, wohl einen Becher Wein zu reichen pflegt, wenn er ihn fordert. Doch weil ich sehe, daß Du bei Deiner Grausamkeit beharrst, und daß meine Qualen nicht vermögen, Dich im Geringsten zu bewegen, so will ich mich geduldig zum Tode bereiten, damit der Himmel Erbarmen mit meiner Seele habe. Ihm will ich es anheimstellen, Deine Handlung mit gerechtem Auge anzusehen."

Mit diesen Worten legte sie sich schmerzvoll mitten auf dem Dache nieder und gab alle Hoffnung auf, zu ent-

rinnen. Doch jetzt glaubte Rinieri endlich weit genug gegangen zu sein und wollte seine Rache nicht bis auf's äußerste treiben. Er wickelte demnach Helena's Kleider in den Mantel seines Dieners und ging nach ihrem Hause. Hier fand er ihre Magd ganz trostlos vor der Thüre sitzen. „Mädchen, was macht Deine Frau?“ fragte er sie.

„Ach mein Herr, ich weiß es nicht (gab sie zur Antwort). Ich meinte sie diesen Morgen im Bette zu finden; allein sie war weder dort, noch sonst irgendwo zu sehen, und ich weiß nicht, wohin sie gerathen ist und bin äußerst bekümmert um sie. Aber vielleicht wißt Ihr es, mein Herr?“

„Ich wünschte (sprach Rinieri), daß ich Dich nur auch da gehabt hätte, wo sie bis jetzt gewesen ist, um Dich mit ihr zugleich für Deine Bosheit zu bestrafen; aber Du sollst mir wahrlich auch nicht entgehen, bis Du dermaßen für Deine Schelmstücke gebüßt hast, daß Du nie wieder Jemand hohnnecken wirst, ohne an mich zu gedenken. Da, nimm diese Kleider, geh damit hin, wenn Du willst, und hole Deine Frau von jenem Thurme.“

Die arme Magd erschrack über diese Worte und glaubte nicht anders, als daß er ihre Frau erschlagen hätte, und kaum enthielt sie sich, laut zu schreien. Rinieri ging fort und sie eilte mit verweinten Augen nach dem Thurme. Zufälligerweise hatte ein Sauhirte ein Paar von seinen Schweinen verloren und ging auch nach dem Thurme, um sich nach ihnen umzusehen. Wie er dahin kam, hörte er das Aechzen der armen Dame und rief ihr zu: „Wer jammert dort oben?“

Helena erkannte die Stimme ihres Hirten, nannte ihn

bei seinem Namen und bat ihn, ihre Magd zu rufen. Indem kam diese schon gegangen und rief: „Ach meine liebste Frau! wo seid Ihr?"

„Ach meine Tochter! ich bin hier oben (sprach Helena). Weine nicht, sondern eile nur und bringe mir meine Kleider."

Der Hirte setzte die Leiter an und halb getröstet eilte die Magd hinauf mit den Kleidern; doch kaum konnte sie sich enthalten, laut zu jammern, wie sie ihre Frau vor Durst und Hitze fast verschmachtet fand. Helena bat sie, zu schweigen und sie ankleiden zu helfen. Wie sie von ihr hörte, daß Niemand wüßte, wo sie wäre, als Rinieri, die Magd und der Hirte, beruhigte sie sich einigermaßen, und bat den Hirten, sich gegen Niemand etwas merken zu lassen. Da sie zu schwach war, die Leiter hinabzustiegen, so nahm der Hirt sie auf den Rücken und trug sie hinunter. Indem die Magd ihr folgen wollte, that sie einen Fehltritt, stürzte hinunter und zerbrach sich eine Rippe, worüber sie vor Schmerz brüllte wie eine Löwin. Der Hirte setzte die Dame auf einen Heuschober nieder und eilte, zu sehen, was der Magd fehlte; und wie er sie so beschädigt fand, half er ihr nach demselben Heuschober und setzte sie neben ihrer Frau hin. Für Helena war der Unfall, der ihre Magd betroffen hatte, um desto schmerzlicher, je mehr sie jetzt ihrer Hilfe bedurfte, und sie weinte darüber so bitterlich, daß auch dem Hirten die Thränen in die Augen traten. Er eilte indessen, sie mit einem Trunk Wasser zu erquicken, und brachte sie nach ihrem Hause, woselbst seine Frau den Dienst ihrer Magd versah und ihr, so viel möglich, Linderung zu verschaffen suchte. Des Abends ward Anstalt

gemacht, sie und die Magd nach der Stadt zu bringen. Helena hatte Witz genug, ein Märchen zu erfinden, um ihren Verwandten und Freunden einen andern Unfall vorzuspiegeln, wodurch sie und ihre Magd zu Schaden gekommen wären. Beide wurden bald wieder hergestellt, und Rinieri war am Ende noch großmüthig genug, von der ganzen Sache nicht weiter zu reden; zumal, da er durch den Fall der Magd auch an dieser genugsam gerächt zu sein glaubte.

Helena vergaß ihren Liebhaber und nahm sich in der Folge in Acht vor Liebeshändeln und vor Hohnneckereien, nachdem ihr die eine so übel bekommen war.

Hütet Euch also, meine Freundinnen, daß Ihr Niemand neckt, und besonders keine Studenten, die dem Teufel selbst etwas zu rathen geben können.

Zwanzigste Novelle.

Spinelloccio schläft bei der Frau seines Nachbarn und Freundes Zeppa. Dieser merkt es, und macht, daß seine Frau ihn in eine Kiste einsperren muß, auf welcher er an der Frau des Spinelloccio das Vergeltungsrecht ausübt.

In Siena sollen einmal ein Paar junge Bürgersleute gewesen sein, die in einem behaglichen Mittelstande lebten und Wandnachbarn waren, wovon der eine Spinelloccio Tanena, und der andere Zeppa di Mino hieß. Diese Beiden waren unzertrennliche Gesellschafter und schienen einander fast noch mehr als Brüder zu lieben.

Beide hatten recht hübsche Weiber. Da nun Spinelloccio täglich in dem Hause des Zeppa aus und ein ging, dieser mochte zu Hause sein oder nicht, so ward er nach und nach mit seinem Weibchen so vertraut, daß sie ihm nichts mehr abschlug. Dieses Verständniß dauerte eine geraume Zeit, ohne daß irgend Jemand etwas davon erfuhr. Endlich aber traf es sich einmal, daß Zeppa zu Hause war, wie Spinelloccio nach ihm fragte. Seine Frau wußte es nicht und sagte, er wäre ausgegangen. Spinelloccio kam deswegen sogleich zu ihr hinauf, und wie er sie allein im Saale fand, umarmte er sie mit einem tüchtigen Kusse. Zeppa sah es, hielt sich aber ganz still und wartete, wie das Spiel weiter ablaufen würde. Kurz, er sah, daß seine Frau und Spinelloccio Arm in Arm in die Kammer gingen und sich einschlossen, was ihn verzweifelt wurmte. Er bedachte indessen, daß er durch Lärm und Gepolter die Beleidigung nicht abwaschen, sondern nur seinen Schimpf dadurch vermehren würde, und er sann deswegen auf Mittel, sich Genugthuung zu verschaffen, ohne die Sache laut werden zu lassen. Nach einigem Besinnen glaubte er dieses Mittel gefunden zu haben. Er hielt sich demnach so lange verborgen, bis Spinelloccio sich wieder entfernte. Wie dieser wegging, trat Zeppa den Augenblick in die Kammer zu seiner Frau, die noch beschäftigt war, ihren Kopfputz wieder in Ordnung zu bringen, welchen Spinelloccio ein wenig zerstört hatte. „Was machst Du, Frau?" fragte Zeppa.

„Siehst Du es nicht?" fragte sie ihn wieder.

„Ja wohl sehe ich's (sprach Zeppa), und ich wünschte, ich hätte nicht noch Manches mehr gesehen." Er ließ sich

hierauf deutlicher heraus über Alles, was vorgefallen war, und nach einigem Wortwechsel gestand sie ihm voll Angst und Furcht ihren vertrauten Umgang mit Spinelloccio, den sie nicht leugnen konnte, und bat ihren Mann mit Thränen um Vergebung.

„Höre Frau (sprach Zeppa), Du hast böse Streiche begangen, und wenn ich Dir verzeihen soll, so mußt Du mir Alles treulich ausrichten, was ich Dir befehlen will. Sage dem Spinelloccio, daß er sich morgen Vormittag, wenn wir beisammen sind, unter irgend einem Vorwande von mir losmachen und zu Dir kommen soll. Wenn er bei Dir ist, werde ich plötzlich zu Hause kommen, und dann mußt Du ihn in diesen Kasten kriechen lassen und ihn darin einschließen. Was Du weiter thun sollst, das will ich Dir hernach schon sagen. Du kannst es getrost thun und versichert sein, daß ihm nichts Böses geschehen soll."

Die Frau versprach Alles, um ihren Mann wieder zu besänftigen und hielt ihm auch Wort.

Wie Spinelloccio und Zeppa des andern Vormittags beisammen waren, sagte Spinelloccio um die verabredete Stunde zu seinem Nachbarn: „Ich soll heute Mittag bei einem Freunde zur Mahlzeit gehen und mag ihn nicht auf mich warten lassen. Sei Gott empfohlen."

„Es ist ja noch lange hin bis zur Mittagszeit," erwiderte Zeppa."

„Wohl wahr (sprach Spinelloccio); aber ich habe mit ihm noch über Eins und das Andere zu sprechen und will deswegen ein wenig früher zu ihm gehen."

Damit verließ er ihn, nahm einen kleinen Umweg und ging zu der Frau des Zeppa, die ihn sogleich in ihre

Kammer führte: doch waren sie noch nicht lange darin gewesen, wie Zeppa zu Hause kam. Sobald seine Frau ihn hörte, stellte sie sich ganz erschrocken, ließ ihren Nachbar sich in die Kiste verstecken, schloß ihn ein und ging aus der Kammer. Zeppa kam hinauf und sagte: „Frau, ist es schon Zeit zum Essen?"

„Ja, es wird bald Zeit sein," gab sie ihm zur Antwort.

„Spinelloccio geht heute bei einem Freunde zu Gast (sprach Zeppa), und seine Frau ist allein. Geh' an's Fenster und bitte sie, herum zu kommen und mit uns zu essen."

„Die Frau, die vor Angst sehr gehorsam geworden war, that, was er befahl, und wie ihre Nachbarin hörte, daß ihr Mann nicht zu Hause käme, ging sie nach einigem Bitten und Nöthigen zu ihr hinüber. Zeppa empfing sie sehr freundlich, nahm sie vertraulich bei der Hand, und gab seiner Frau einen Wink, sich in der Küche etwas zu schaffen zu machen. Unterdessen führte er seine Nachbarin in die Kammer und schloß plötzlich die Thür hinter sich zu.

„Himmel! (rief sie), was soll das bedeuten, Zeppa? Habt Ihr mich darum in diese Kammer geführt? Ist das die Frucht Eurer Freundschaft für Spinelloccio und Eures vertraulichen Umgangs mit ihm?"

Zeppa ging mit ihr näher zu der Kiste, in welcher ihr Mann verborgen war, und sagte zu ihr, indem er sie fest in seinen Armen hielt: „Weibchen, ehe Du mir zürnst, so höre erst, was ich für mich zu sagen habe: Ich habe Deinen Mann wie meinen Bruder geliebt und liebe ihn noch; aber gestern, wie er sich's nicht versah, habe ich ent-

deckt, daß meine große Vertraulichkeit mit ihm ihn dahin gebracht hat, daß er sich bei meiner Frau eben so viel herausnimmt, wie bei Dir. Weil ich ihn aber lieb habe, so will ich mich nicht strenger an ihm rächen, als er mich beleidigt hat. Er hat meine Frau gehabt, und ich will Dich wieder haben. Gefällt Dir das nicht, so ertappe ich ihn wohl einmal wieder, und da ich nicht Willens bin, das Ding ungerächt hingehen zu lassen, so werde ich ihm dergestalt mitspielen, daß es Dich und ihn auf immer gereuen soll."

Das gute Weibchen sträubte sich lange; wie ihr aber Zeppa die Sache so nahe legte, daß sie seine Worte nicht länger bezweifeln konnte, sagte sie: „Lieber Zeppa, wenn ich denn für meinen Mann büßen soll, so muß ich mich darin ergeben; doch mußt Du mir versprechen, daß Du Deine Frau bewegen willst, mir deswegen ebenso wenig böse zu werden, als ich ihr dasjenige übel nehmen will, was sie an mir gethan hat, und daß wir, nach wie vor, gute Freundinnen bleiben."

„Das nehm' ich auf mich (sprach Zeppa), und ich will Dir noch überdies ein so hübsches und kostbares Kleinod verehren, als Dir noch Niemand geschenkt hat."

Mit diesen Worten schloß er sie noch fester und feuriger in seine Arme, und machte die Kiste, worin ihr Mann steckte, zum Altar, auf welchem er seiner Rache ein angenehmes Opfer brachte.

Spinelloccio, der jedes Wort des Zeppa und die Antwort seiner Frau gehört hatte, und den Walzer, den sie ihm hernach über dem Kopfe tanzten, wollte anfänglich vor Gift bersten, und nur seine Furcht vor dem Zeppa

konnte ihn abhalten, seine Frau mit Scheltworten aus seinem Gefängnisse anzudonnern. Wie er aber bedachte, daß er selbst den ersten Anlaß zu dem Unfuge gegeben hatte; daß Zeppa Recht hatte, zu thun, was er that, und daß er menschlich und brüderlich mit ihm verfuhr, ließ er seinen Zorn fahren, und wünschte nichts mehr, als ferner in Eintracht mit ihm zu leben.

Wie Zeppa seine Rache befriedigt hatte und seine hübsche Nachbarin ihn an das versprochene Kleinod erinnerte, öffnete er die Thüre und rief seine Frau, welche lächelnd hereintrat und nichts weiter sagte, als: „Nachbarin, Ihr seid mir Nichts schuldig geblieben.“

„Oeffne jetzt diese Kiste,“ sprach Zeppa zu seiner Frau. Sie that es, und Zeppa zeigte seiner Nachbarin ihren Mann und sagte: „Hier ist das Kleinod, womit ich Dich beschenke.“ Es ist schwer zu bestimmen, wer von Beiden sich in dem ersten Augenblick am meisten schämte, Spinelloccio vor seinem Nachbar, oder seine Frau vor ihrem Mann, welcher Alles gehört hatte, was vorgefallen war. Doch bald verwandelte sich ihre Bestürzung in Scherz und gute Laune; sie aßen alle Vier zusammen vergnügt und friedlich zu Mittag, und die gute Eintracht der beiden Nachbarn und ihrer Weiber ward durch dieses Zwischenspiel im Geringsten nicht gestört.

Einundzwanzigste Novelle.

Eine Sicilianerin betrügt einen Kaufmann listigerweise um alles, was er mit nach Palermo gebracht hat. Er kommt ein andermal wieder, und gibt vor, als wenn er noch weit mehr Waare zu Markte gebracht hätte, borgt Geld von ihr darauf, und läßt ihr Wasser und Werg zum Pfande.

Es war vor Zeiten der Gebrauch in allen Seehäfen und vermuthlich wird es auch noch jetzt so gehalten, daß die Kaufleute, welche mit Waaren ankommen, ihre Güter beim Ausladen in eine Niederlage bringen, welche der Staat oder der Landesherr unterhält, und welche man an einigen Orten das Kaufhaus oder Zollhaus zu nennen pflegt. Hier überliefern sie den dazu bestellten Aufsehern ein Verzeichniß ihrer Waaren mit dem beigefügten Werthe, worauf man einem Jeden ein Waarenlager einräumt, in welchem er seine Güter unter seinem Schlüssel bewahrt. Die Zollbedienten tragen dann die Waaren auf den Namen des Kaufmanns in das Zollbuch ein und lassen sich von ihm den Zoll für das Ganze oder für denjenigen Theil, den er wieder wegnimmt, bezahlen. In diesem Zollbuche sehen die Mäkler oft nach, was für Waare am Markte vorräthig ist und welchen Kaufleuten sie gehört, und handeln mit ihnen, wie sich die Gelegenheit trifft, über Preise, Tausch, Kauf und Verkauf, und was sonst dazu gehört. Dies war auch unter andern zu Palermo in Sicilien gebräuchlich, woselbst es zugleich viele hübsche Weiber gibt, deren Ehrbarkeit nur im äußerlichen Scheine besteht. Wer sie nicht kennt, der hält sie für Weiber von Stand und von guter Erziehung; sie gehen aber darauf aus, die Leute nicht nur zu scheren, sondern

ihnen das Fell über die Ohren ziehen, und sobald sie einen fremden Kaufmann gewahr zu werden, sehen sie nach in den Zollregistern, was er hat und wie viel er vermag, und dann suchen sie durch Schmeicheleien und gute Worte die Menschen an sich zu locken und zur Liebe zu reizen, und Manchem haben sie schon einen großen Theil seiner Waare und nicht selten Alles aus den Händen gespielt; ja Einige haben nicht nur Gut und Schiff, sondern Mark und Bein dabei zugesetzt und auf diese Weise Haar und Bart unter dem Schermesser dieser behenden weiblichen Bartscherer sitzen lassen.

So traf es sich auch einst vor nicht gar langer Zeit, daß einer von unsern jüngern Florentinern, Namens Nicolo da Cigniano (den man aber gewöhnlich Salabaetto zu nennen pflegte), mit einer Partie Wollenwaaren dahin gesandt ward, die ihm von dem Jahrmarkte zu Salerno nachgeblieben waren und die wohl an fünfhundert Goldgülden werth sein mochten. Nachdem er seine Waare am Zoll angegeben hatte, übereilte er sich eben nicht, sie zu Geld zu machen, sondern er schlenderte zu seinem Vergnügen fleißig in der Stadt umher. Da er weiß und roth, hübsch von Gesicht und wohlgewachsen war, so richtete eine von jenen Bartputzerinnen, die sich Madonna Jancofiore nennen ließ, ihr Augenmerk auf ihn, nachdem sie seinetwegen Erkundigung eingezogen hatte. Wie er es merkte und sie für ein vornehmes Frauenzimmer hielt, glaubte er, sie hätte sich in seine schöne Gestalt verliebt, und meinte, seine Liebschaft mit ihr recht vorsichtig einzuleiten; daher er, ohne Jemand etwas davon zu sagen, anfing, sich oft vor ihrem Hause sehen zu lassen. Sobald sie dieses gewahr ward und

ihn eine Zeit lang durch ihre Blicke aufgemuntert, und sich gestellt hatte, als ob sie aus Liebe zu ihm verschmachtete, schickte sie auf eine geheimnißvolle Weise eine Magd an ihn ab, die in dem Kupplerhandwerk eine erfahrene Meisterin war. Diese sagte nach einer langen Vorrede fast mit thränenden Augen zu ihm, er hätte durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit ihre Gebieterin dergestalt bezaubert, daß sie weder Tag noch Nacht Ruhe hätte und daß sie nichts so sehnlich wünschte, als daß es ihm gefallen möchte, ihr eine geheime Zusammenkunft mit ihm in einer Badstube zu gewähren. Sie zog zugleich einen Ring hervor, den sie ihm in ihrem Namen überreichte.

Salabaetto war der vergnügteste Mensch von der Welt, wie er dieses hörte; er nahm den Ring, drückte ihn an seine Augen, küßte ihn und steckte ihn an seinen Finger, und gab der Unterhändlerin zur Antwort, wenn Madonna Jancofiore ihm gut wäre, so bliebe er ihr ebenfalls nichts schuldig, indem er sie mehr als sein Leben liebte, und er wäre bereit zu kommen, wohin und zu welcher Stunde sie beföhle. Die Abgesandte brachte ihrer Herrschaft seine Antwort und diese ließ ihn unverzüglich wissen, in welcher Badstube er sie am folgenden Abend nach der Vesperstunde erwarten sollte. Er unterließ nicht, sich um die festgesetzte Zeit, ohne Jemand ein Wort zu sagen, pünktlich einzufinden, und fand auch, daß die Dame die Badstube bestellt hatte. Kaum war er hineingetreten, so kamen zwei Sclavinnen, die Eine mit einem schönen weichen Pfühl auf dem Kopfe, die Andere mit einem großen gefüllten Korbe. Sie legten den Pfühl auf eine Bettstelle in einer Kammer der Badstube, breiteten ein Paar der feinsten mit Seide gestreiften Bettücher darauf und eine Decke darüber von schnee-

weißem cyprischen Drillich, nebst zwei wunderschön gearbeiteten Ohrkissen. Nicht lange darnach kam auch die Dame mit noch zwei anderen Sclavinnen in die Badstube, wo sie unverzüglich den Salabaetto mit großen Freuden bewillkommte und nach manchem Seufzer, nach manchen zärtlichen Umarmungen und Küssen zu ihm sagte: „Ich wüßte nicht, wer mich zu diesem Schritte hätte bewegen können, außer Dir; Du hast mir das Feuer in alle Adern gejagt, Du loser Toscaner!" Salabaetto mußte hierauf nebst ihr und zwei von den Sclavinnen nackend in das Bad steigen; sie ließ ihn in demselben von keiner andern Hand bedienen, sondern badete ihn selbst mit wohlriechender Seife und mit balsamischen Kräutern, und ließ sich selbst hernach von den Sclavinnen gleichfalls baden und reiben. Darauf brachten die Mägde zwei feine weiße Tücher, die von Rosenwasser dufteten, wie ein Garten. Die Eine wickelte den Salabaetto und die Andere die Dame in eines dieser Tücher, und sie trugen Beide auf ihrem Rücken in das aufgemachte Bett. Nachdem sie hier das Bad verschwitzt hatten, zogen ihnen die Sclavinnen die feuchten Tücher weg und ließen sie auf den andern nackend ruhen. Aus dem Korbe zogen sie köstliche silberne Fläschchen hervor, die mit Rosen-, Pomeranzen-, Jasmin- und andern wohlriechenden Wassern gefüllt waren, womit sie sie besprengten, und sie hernach mit Süßigkeiten und köstlichen Weinen erfrischten. Salabaetto glaubte im Paradiese zu sein; tausendmal verschlang er mit seinen Blicken seine Gesellschafterin, die in der That sehr schön war, und jede Minute schien ihm hundert Jahre zu währen, bis die Sclavinnen sich entfernten und bis er seine Schöne in seine Arme schließen könnte. Endlich verließen

jene das Zimmer, in welchem sie auf Befehl ihrer Frau ein kleines Wachskerzchen brennen ließen; worauf Salabaetto eine volle Stunde in den Armen der Schönen zubrachte und sich höchst glücklich pries, weil er meinte, daß sie vor Liebe zu ihm verginge. Wie sie glaubte, daß es Zeit war aufzustehen, rief sie ihre Sclavinnen wieder herein; sie kleideten sich an, wurden abermal mit Confect und Wein bedient, und wuschen sich Gesicht und Hände mit wohlriechenden Wassern. Wie Salabaetto gehen wollte, sprach die Dame zu ihm: „Wenn es Dir nicht zuwider wäre, so thätest Du mir einen großen Gefallen, diesen Abend mit mir zu essen und die Nacht bei mir zuzubringen."

Salabaetto, der durch ihre Reize und durch ihre künstlichen Schmeicheleien schon ganz für sie eingenommen war und sich fest einbildete, daß sie ihn wie ihre Seele liebte, gab ihr zur Antwort: „Madonna, Alles, was Euch gefällt, ist mir über die Maßen lieb; darum bin ich bereit, diesen Abend und zu jeder andern Zeit zu thun, was Euch beliebt und was Ihr mir befehlt."

Die Dame begab sich hierauf nach Hause, wo sie alle ihre Kleider und Geräthe in ihren Zimmern zur Schau stellen und ein herrliches Abendmahl zurichten ließ, und den Salabaetto erwartete. Dieser stellte sich ein, sobald es anfing, dunkel zu werden; er ward mit vielen Freuden und Liebkosungen empfangen und beim Abendessen auf's Beste bewirthet. Wie er hernach mit ihr in die Kammer ging, duftete ihm brennendes Aloeholz entgegen, auf den Vorhängen des reichen Bettes flatterten kleine Liebesgötter, und überall hingen schöne Kleider und Gewänder umher. Je mehr ihm dies Alles in's Auge fiel, um desto höher

rhob sich sein Begriff von dem Reichthum und dem vornehmen Stande seiner Geliebten. Er hatte zwar dagegen auch manches zum Nachtheil ihres guten Rufs murmeln hören, allein er konnte sich schlechterdings nicht entschließen, es zu glauben; und wenn er es ja einigermaßen wahrscheinlich finden mochte, daß sie einem Andern einen Streich gespielt hätte, so glaubte er doch um alles in der Welt nicht, daß ihm selbst dergleichen von ihr widerfahren könnte. Er brachte vielmehr die Nacht höchst vergnügt in ihren Armen zu und ward immer mehr und mehr in sie verliebt. Am folgenden Morgen schenkte sie ihm einen schönen aus Silber gewirkten Gürtel und Börse und sagte: „Liebster Salabaetto, vergiß mich nicht: So wie meine Person Deinem Willen gewidmet ist, so steht Alles, was Du hier siehst und was ich vermag, Dir stets zu Befehl.“

Salabaetto umarmte und küßte sie mit inniger Wollust, und verließ sie, um sich nach dem Versammlungsorte der Kaufleute zu begeben. Nachdem er sie in der Folge mehrmals, und immer ohne alle Unkosten besucht hatte, traf es sich, daß er seine Tücher mit gutem Vortheil für baares Geld verkaufte. Dies hörte Madonna Jancofiore den Augenblick (nicht von ihm selbst, sondern von Andern), und wie darauf Salabaetto einst an einem Abend zu ihr kam, fing sie zuerst an, mit ihm zu schwatzen, zu tändeln, ihn zu umarmen und zu küssen, und sich so verliebt zu stellen, als wenn sie ihm vor Zärtlichkeit in den Armen sterben wollte. Ja sie wollte ihm sogar mit Gewalt ein paar schöne silberne Becher schenken; allein Salabaetto weigerte sich, sie anzunehmen, weil er schon zu verschiedenen Zeiten Geschenke von ihr erhalten hatte, die

sich in allem wohl auf dreißig Goldgulden belaufen mochten, wogegen er sie nie hatte bewegen können, die geringste Kleinigkeit von ihm zum Geschenk anzunehmen. Wie sie ihn nun durch ihre vorgespiegelte Liebe recht in Flammen gesetzt hatte, kam auf ihr Anstiften eine von ihren Sklavinnen herein, um sie abzurufen. Sie ging aus dem Zimmer, blieb eine kleine Weile draußen, kam ganz verweint wieder herein, warf sich mit dem Gesicht auf's Bett und erhob das jämmerlichste Klagegeschrei, das je ein Weib angestimmt hat. Salabaetto erstaunte; er schloß sie in seine Arme, weinte mit ihr und sagte: „Ach liebste Seele meines Lebens! Was ist Dir so plötzlich zugestoßen? Was ist die Ursache Deines Kummers? Sage mir's doch, meine Beste!"

Nachdem sie sich lange von ihm hatte bitten lassen, sprach sie endlich: „Ach mein liebster Freund! Ich weiß weder, was ich sagen, noch was ich anfangen soll. Ich habe diesen Augenblick aus Messina einen Brief von meinem Bruder bekommen, worin er mir schreibt, ich soll ihm, wenn ich auch alle meine Habe verpfänden oder verkaufen müßte, unfehlbar innerhalb acht Tagen tausend Goldgulden schicken; wo nicht, so wird man ihm den Kopf vor die Füße legen. Ich weiß nicht, wie ich mir helfen soll, um diese Summe so bald zu bekommen. Wenn ich nur vierzehn Tage Zeit hätte, so würde ich wohl Mittel finden, sie hie und da aufzutreiben, wo ich viel mehr als dies zu fordern habe; oder ich würde auch eins oder das andere von unsern Grundstücken verkaufen; da aber dieses so geschwind nicht möglich ist, so möchte ich lieber des Todes sein, als daß ich diese unglückliche Nachricht empfangen mußte." Sie beschloß ihre Rede mit Merkmalen der äußersten Bekümmerniß und hörte nicht auf zu weinen.

Salabaetto, bei welchem die Glut der Liebe einen roßen Theil seiner gesunden Ueberlegung verzehrt hatte, und der ihre Thränen für aufrichtig und ihre Worte für ungeheuchelte Wahrheit hielt, sagte: „Madonna, mit tausend Goldgulden kann ich Euch nicht helfen, aber wohl mit fünfhundert, wenn Ihr meint, daß Ihr sie mir in vierzehn Tagen wieder geben könnt; und auch dabei ist es noch ein Glück, daß ich eben gestern mein Tuch verkauft habe, sonst würde ich Euch keinen Groschen leihen können."

„O Himmel (erwiderte sie)! so hast Du wohl gar selbst Mangel an Gelde gelitten? Warum hast Du denn mich nicht darum angesprochen? Wenn ich gleich keine Tausend bei der Hand habe, so fehlt es mir doch nicht an Hundert oder Zweihundert, um sie Dir zu leihen. Du benimmst mir allen Muth, die Dienstleistung von Dir anzunehmen, wozu Du Dich erbietest."

Salabaetto, der sich durch diese Worte vollends fangen ließ, gab ihr zur Antwort: „Meine Liebe, Du mußt Dich dadurch nicht abhalten lassen; denn wenn ich so in Noth gewesen wäre, wie Du bist, so hätte ich Dich gewiß angesprochen."

„Ach lieber Salabaetto (sprach sie), jetzt sehe ich, wie treu und aufrichtig Du mich liebst, da Du mir in dieser Noth ohne meine Bitten aus freiem Willen mit einer so ansehnlichen Summe beistehst. Gewiß, ich war Dir auch ohne dies schon von ganzem Herzen ergeben; doch jetzt bin ich es noch weit mehr und ich werde es nimmermehr vergessen, daß ich Dir das Leben meines Bruders zu verdanken habe. Gott weiß indessen, wie ungerne ich diese Summe von Dir annehme, wenn ich bedenke, daß Ihr Kaufleute

mit Eurem Gelde Eure Geschäfte im Gange erhalten müßt. Weil mich jedoch die Noth drängt und weil ich gewiß hoffen darf, Dir Dein Geld bald wiedererstatten zu können, so will ich es doch annehmen, und wenn ich kein anderes Mittel finden kann, mir das Fehlende auch zu verschaffen, so will ich gern all mein Bischen Habseligkeit versetzen."

Mit diesen Worten sank sie dem Salabaetto weinend in die Arme. Er bemühte sich, sie zu trösten, und nachdem er die Nacht bei ihr zugebracht hatte, kam er und brachte ihr zum Beweis, wie gern er ihr diente, die fünfhundert Gulden ohne weitere Bitten ins Haus. Sie empfing sie mit weinenden Augen und lachendem Herzen und Salabaet o begnügte sich mit ihrem Versprechen, ihm das Geld wieder zu geben.

Sobald sie es aber nur in Händen hatte, änderte sie auch ihr Betragen. Sonst stand dem Salabaetto zu jeder Stunde, wann es ihm beliebte, die Thür offen; jetzt aber traten oft Umstände ein, daß er unter siebenmal nicht einmal vorgelassen ward, auch fand er nicht mehr dasselbe freundliche Gesicht und das liebkosende Betragen, womit man ihn sonst empfangen hatte. Die Zahlungsfrist verfloß nicht nur, sondern auch ein Monat und zwei darüber, und wie endlich Salabaetto sein Geld forderte, ward er mit leeren Worten abgespeist. Jetzt fing er an, die Arglist des bösen Weibsbildes zu merken und seine eigene Thorheit zu erkennen, und da er wußte, daß sie über alles, was er gegen sie klagen könnte, nur lachen würde, indem er weder Handschrift noch Zeugen hatte, und sich überdieß schämte, Anderen seine Noth zu klagen, weil er war vorher gewarnt worden, und folglich befürchten mußte, für seine Dumm-

heit ausgelacht zu werden, so beweinte er heimlich und mit schwerem Herzen seine Thorheit. Da er nun von seinen Herren schon verschiedene Briefe bekommen hatte, in welchen sie ihm befahlen, ihnen das gelöste Geld zu übermachen, so entschloß er sich, zu entweichen, damit sein Vergehen dort nicht laut würde, und anstatt nach Pisa zu gehen, wie ihm war aufgetragen worden, setzte er sich auf ein Schiffchen, und segelte nach Neapel. Dort befand sich zur selbigen Zeit unser Landsmann Pietro dello Canigiano als Schatzmeister der Kaiserin zu Constantinopel, ein sehr verständiger und kluger Mann und ein sehr großer Freund des Salabaetto und der Seinigen. Diesem, als einem sehr zuverlässigen Manne, klagte Salabaetto nach einigen Tagen seine Noth, erzählte ihm, was er gethan hätte, und wie übel es ihm gegangen wäre, und bat ihn um Rath und Hilfe, um in Neapel seinen Unterhalt zu finden, weil er ihm versicherte, daß er nie wieder nach Florenz gehen würde.

Dem Canigiano war der Vorfall unangenehm. „Du hast übel gethan (sprach er), und hast Dich nicht rechtschaffen betragen, hast Deinen Herren schlecht gedient und zu viel Geld auf einmal verleckert. Allein, was ist zu thun? der Schaden ist geschehen, und man muß suchen, ihn wieder gut zu machen.“ Als kluger Mann besann sich auch Canigiano sogleich auf einen Anschlag, den er dem Salabaetto mittheilte. Diesem gefiel der Rath, und er beschloß, die Ausführung zu unternehmen. Mit dem Gelde, das er noch übrig hatte und mit einer kleinen Summe, die ihm Canigiano vorstreckte, ließ er einige Ballen und Kisten packen, und schaffte sich etwa zwanzig leere Oelfässer

an, die er füllen nnd verspünden ließ, lud Alles an Bord eines Schiffes und ging wieder damit nach Palermo, wo er den Zöllnern sein Register von dem Inhalte und Werth seiner Waaren gab, sie im Kaufhause niederlegte, und nachdem er Alles auf seinen Namen hatte einzeichnen lassen, vorgab, daß er nicht eher Willens wäre zu verkaufen, bis der Rest seiner Waaren, die er noch erwarte, gleichfalls angekommen wäre.

Jancofiore bekam bald Wind davon, und wie sie vernahm, daß die Waaren, die er mitgebracht hatte, an zweitausend Goldgulden und noch mehr werth sein sollten, außer denjenigen, die er noch erwartete, und die er noch auf mehr als dreitausend Goldgulden schätzte, so glaubte sie, mit der Wurst nach der Speckseite werfen zu müssen, und nahm sich vor, dem Salabaetto seine fünfhundert Goldgulden wieder zu geben, um einen guten Theil von den fünftausend zu erobern. Sie ließ ihn demnach zu sich einladen, und Salabaetto, der nunmehr an seiner Seite listig geworden war, ging zu ihr.

„Sieh da (sprach sie)! Bist Du auch böse auf mich geworden, daß ich Dir Dein Geld nicht zu rechter Zeit wiedergegeben habe?“

Salabaetto lachte, und antwortete: „Madonna, es war mir freilich ein wenig unangenehm, zumal da ich mir würde das Herz aus dem Leibe reißen können, um Euch zu dienen. Aber höret nur, wie sehr ich böse auf Euch bin. Meine Liebe zu Euch ist so groß, daß ich fast alles Meinige zu Geld gemacht habe, so daß ich jetzt über zweitausend Goldgulden an Werth mitbringe und noch für mehr als dreitausend erwarte, weil ich Willens bin, hier in dieser Stadt

ein Gewölbe anzulegen, und mich hier ganz niederzulassen, um beständig bei Euch zu sein, denn ich schätze das Glück, von Euch geliebt zu sein, weit höher als irgend ein anderer Liebhaber."

„Glaube mir, Salabaetto (antwortete sie), daß mir Alles Vergnügen macht, was Dir behagt, weil ich Dich mehr als mein Leben liebe; und es macht mir viele Freude, daß Du wiedergekommen bist, in der Absicht, hier zu bleiben. Ich hoffe mit Dir noch manchen fröhlichen Tag zu verleben; allein ich muß mich doch ein wenig bei Dir deswegen entschuldigen, daß Du vor Deiner Abreise bisweilen zu mir gekommen bist und mich nicht hast sprechen können, und wenn Du mich sprachst, daß ich Dich nicht mit so fröhlichem Gesichte, wie sonst empfing, und daß ich Dir überdieß Dein Geld nicht zur bestimmten Zeit wiederbezahlt habe. Du mußt wissen, daß ich damals vielen Verdruß und Kummer auszustehen hatte, und in einer solchen Gemüthsstimmung kann man selbst demjenigen, den man am liebsten hat, nicht immer ein fröhliches Gesicht zeigen, und sich stets so aufmerksam gegen ihn beweisen, wie er es wohl erwartet. Du kannst auch wohl denken, daß es einem Frauenzimmer sehr schwer wird, tausend Goldgulden zusammen zu bringen. Aus dieser Ursache, und aus keiner andern, habe ich Dir damals Dein Geld nicht wiedergeben können; allein ich bekam es gleich nach Deiner Abreise, und wenn ich nur gewußt hätte, wohin ich es schicken könnte, so kannst Du versichert sein, daß ich es Dir nachgesandt hätte. Weil ich das aber nicht wußte, so habe ich Dir's aufgehoben."

Sie ließ sich hierauf den Beutel geben, in welchem sich seine eigenen fünfhundert Goldgulden noch befanden, und

überreichte sie ihm mit der Bitte, sie nachzuzählen, ob sie auch richtig wären. Salabaetto war nie froher gewesen. Er zählte das Geld nach, fand es richtig und steckte es zu sich. „Madonna (sprach er), ich bin überzeugt, daß Ihr die Wahrheit sagt. Ihr habt Alles gethan, was hinlänglich ist, und ich versichere Euch deswegen, und wegen meiner großen Liebe zu Euch, daß ich bereit bin, Euch zu jeder Zeit, und mit jeder Summe, die ich in meinem Vermögen habe, zu dienen, und Ihr dürft nur den Versuch machen, wie gut ich im Stande bin, Euch Wort zu halten."

So erneuerte er sein Liebesverhältniß mit ihr in Worten; trug aber gegen sie den Schalk im Herzen; und sie überhäufte ihn dagegen mit Bezeugungen ihrer Aufmerksamkeit und Liebe, und that ihm Alles zum Vergnügen. Wie sie ihn nun einst wieder zum Abendessen und Nachtlager bei sich eingeladen hatte, vergalt er ihr Betrug mit Betrug, wie er sich längst vorgenommen hatte. Er kam nämlich ganz niedergeschlagen zu ihr, und stellte sich so betrübt, als ob er in den Tod ginge. Jancofiore umarmte und küßte ihn, und fragte, was ihm fehlte. Nachdem er sich eine Zeit lang hatte bitten lassen, sprach er: „Ich bin verloren; das Schiff, mit welchem ich meine übrigen Waaren erwartete, ist von Seeräubern aus Monaco genommen worden, und muß mit zehntausend Goldgulden ausgelöst werden, wovon tausend auf meinen Antheil kommen, und ich habe keinen Heller Geld in Händen; denn die fünfhundert, die Du mir wiedergegeben hast, schickte ich gleich nach Neapel, um mir Leinwand dafür herschicken zu lassen. Wenn ich jetzt meine Waaren losschlagen müßte, so gewänne ich bei meinen beiden Unternehmungen nichts,

und ich bin hier noch nicht bekannt genug, um Jemand zu finden, der mir Geld darauf borgt. Ich weiß mir also weder zu rathen noch zu helfen, und wenn ich das Geld nicht ohne Verzug schicke, so wird mein Gut nach Monaco geschleppt, und ich bekomme in meinem Leben nichts davon wieder."

Diese Nachricht gefiel Jancofiore ganz und gar nicht, weil sie fürchtete, ihre Beute zu verlieren. Weil ihr nun sehr daran gelegen war, daß die Ladung nicht zu Monaco aufgebracht würde, so sagte sie: „Gott weiß, dies schmerzt mich sehr um Deinetwillen; allein was hilft es, sich so sehr darüber zu grämen? Wenn ich das Geld hätte, so ist der Himmel mein Zeuge, daß ich es Dir gern den Augenblick gäbe; allein ich habe es nicht. Ich kenne zwar Jemand, der mir auch neulich die fehlenden fünfhundert geborgt hat; allein er fordert schrecklich hohen Wucher, und hat mir nicht unter dreißig vom Hundert leihen wollen. Wenn Du von ihm borgen wolltest, so würdest Du ihm ein sicheres Unterpfand geben müssen. Ich für meinen Theil will gerne für Dich alle diese Sachen verpfänden, und mich selbst dazu, so weit er dies für ein Unterpfand will gelten lassen; allein wie willst Du ihm das Uebrige versichern?"

Salabaetto merkte wohl, wohin ihre Dienstfertigkeit abzielte, und daß sie ihm ihr eigenes Geld leihen wollte; und dies war ihm eben sehr lieb. Er dankte ihr vorläufig, und setzte hinzu, daß er sich in seiner dringenden Noth den unbilligen Wucher wohl müßte gefallen lassen. Uebrigens erbot er sich, alle seine Waaren im Kaufhause zum Pfande zu setzen und sie demjenigen, der ihm das Geld liehe, als

Sicherheit verschreiben zu lassen, jedoch mit der Bedingung, daß er mittlerweile den Schlüssel behielte, theils um seine Waaren den Käufern zeigen zu können, theils auch, damit sie ihm nicht vertauscht oder verfälscht würden.

Sie antwortete, sein Vorschlag wäre gut und das Pfand hinlänglich; und des andern Morgens schickte sie zu einem vertrauten Mäkler, mit welchem sie die nöthigen Maßregeln nahm, und ihm die tausend Goldgulden gab. Dieser überbrachte sie dem Salabaetto, dessen Waarenlager er sich dagegen im Zollbuche verschreiben ließ, und nachdem sie Beide darüber die nöthige Verschreibung und Gegenverschreibung mit einander ausgewechselt hatten, ging ein Jeder nach seinen andern Geschäften. Salabaetto ging, so bald er konnte, mit seinen fünfzehnhundert Goldgulden an Bord eines Schiffes, und segelte nach Neapel zu seinem Freunde Pietro dell' Canigiano, schickte seinen Herren in Florenz, die ihm ihre Tücher anvertraut hatten, richtige Rechnung und Bezahlung, befriedigte seinen Freund Pietro, und jeden Andern, dem er schuldig war, und ergötzte sich mit Canigiano über den Streich, den er der Sicilianerin gespielt hatte. Hierauf ging er nach Florenz zurück, und gab die Handelsgeschäfte gänzlich auf.

Wie Salabaetto in Palermo vermißt ward, verwunderte sich die Jancofiore, und fing an, Argwohn zu schöpfen. Nachdem sie fast zwei Monate vergeblich auf ihn gewartet hatte, trug sie endlich dem Mäkler auf, sein Waarenlager erbrechen zu lassen. Wie man zuerst die Oelfässer untersuchte, fand man, daß sie mit Wasser angefüllt waren, und daß nur etwa ein Ankerchen Oel die Oberfläche in jedem Fasse bis an das Spundloch bedeckte. Wie die

Ballen und Kisten geöffnet wurden, fand sich's, daß nur zwei davon mit Tüchern, und die Uebrigen mit Werg vollgepackt waren; kurz, das Ganze enthielt an Geldeswerth höchstens nicht über zweihundert Goldgulden. Die betrogene Jancofiore hatte jetzt völlige Muße, die zurückgegebenen fünfhundert, und noch mehr die geliehenen Tausend zu bedauern, und zeitlebens an das Sprüchwort zu denken:

Um den Toscaner zu hintergehen,
muß man des Morgens früh aufstehen.

Mit einem Worte, sie fand zu ihrem Schaden und Schande, daß zwei harte Steine selten reines Mehl mahlen."

Zweiundzwanzigste Novelle.

Eine Aebtissin steht im Finstern eilends auf, um eine ihrer Nonnen mit ihrem Liebhaber zu ertappen. Da sie selbst eben einen Priester bei sich hat, so wirft sie aus Versehen, statt ihrer Kappe, seine Beinkleider über den Kopf. Wie die verklagte Nonne dieses gewahr wird, und die Aebtissin aufmerksam darauf macht, rettet sie sich dadurch von der Strafe, und darf ihren Liebhaber ungestört bei sich behalten.

Wisset, daß in der Lombardei ein wegen seiner frommen und gottesfürchtigen Bewohnerinnen sehr berühmtes Kloster liegt, in welchem unter mehreren Nonnen sich auch ein junges Mädchen von edler Abkunft und von bewundernswürdiger Schönheit befand, Namens Lisabetta, die sich bei einem Besuche, den sie einst von einem ihrer Verwandten am Gitter empfing, in einen schönen Jüngling verliebte, welcher mit ihm gekommen war. Den Jüngling reizte ihre

Schönheit nicht weniger, und da ihre Blicke ihm ihre Wünsche verriethen, so ward er ebenfalls in sie verliebt. Eine Zeit lang mußten sie zu ihrem großen Schmerz ihre Flamme fruchtlos nähren; doch da sie beiderseits weder Fleiß noch Eifer sparten, so gelang es endlich dem Jünglinge, sich einen geheimen Zugang zu seinem Nönnchen zu verschaffen und sie hernach mehrmals zu ihrem beiderseitigen Vergnügen zu besuchen. Indem sie diesen Umgang fortsetzten, traf es sich jedoch einmal, daß eine andere Nonne den Jüngling in der Nacht gewahr ward, wie er Lisabetta eben verließ, und weder er noch sie argwöhnten, daß sie bemerkt wurden. Sie sagte es noch einigen andern Nonnen und diese waren zuerst Willens, sie sogleich bei ihrer Aebtissin, Madonna Usimbalda, die von Allen und Jeden, die sie kannten, für eine sehr gute, fromme Frau gehalten ward, anzugeben. Hernach aber meinten sie, es wäre besser, sie von der Aebtissin selbst mit ihrem Liebhaber ertappen zu lassen, damit sie sich nicht auf's Leugnen legen könnte. Sie schwiegen demnach, und wachten und lauerten wechselweise heimlich, um sie zu überraschen. Da Lisabetta sich nichts Arges versah und von nichts wußte, so ließ sie eines Abends ihren Liebhaber wieder zu sich kommen, welches alsobald von Denjenigen, welche die Wache hatten, bemerkt ward. Diese vertheilten sich, sobald es tief genug Nacht war, in zwei Parteien, von welchen die eine den Ausgang aus Lisabetta's Zelle bewachte, und die andere eilte nach dem Zimmer der Aebtissin. Sie klopften so lange an ihre Thüre, bis sie antwortete, und sagten: „Madonna, steht geschwind auf, wir finden, daß Lisabetta einen jungen Menschen bei sich in ihrer Zelle hat.“

Die Aebtissin hatte diese Nacht eben einen Priester bei sich, welchen sie bisweilen in einem Kasten zu sich tragen ließ. Wie sie das Klopfen hörte, und befürchtete, daß die Nonnen vor lauter Eifer die Thüre aufsprengen möchten, wenn sie nicht eilte, sprang sie geschwind aus dem Bette, kleidete sich im Finstern an, so gut sie konnte, und indem sie glaubte, ihre Kappe aufzusetzen, ergriff sie aus Versehen die Hosen des Priesters, stülpte sie eilends über ihren Kopf, ging hinaus und schloß ihre Zelle hinter sich zu, und sagte: „Wo ist diese vermaledeite Sünderin?“ Die Andern, die auf nichts erpicht waren, als Lisabetta auf der That zu ertappen, gaben nicht Achtung auf den Kopfputz ihrer Aebtissin, die mit ihnen nach Lisabetta's Zelle eilte; die Thüre ward aufgesprengt, und wie sie hinein kamen, fanden sie das verliebte Paar in zärtlicher Umarmung. Diese erstaunten so sehr über den unvermutheten Ueberfall, daß sie vor Schrecken wie versteinert waren. Die Nonnen bemächtigten sich augenblicklich des Mädchens und führten sie auf Befehl der Aebtissin vor das Kapitel. Der Jüngling blieb indessen zurück, kleidete sich an und erwartete den Ausgang der Sache entschlossen, Denjenigen übel mitzuspielen, die sich an seiner Geliebten vergreifen würden, und diese alsdann mit Gewalt zu entführen. Wie die Aebtissin in dem Kapitel den Vorsitz unter allen ihren Nonnen eingenommen hatte und die Blicke aller Nonnen gänzlich auf die Angeklagte geheftet waren, fing sie an, diese mit den schrecklichsten Vorwürfen zu überhäufen, daß sie die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Ruf des Klosters durch ihre ungeziemende und schändliche Aufführung befleckt hätte, und sie begleitete ihre Vorwürfe zugleich mit den fürchterlichsten Drohungen.

Das arme, erschrockene und beschämte Nönnchen, welches sich schuldig fühlte, dachte an keine Antwort, sondern suchte nur durch ihr geduldiges Stillschweigen die anderen Nonnen zum Mitleiden zu bewegen. Darüber ward die Aebtissin noch immer lauter, so daß die Beklagte endlich die Augen aufschlug und den Kopfputz der Aebtissin gewahr ward, und die Kniebänder an den Hosen, die ihr an beiden Seiten auf die Achseln hinunter hingen. Wie sie sah, was es war, gewann sie auf einmal ein Herz und sagte: „Madonna, um Gottes willen, knüpft doch nur erst Euer Kopfzeug fest, und sagt mir hernach, was Ihr wollt.“

Die Aebtissin, die nicht wußte, was ihre Rede sagen wollte, fuhr sie an: „Was schwatzest Du von Kopfzeug, lasterhaftes Geschöpf? Hast Du noch die Unverschämtheit, zu spotten? Oder meinst Du Dich so aufgeführt zu haben, daß Du noch scherzen darfst?“

Das Nönnchen antwortete ihr noch einmal: „Madonna, ich bitte Euch, knüpft die Bänder an Eurem Kopfzeuge fest, ehe Ihr mir etwas Weiteres sagt.“

Jetzt richteten Einige von den Nonnen ihre Blicke auf die Aebtissin, und sie selbst fühlte mit ihren Händen und begriff nunmehr die Meinung der Worte, die Lisabetta gesprochen hatte. Weil sie sich getroffen fühlte und fand, daß ihr keine Ausflüchte gegen Dasjenige helfen konnten, was alle Nonnen gesehen hatten, veränderte sie ihre Sprache, zog gelindere Saiten auf und gestand am Ende, daß es eine schwere Sache wäre, dem Stachel des Fleisches zu widerstehen. Sie erlaubte demnach einer Jeden, sich im Stillen ihren Zeitvertreib zu verschaffen, wenn sie könnten, welches auch bis auf diesen Tag geschehen war. Sie ent=

ließ das Nönnchen, begab sich mit ihrem Priester wieder zu Bette, und Lisabetta verfügte sich gleichfalls wieder zu ihrem Liebhaber, welcher sie trotz Denen, die sie darum beneideten, noch oft besuchte. Die Andern, die keine Liebhaber hatten, suchten insgeheim, so gut sie konnten, ihren Bedürfnissen abzuhelfen.

Dreiundzwanzigste Novelle.

Calandrino verliebt sich in ein Mädchen. Bruno gibt ihm ein Amulet, um sie damit zu berühren, worauf sie ihm nachfolgt; er wird aber von seiner Frau ertappt, welche darüber großen Lärm und Zank erhebt.

Niccolo Cornachini war einer von unsern Mitbürgern und ein reicher Mann, der unter mehreren Besitzungen ein recht schönes Landgut in Camerata hatte, auf welchem er ein hübsches, ansehnliches Meierhaus bauen, und es durch Bruno und Buffalmacco ausmalen ließ; und da sehr viel dabei zu arbeiten war, so nahmen diese den Nello und Calandrino mit zu Hilfe. Weil nun schon ein Paar Zimmer daselbst mit Betten und anderem Hausrath versehen waren, über welche eine alte Magd die Aufsicht hatte, so pflegte Filippo, der Sohn des Niccolo, als ein junger unverheiratheter Geselle, bisweilen zu seinem Zeitvertreib ein Mädchen mit dahin zu nehmen, einen Tag oder zwei mit ihr daselbst zuzubringen und sie dann wieder gehen zu lassen. So brachte er auch einst ein gewisses Mädchen, Namens Niccolosa dahin, welche ein

lüderlicher Kerl, Mangione genannt, unterhielt und sie für Lohn vermiethete. Das Mädchen war niedlich von Gestalt, wohlgekleidet und für eine Person von ihrem Gewerbe artig genug in ihren Manieren und Reden. Wie sie nun einmal des Morgens in einem weißen Mieder und Röckchen, mit aufgeflochtenem Haar hinunter an einen Brunnen im Hofe gegangen war, um sich zu waschen, so fügte es sich, daß Calandrino ebenfalls dahin kam, um Wasser zu holen und sie freundlich grüßte. Sie dankte ihm und fing an, ihn zu betrachten, nicht weil sie Behagen an ihm fand, sondern weil er ihr ein possierlicher Mensch zu sein schien. Calandrino beschaute sie gleichfalls, und da er sie sehr hübsch fand, so zauderte er, so lange er konnte, und ließ seine Kameraden auf das Wasser warten; doch getraute er sich nicht, das Mädchen anzureden, weil er sie nicht kannte. Da sie merkte, wie emsig er auf sie gaffte, so warf sie gleichfalls bisweilen einen Blick auf ihn und ließ einige Seufzerchen fahren, um ihn zu reizen. Darüber ward Calandrino plötzlich verliebt in sie und wich nicht von der Stelle, bis Filippo sie wieder zu sich in die Kammer rief. Wie Calandrino wieder an seine Arbeit ging, that er nichts als seufzen und hochathmen, welches Bruno, (der ihm stets auf den Dienst lauerte und sich gern eine Kurzweil mit ihm machte) alsobald gewahr ward, und ihn fragte: „Was zum Henker fehlt Dir, Bruder Calandrino? Du thust ja nichts, als seufzen?"

„Bruder (sprach Calandrino), wenn ich Jemand hätte, der mir hülfe, so wär' ich geborgen."

„Wie so?" fragte Bruno.

„Laß Dir nichts merken (antwortete Calandrino).

Dort unten ist ein Mädchen, so schön wie eine Fee, die sich dermaßen in mich verliebt hat, daß Du Dein Wunder daran sehen würdest. Ich bin es eben jetzt gewahr worden, wie ich Wasser holte."

„Der Henker! Nimm Dich in Acht (sprach Bruno). Wenn sie nur nicht gar die Frau des Filippo ist."

„Das glaub' ich fast (sprach Calandrino); denn er rief sie und sie ging zu ihm in die Kammer. Allein was liegt mir daran? Ich würde mich in solchen Dingen an den Papst selbst nicht kehren, und noch viel weniger an Filippo. Ich muß Dir gestehen, Bruder, sie gefällt mir besser, als ich Dir's beschreiben kann!"

„Ich will auskundschaften, wer sie ist (sprach Bruno), und wenn sie des Filippo Frau ist, so will ich Dir in zwei Worten zu Deinem Zweck verhelfen, denn sie spricht oft sehr vertraulich mit mir. Wie machen wir es aber, daß Buffalmacco nichts davon erfährt? Er folgt mir immer, wie mein Schatten, wenn ich mit ihr spreche."

„Um Buffalmacco bekümmere ich mich nicht (sprach Calandrino), aber vor Nello müssen wir uns hüten. Er ist verwandt mit meiner Tessa, und würde uns gewiß den ganzen Kram verderben."

„Du hast Recht" (sprach Bruno). Dieser wußte sehr wohl, wer das Mädchen war; denn er hatte gesehen, wie sie gekommen war, und Filippo hatte es ihm auch gesagt. Sobald nun Calandrino sich wieder ein wenig entfernte, um sie zu sehen, erzählte Bruno alles dem Buffalmacco und Nello, und verabredete mit ihnen, was sie vermöge dieser Liebschaft mit ihm vornehmen wollten. Kaum war Calandrino wiedergekommen, so raunte ihm Bruno in's Ohr: „Hast Du sie gesehen?"

„Ach freilich! und sie bringt mich in's Grab" (sprach Calandrino).

„Ich will hingehen (versetzte Bruno) und sehen, ob sie Diejenige ist, wofür ich sie halte, und wenn das ist, so laß mich nur weiter machen."

Bruno ging demnach hinunter zu Filippo und dem Mädchen und erklärte ihnen umständlich, wer Calandrino wäre, und was er ihm entdeckt hätte, und nahm Abrede mit ihnen, was sie sagen und wie sie sich verhalten sollten, um sich an der Liebelei des Calandrino zu belustigen. Wie er wieder zurückkam, sprach er zu Calandrino: „Sie ist's allerdings, und wir müssen also vorsichtig zu Werke gehen; denn wenn Filippo etwas merkte, so würden alle Wasser des Arno uns nicht wieder weiß waschen. Was soll ich ihr aber in Deinem Namen sagen, wenn es sich trifft, daß ich sie spreche?"

„Wahrhaftig (sprach Calandrino), Du mußt ihr vor allen Dingen sagen, daß ich ihr tausend Maß von Demjenigen gönne, was den Weibern am besten schmeckt; und daß ich ihr Servitör bin, und wenn ich womit dienen könnte . . . verstehst Du mich?"

„Ich verstehe (sprach Bruno); laß mich nur machen."

Wie es Feierabend war und sie von der Arbeit gingen, hielten sie sich unten im Hofe, wo sich eben Filippo und die Niccolosa befanden, dem Calandrino zu gefallen ein wenig auf. Calandrino fing an, die Niccolosa zu begaffen, und geberdete sich dabei so kurzweilig, daß ein Blinder seine Absicht hätte merken können. Die Niccolosa an ihrer Seite that Alles, was sie konnte, um seine Flamme noch mehr anzufachen, und da Bruno ihr von Allem

Nachricht gegeben hatte, so machte ihr das Betragen des Calandrino den größten Spaß von der Welt. Filippo stellte sich indessen, als ob er nichts von Allem merkte, indem er sich mit den beiden Andern unterredete. Endlich gingen sie weg, so ungerne Calandrino sich auch entfernte. Auf dem Wege zur Stadt sprach Bruno zu Calandrino: „Ich kann Dir versichern, daß sie für Dich schmilzt, wie das Eis an der Sonne. Beim Himmel! wenn Du einmal Deine Hummel mitnähmst und sängest ihr dabei ein paar verliebte Lieder vor, so würde sie aus dem Fenster in Deine Arme springen."

„Meinst Du Bruder (fragte Calandrino)? soll ich sie mitbringen?"

„Allerdings!" (sprach Bruno.)

„Du wolltest mir heute nicht glauben, was ich Dir sagte (sprach Calandrino). Wahrhaftig, Bruder, ich sehe wohl, daß ich besser, als ein Anderer verstehe, zu meinem Zweck zu kommen. Wer hätte wohl so schnell, wie ich, ein solches Weibchen, wie dieses, verliebt machen können? Da hätten Dir die Stutzerchen erst lange zappeln müssen, die den ganzen Tag auf und ab trippeln, und doch in tausend Jahren keinen Hund aus dem Ofen locken können. Nun sollst Du mich einmal ein Bischen mit der Hummel in der Hand sehen; Du sollst Deine Freude daran haben. Glaube mir sicherlich, ich bin nicht so alt, wie ich Dir scheine; das hat sie wohl gemerkt, und wo nicht, so soll sie's wohl gewahr werden, wenn ich sie unter die Hände kriege. Beim Himmel, ich will ihr ein Spiel zeigen, daß sie mir nachlaufen soll, wie das Kind nach dem Butterbrot!"

„Das denk' ich selbst (sprach Bruno). Du wirst sie recht besaurüsseln. Mich däucht, ich sehe Dich schon Dein halbes Dutzend Zähne wie Fallgattern nach ihrem rothen Mäulchen und nach ihren Wängelchen fletschen, und sie nach Herzenslust herum zausen."

Calandrino glaubte bereits im Geiste Alles zu thun, was Bruno sagte, und fing an zu singen und zu springen, als wenn er nicht in seiner Haut zu bleiben wüßte. Des andern Tages brachte er seine Hummel mit, und sang verschiedene Lieder dazu. Kurz, da er das Mädchen oft vor Augen hatte, so ward er so in sie vernarrt, daß er keine Arbeit mehr anrührte, sondern den Tag über wohl tausendmal, bald an's Fenster, bald an die Thüre, bald in den Hof hinunter lief, um sie zu sehen; wozu sie ihm auf Bruno's Anstiften immer die beste Gelegenheit zu geben wußte. Wenn sie abwesend war (welches die meiste Zeit zu geschehen pflegte), so bestellte Bruno seine Aufträge an sie, und brachte ihm bisweilen Briefe von ihr, in welchen sie ihm große Hoffnung machte, seine Wünsche zu erfüllen, und zugleich vorgab, sie befände sich zu Hause bei ihrem Verwandten, wo sie ihn nicht bei sich aufnehmen könnte.

So machten sich Bruno und Buffalmacco, indem sie stets die Hand im Spiele hatten, manchen Spaß auf Kosten des Calandrino, und ließen sich von ihm bald einen elfenbeinernen Kamm, bald einen Beutel, bald ein Messerchen und dergleichen Sächelchen geben, als wenn seine Geliebte sie haben sollte. Dagegen brachten sie ihm dann und wann einen unächten Ring von keinem Werthe, worüber er sich dann wie ein Kind freute. Ueberdies gab er ihnen

manches schöne Frühstück, und erzeigte ihnen manche andere Gefälligkeit, damit sie sich seiner Angelegenheit eifrig annähmen. Nachdem sie ihn auf diese Weise wohl ein paar Monate hingehalten hatten, ohne die Sache weiter zu fördern, fing Calandrino an, seinen Freund Bruno fleißig anzutreiben und aufzufordern, weil er sah, daß die Arbeit bald zu Ende ging, und daß alle seine Hoffnungen zu Wasser würden, wenn er seine Liebe nicht vor dem Ende derselben gekrönt sähe. Wie demnach einmal das Mädchen wiederkam, und Bruno mit Filippo Alles verabredet hatte, was nöthig war, sprach er zu Calandrino: „Höre Brüderchen, das Frauenzimmer hat mir nun wohl schon tausendmal versprochen, Dir zu Willen zu sein, und hernach ist nichts daraus geworden. Es kömmt mir vor, daß sie uns bei der Nase führt; was sie also nicht von selbst thut, um ihr Versprechen zu erfüllen, dazu wollen wir sie zwingen, sie mag Lust haben oder nicht, wenn Du es zufrieden bist."

„Ei freilich (sprach Calandrino). Um des Himmels willen mache nur Eile damit."

„Hättest Du wohl den Muth (sprach Bruno), sie mit einem Zauberzettel zu berühren, wenn ich Dir einen gäbe?"

„Warum nicht?" (sprach Calandrino.)

„Gut (versetzte Bruno)! So verschaffe mir nur ein Stückchen Pergament, eine lebendige Fledermaus, drei Körnchen Weihrauch und ein geweihtes Wachskerzchen, und laß mich für das Uebrige sorgen."

Calandrino brachte mit seinen Gesellen den ganzen Abend zu, um eine Fledermaus zu haschen, und wie er sie gefangen hatte, brachte er sie nebst den andern Sachen dem

Bruno. Dieser ging in eine Kammer, kritzelte ein paar Schnörkel und Zeichen auf das Pergament und gab es ihm. „Wisse Calandrino (sprach er), wenn Du sie mit diesem Zettel anrührst, so wird sie Dir den Augenblick nachlaufen, und wird Alles thun, was Du haben willst. Wenn also Filippo heute ausgeht, so suche ihr auf irgend eine Art nahe zu kommen, und berühre sie, und laufe dann in die Strohscheuer daneben, wo der bequemste Ort ist, weil Niemand dahin kömmt; Du wirst sehen, daß sie Dir sogleich nachkommen wird, und wenn Du sie dort hast, so weißt Du selbst, was Du thun mußt.“

Calandrino war der glücklichste Mensch von der Welt; er nahm das Pergament und sagte: „Laß mich nur machen, Bruder.“

Nello, vor welchem sich Calandrino so sorgfältig in Acht nahm, hatte seine Lust an dem Spiele, so gut wie die Andern, und trug das Seinige bei, ihn äffen zu helfen. Er ging also auf Bruno's Anstiften nach Florenz zu der Frau des Calandrino und sagte: „Tessa, Du weißt, wie Dich Calandrino damals so unschuldigerweise prügelte, wie er mit den Steinen aus dem Mugnone kam. Ich meine, Du sollst Dich jetzt dafür an ihm rächen, und wenn Du es nicht thust, so nenne mich nie wieder Deinen Verwandten und Freund. Er hat sich dermaßen in ein Weibsbild dort draußen vernarrt, und sie ist gleichfalls solch ein lüderliches Mensch, daß sie sich oft mit einander einschließen, und noch vor wenigen Minuten haben Sie Abrede genommen, daß sie alsobald wieder zusammen kommen wollen. Du sollst deswegen mit mir gehen, um sie auf der That zu ertappen, und ihn nach Verdienst zu züchtigen.“

Frau Tessa, die das Ding nicht spaßhaft fand, sprang auf wie eine Furie und rief aus: „Ach Du Spitzbube! machst Du mir solche Streiche? Beim Kreuze Christi! das soll Dir nicht so gelingen, ohne daß ich Dir's bezahle." Damit nahm sie ihr Mäntelchen um, und ihre Magd mit sich, und ging mit schnellen Schritten mit Nello hinaus.

Wie Bruno sie von ferne gewahr ward, sprach er zu Filippo: „Da kömmt unser Freund schon." Filippo ging deswegen hin zu Calandrino und den andern Arbeitern und sagte: „Meister, ich muß jetzt in die Stadt gehen; arbeitet hübsch fleißig." Damit entfernte er sich und verbarg sich an einem Orte, wo er ungesehen Alles beobachten konnte, was Calandrino thun würde.

Sobald Calandrino glaubte, daß Filippo schon eine gute Strecke entfernt wäre, ging er in den Hof hinunter, wo er die Niccolosa ganz allein fand. Er sprach einige Worte mit ihr, und da sie um Alles wußte, so kam sie ihm näher nnd sprach etwas vertraulicher mit ihm, als gewöhnlich. Calandrino berührte sie also mit seinem Amulet, und ging, sobald dies geschehen war, ohne ein Wort zu sagen, nach der Scheune zu. Die Niccolosa folgte ihm nach, und wie sie hinein kam, schloß sie die Thüre zu, umarmte den Calandrino, warf ihn auf das Stroh nieder, setzte sich rittlings auf ihn, stemmte ihm die Hände gegen die Schultern, so daß er ihr Gesicht nicht berühren konnte, und sagte, indem sie sich stellte, als wenn sie ihn mit schmachtenden Augen betrachtete: „Ach mein liebster Calandrino, mein Herz, meine Seele, mein Schatz, mein einziger Trost, wie lange hab' ich mich schon gesehnt, Dich zu besitzen, und Dich in meiner Gewalt zu haben.

Du hast mir mit Deiner Artigkeit die Seele aus dem Leibe gestohlen; Du hast mir mit Deiner Hummel das Innerste meines Herzens zerkratzt. Ist es möglich, daß ich Dich hier habe?"

„Ach liebstes Herzchen (sprach Calandrino)! Laß mich Dich küssen."

„Nicht so eilig (sprach die Niccolosa). Erst laß mich Dich nach Herzenslust recht betrachten, und laß mich meine Augen sättigen an Deinem reizenden Gesichtchen."

Bruno und Buffalmacco waren zu Filippo gegangen, und waren mit ihm Zuschauer bei diesem Possenspiele. Indem nun Calandrino sich aus allen Kräften bestrebte, die Niccolosa zu küssen, war Nello mit Frau Tessa schon angekommen. „Ich will schwören (sprach Nello), daß sie schon beisammen sind." Vor Wuth darüber stieß Frau Tessa mit beiden Händen so mächtig gegen die Thüre, daß sie sie aufsprengte und im Hereintreten gewahr ward, wie die Niccolosa den Calandrino beschritt. Diese entsprang jedoch, sobald sie nur die Frau erblickte, und lief zum Filippo. Frau Tessa fuhr indessen ihrem Mann, der sich nicht so geschwind aufraffen konnte, mit allen zehn Nägeln in's Gesicht, zerkratzte ihn jämmerlich, packte ihn bei den Haaren und schrie ihm zu, indem sie ihn herumzausete: „Du ekelhafter unverschämter Hund! unterstehst Du Dich, mir so zu kommen? Alter eingemachter Narr! Verdammt sei die Liebe, die ich für Dich gehabt habe! Meinst Du nicht, daß Du genug vor Deiner eigenen Thüre zu fegen hast, daß Du auch noch anderswo herumliebeln mußt? Du bist mir ein schöner Liebhaber! Kennst Du Dich selbst nicht, Du Lüderlicher? Kennst Du Dich

nicht, Du Gimpel? Weißt Du nicht, daß man nicht so viel Saft aus Dir pressen kann, als aus einer dürren Citronschale? Beim Himmel! jetzt war's nicht die Tessa, die Dich ritt. Hol' sie der Teufel, wer sie auch war! Aber es mag gewiß ein rechter Haderlumpen gewesen sein, da sie sich nach einem solchen Kleinod, wie Du bist, hat können gelüsten lassen."

Calandrino war mehr todt, als lebendig, wie er seine Frau hereinkommen sah, und hatte nicht das Herz, sich ihr zu widersetzen; sondern so zerrauft und zerkratzt, wie er war, sammelte er seine Kappe wieder auf, machte sich auf seine Füße und bat seine Frau demüthig, nicht so laut zu schreien, wenn sie nicht wollte, daß man sie in Stücke zerhauen sollte, weil Diejenige, die sie bei ihm gesehen hätte, die Frau des Herrn vom Hause wäre."

„Sei sie, wer sie will, so hole sie der Henker!" sprach Frau Tessa.

Bruno und Buffalmacco, die bis dahin sich an dem Auftritte mit der Niccolosa und mit Filippo belustigt hatten, kamen endlich dazu, als wenn der Lärm sie herbeigeführt hätte; sie besänftigten Frau Tessa mit vieler Mühe, und riethen dem Calandrino, nach Florenz zu gehen, und nicht wieder zu kommen, damit Filippo ihm nicht übel mitspielte, wenn er etwas von der Sache erführe. Calandrino schlich demnach traurig und übel zugerichtet, zerkratzt und zerzaust, nach Florenz zurück, und getraute sich nicht wieder hinauszukommen. Die Vorwürfe, womit ihn seine Frau Tag und Nacht folterte und peinigte, erstickten auch bald seine Liebe, womit er seinen Kameraden,

der Niccolosa und dem Filippo manche Kurzweil verschafft hatte.

Vierundzwanzigste Novelle.

Ein Paar Jünglinge kehren bei einem Bekannten ein. Der eine legt sich in der Nacht zu der Tochter des Wirthes, und die Frau desselben steigt unversehens zu dem andern in's Bett. Derjenige, der bei der Tochter geschlafen hat, legt sich hernach zu dem Vater und erzählt ihm alles, indem er meint, mit seinem Kameraden zu sprechen. Sie gerathen darüber in Zank; die Frau merkt Unrath, legt sich zu ihrer Tochter in's Bett, und macht durch ein kluges Wort alles wieder gut.

In der Ebene von Mugnone war unlängst ein ehrlicher Mann, der den Wandersleuten für ihr Geld zu essen und zu trinken gab, und der auch wohl im Falle der Noth so gut seine kleine Hütte und seine ärmlichen Umstände es gestatteten, zwar eben nicht einem Jeden, aber doch einem oder dem andern Bekannten, ein Nachtlager bei sich einräumte. Die Frau dieses Mannes war ein recht hübsches Weibchen, und er hatte zwei Kinder von ihr. Das älteste war ein schönes flinkes Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren, und das jüngste, welches noch kein Jahr alt war, lag noch an der Brust seiner Mutter. Auf das Mädchen hatte ein feiner artiger Jüngling von guter Herkunft aus unserer Stadt, der sich oft in ihrer Gegend aufhielt, ein Auge geworfen, und sich heftig in sie verliebt. Das Mädchen, welches sich's zur Ehre rechnete, von einem solchen jungen Manne geliebt zu sein, und sich deswegen bemühte,

ihn durch ein gefälliges Wesen aufzumuntern, verliebte sich darüber selbst in ihn, und mehr als einmal hätten sie Beide gern ihre geheimen Wünsche befriedigt, wenn nicht der Jüngling, der sich Pinuccio nannte, gefürchtet hätte, den guten Ruf des Mädchens und seinen eigenen in Gefahr zu setzen. Da inzwischen seine Glut sich von Tag zu Tag vermehrte, so sehnte sich Pinuccio doch endlich nach ihrem Besitze, und es fiel ihm ein, sich eine Gelegenheit zu verschaffen, um bei ihrem Vater eine Nacht zu herbergen; in der Meinung, daß er alsdann wohl Mittel finden würde, mit ihr zusammenzukommen, weil er die Hausgelegenheit sehr gut kannte. Er säumte auch nicht lange, seinen Anschlag auszuführen, und nahm einen vertrauten Freund, Namens Adriano, der um sein Liebesverständniß wußte, zum Begleiter mit. Sie mietheten an einem Abend ein Paar Postgäule, schnallten jedem ein Felleisen auf, das vielleicht nur mit Stroh gefüllt war, ritten aus Florenz, und kamen durch einen kleinen Umweg die Ebene von Mugnone herab geritten, indem es schon Nacht ward, und wandten sich hierauf, als wenn sie von Romagna kämen, nach dem Hause des ehrlichen Gastwirths, wo sie anklopften, und wo ihnen, weil sie ihm Beide sehr wohl bekannt waren, unverzüglich aufgemacht ward.

„Höre (sprach Pinuccio zu ihm), Du mußt uns heute ein Nachtlager geben. Wir dachten noch zu rechter Zeit nach Florenz zu kommen; allein wir haben, trotz aller unserer Anstrengung, um diese Zeit nicht weiter, als bis hieher kommen können.“

„Du weißt wohl, Pinuccio (antwortete der Wirth), wie schlecht ich eingerichtet bin, um Leuten, wie Ihr seid,

zu betten; da Euch aber die Nacht übereilt hat, und es nicht mehr Zeit ist, weiter zu gehen, so will ich Euch gerne beherbergen, so gut ich kann."

Die jungen Leute stiegen demnach ab, gingen in das Hüttchen, beschickten zuvörderst ihre Gäule, und setzten sich dann mit dem Wirthe nieder, um ihr Abendessen mit demjenigen zu halten, was sie in ihren Schnappsäcken mitgebracht hatten. Der Wirth hatte nur ein einziges kleines Kämmerchen, in welchem, so gut es sich thun ließ, drei Betten aufgemacht wurden, die jedoch so nahe bei einander standen, daß man kaum zwischen ihnen durchgehen konnte. Den beiden Gästen räumte der Wirth das beste von den dreien ein, und bat sie, sich niederzulegen. Wie sie nach einer Weile sich stellten, als wenn sie schliefen, aber Beide noch wach waren, ließ der Wirth seine Tochter eins von den beiden übrigen Betten einnehmen, und in das andere legte er sich selbst mit seiner Frau, welche darauf die Wiege mit dem kleinen Kinde an die Seite ihres Bettes stellte. Wie dies Alles in Ordnung gebracht war, und Pinuccio, welcher Alles gesehen und bemerkt hatte, nach einiger Zeit glaubte, daß Jedermann im Zimmer schon schliefe, stand er leise auf, ging nach dem Bette des Mädchens, legte sich zu ihr, und ward von ihr mit Vergnügen, wiewohl nicht ohne Mischung von Furcht, empfangen, und überließ sich mit ihr den Freuden, wornach sie sich Beide längst gesehnt hatten.

Indem Pinuccio bei dem Mädchen war, traf es sich, daß die Katze etwas umstieß, und ein Gepolter verursachte, wodurch die Frau erwachte; und weil sie fürchtete, es möchte Schaden geschehen sein, so stand sie im Finstern auf, und

ging nach dem Orte, wo sie das Geräusch gehört hatte. Adriano, der sich um dieses nicht bekümmerte, stand indessen zufälligerweise wegen irgend eines Naturbedürfnisses gleichfalls auf, und wie er hinausgehen wollte, stand ihm die Wiege im Wege, die er deswegen von der Stelle rückte, und sie vor sein eigenes Bett schob. Wie er seinem Bedürfniß abgeholfen hatte, stieg er wieder in sein Bett, und bekümmerte sich nicht weiter um die Wiege.

Nachdem die Wirthin herumgesucht und gefunden hatte, daß nichts von Bedeutung umgefallen war, hielt sie es nicht für nöthig, Licht anzuzünden, sondern schalt die Katze, und ging wieder in ihr Zimmer, und tappte im Finstern richtig bis an das Bett ihres Mannes. Wie sie aber die Wiege nicht vor demselben fand, dachte sie bei sich: „O weh mir! Da hätt' ich wahrlich bald einen schönen Streich gemacht, und wäre gerade zu meinen Gästen in's Bett gestiegen.“ Sie ging also ein wenig weiter, bis sie die Wiege fand, legte sich in das Bett, vor welchem diese stand, und folglich zu Adriano, indem sie glaubte, sich bei ihrem Manne niederzulegen. Adriano, der noch nicht wieder eingeschlafen war, empfing sie mit Freuden, und ohne ein Wort zu sagen, legte er sich ihr an Bord, und enterte wie ein tapferer Freibeuter, zum großen Behagen des Weibchens.

Indem die Sachen so standen, fing Pinuccio an, zu besorgen, daß ihn der Schlaf überraschen möchte, und da er sich nach Herzens Wunsch mit ihr vergnügt hatte, so stand er auf, um wieder nach seinem eigenen Bette zu gehen. Wie er aber die Wiege vor demselben stehen fand, glaubte er an das Bett des Wirthes gekommen zu sein, ging also weiter und legte sich wirklich zu dem Wirthe, welcher darüber

erwachte. Pinuccio, welcher glaubte, neben seinem Cameraden zu liegen, sagte: „Ich kann Dir versichern, daß die Niccolosa ein seltenes Leckerbißchen ist. Beim Himmel, ich habe mir weidlich mit ihr zu gute gethan, und in der kurzen Zeit ein halb Dutzend Gänge mit ihr gewagt."

Der Wirth, dem die Worte, die er hörte, keinen Spaß machten, dachte erstlich bei sich selbst: was Teufel will der Mensch hier? Darauf sprach er, mehr zornig, als mit Ueberlegung: „Pinuccio, Du hast einen bösen Bubenstreich begangen, und ich wüßte nicht, wie ich das um Dich verdient hätte. Aber beim Himmel, ich will Dich dafür bezahlen!"

Pinuccio, der nicht der besonnenste Mensch von der Welt war, dachte nicht daran, wie er seinen Irrthum gewahr ward, ihn so bald als möglich wieder gut zu machen, sondern er gab ihm zur Antwort: „Womit willst Du mich bezahlen? Was kannst Du mir thun?"

Die Wirthin, die noch immer glaubte, bei ihrem Manne zu liegen, sagte zu Adriano: „Ach höre doch unsere Gäste; sie scheinen mit einander zu zanken."

„Laß sie zanken (sprach Adriano lachend)! Hol' sie der Henker! sie haben gewiß gestern Abend zu viel getrunken."

Jetzt besann sich die Wirthin, daß sie ihren Mann hatte schelten hören, und da sie die Stimme des Adriano erkannte, so merkte sie nunmehr, wo und bei wem sie gewesen war. Sie stand deswegen klüglich und ohne ein Wort zu sagen auf, nahm eiligst im Dunkeln die Wiege, und rückte sie neben das Bett ihrer Tochter, und legte sich bei ihr nieder. Hierauf rief sie, als wenn sie eben aus

dem Schlaf erwachte, ihren Mann, und fragte ihn, was er mit dem Pinuccio zu zanken hätte.

„Hörst Du nicht, was er sagt (sprach dieser)? daß er diese Nacht mit der Niccolosa zu thun gehabt hat.“

„Das lügt er in seinen Hals (sprach die Wirthin), daß er bei der Niccolosa geschlafen hätte. Ich selbst habe bei ihr gelegen, und habe die ganze Zeit über keinen Schlaf in den Augen gehabt, und Du bist nicht gescheidt, wenn Du ihm glaubst. Ihr sauft des Abends soviel, daß Ihr hernach die ganze Nacht träumt, und im Schlaf umherwandelt, ohne zu wissen wohin, und meint dann Wunderdinge gethan zu haben. Es ist Schade, daß Ihr nicht Hals und Bein brecht. Was hat Pinuccio dort zu thun? Warum bleibt er nicht in seinem eigenen Bette?“

Wie Adriano merkte, wie klüglich die Wirthin ihre eigene und ihrer Tochter Schande bedeckte, rief er ebenfalls: „Pinuccio, ich habe Dir wohl hundertmal gesagt, Du solltest Dir das Nachtwandeln und das Schwatzen im Traume abgewöhnen: Du wirst Dich wahrhaftig noch einmal damit in's Unglück bringen. Komm zurück in's Henkers Namen!“

Wie der Wirth hörte, was seine Frau und Adriano sagten, glaubte er in allem Ernst, daß Pinuccio träumte; er packte ihn also bei'm Arm, rüttelte ihn, und rief ihm zu: „Pinuccio, steh auf, und geh wieder in Dein Bett.“

Pinuccio machte sich die Winke zu Nutze, die man ihm gab, und fing an, wie ein Träumender, noch allerlei närrisches Zeug zu schwatzen, worüber der Wirth herzlich lachte. Endlich stellte er sich, als wenn er von dem Rütteln erwachte, und rief seinem Cameraden zu: „Was? Ist's denn schon Tag, daß Du mich rufst, Adriano?“

„Ja, ja; komm nur her,“ sprach Adriano.

Pinuccio stellte sich noch immer schläfrig, stand endlich auf und ging wieder zu Adriano in's Bett. Bei'm Aufstehen des Morgens lachte der Wirth ihn aus, und neckte ihn mit seinen Träumen. Unter mancherlei Scherzreden zäumten die Jünglinge ihre Gäule wieder auf, schnürten ihre Bündel, tranken einen Schluck mit dem Wirth, stiegen zu Pferde, und ritten nach Florenz, nicht minder vergnügt über die Art und Weise, wie ihr Abenteuer abgelaufen war, als über den Genuß, den es ihnen verschafft hatte. Pinuccio fand hernach andere Mittel, um wieder mit seiner Niccolosa zusammen zu kommen. Diese versicherte ihrer Mutter, daß er wirklich Alles nur geträumt hätte, und die Mutter, welche die Umarmungen des Adriano noch nicht vergessen hatte, glaubte sehr gerne, daß sie allein die Nacht über wach gewesen wäre.

Fünfundzwanzigste Novelle.

Domno Gianni wird von seinem Gevatter Pietro gebeten, seine Frau durch Verschwörung in eine Stute zu verwandeln. Indem er ihr aber den Schweif ansetzen will, verdirbt der Gevatter die ganze Verschwörung, indem er ihn unterbricht, und sagt, daß er keinen Schwanz daran haben will.

In Barletta war vor einigen Jahren ein Priester, der eine sehr magere Pfarre hatte, und deswegen seinen Unterhalt damit erwerben mußte, daß er mit einem Saum=

rosse auf den Märkten in Puglia umher zog, und Waaren kaufte und verkaufte. Bei dieser Gelegenheit machte er Bekanntschaft mit einem gewissen Pietro aus Tresanti, der mit seinem Esel dasselbige Gewerbe trieb, und aus guter Freundschaft und Vertraulichkeit pflegte er ihn nach der Weise der guten Leute in Puglia nicht anders zu nennen, als Gevatter Pietro; und wenn dieser nach Barletta kam, so nahm er ihn stets mit in seine Kirche, behielt ihn bei sich zu Nacht, und bewirthete ihn so gut, wie es seine Umstände erlaubten. Gevatter Pietro war ein sehr armer Mann und bewohnte in Tresanti ein Hüttchen, in welchem er für sich, sein hübsches Weibchen und seinen Esel nur kümmerlich Platz hatte; allein so oft Domno Gianni nach Tresanti kam, nahm er ihn bei sich auf, und suchte ihm aus Dankbarkeit für seine Bewirthung in Barletta nach bestem Vermögen wieder gütlich zu thun. Was jedoch das Nachtlager anlangte, so hatte Pietro nur ein einziges kleines Bettchen, in welchem er mit seiner hübschen jungen Frau schlief, und konnte ihm folglich nicht so gut betten, wie er gerne gethan hätte, sondern der Priester mußte sich in dem Stalle, wo seine Stute neben des Gevatters Esel stand, auf einer Streu neben ihr behelfen.

Das Weibchen hatte gehört, wie gut der Pfarrer ihren Mann in Barletta aufnähme, und sie hatte deswegen schon mehrmals, wenn er bei ihr eingekehrt war, Lust gehabt, sich bei einer Nachbarin ein Nachtlager auszubitten, damit der Pfarrer bei ihrem Mann im Bett schlafen könnte, allein er hatte es immer abgelehnt und endlich sprach er einmal deswegen im Scherz zu ihr: „Gevatterin Gemmata, mache Dir meinetwegen keine Sorgen; ich befinde

mich recht bequem, denn wenn es mir einfällt, so verwandle ich meine Stute in ein schönes Mädchen und schlafe bei ihr, und mache sie hernach, wenn ich will, wieder zum Pferde; darum mag ich mich nicht von ihr trennen."

Das Weibchen nahm seinen Scherz für Ernst und verwunderte sich sehr darüber. Sie säumte nicht, es ihrem Manne wieder zu sagen und setzte hinzu: „Wenn er so sehr Dein Freund ist, wie Du sagst, so solltest Du Dir die Beschwörung von ihm lehren lassen, so könntest Du mich zur Stute machen und Dein Gewerbe mit Pferd und Esel zugleich treiben, so verdienten wir doppeltes Geld, und wenn wir wieder nach Hause kämen, so könntest Du mich wieder zur Frau machen."

Gevatter Pietro, der mehr zum Gimpel als zum Falken geheckt war, glaubte Alles. Er folgte dem Rathe seiner Frau, machte seine Worte bei dem Pfarrer, so gut er's verstand, und bat ihn, ihm sein Geheimniß mitzutheilen. Domno Gianni bemühte sich zwar, ihm seine Thorheit auszureden; weil es aber nichts half, so sprach er endlich: „Ei nun, wenn Du es so haben willst, so laß uns morgen früh vor Tage aufstehen, wie wir pflegen; so will ich Dir zeigen, wie Du es machen mußt. Das Schwerste hiebei (wie Du wohl sehen wirst) ist, der Mähre den Schwanz anzusetzen."

Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata konnten die ganze Nacht kaum schlafen, so groß war ihr Verlangen, diese Sache zu Stande zu bringen. Sie standen vor Tagesanbruch auf und weckten den Domno Gianni, der im bloßen Hemde zu seinen Gevattersleuten in die Kammer kam und sagte: „Ich wüßte außer Euch keinen Menschen

in der Welt, dem ich dieß zu Gefallen thäte, und ich thue es blos, weil Ihr es so sehr wünscht, aber wenn Ihr wollt, daß es gelingen soll, so müßt Ihr Alles genau befolgen, was ich Euch sage."

Sie versprachen, Alles gehörig zu beobachten. Domno Gianni zündete hierauf ein Licht an, gab es dem Gevatter in die Hand und sagte: „Gieb wohl Achtung, wie ich es mache und präge Dir's ins Gedächtniß; und wenn Du nicht Alles verderben willst, so hüte Dich, daß Du kein Wörtchen sprichst, zu Allem, was Du sehen oder hören magst."

Gevatter Pietro nahm das Licht, und versprach nochmals völligen Gehorsam. Domno Gianni ließ hierauf die Gevatterin, so wie sie aus dem Bette gekommen war, sich mit Händen und Füßen auf den Boden stellen, wie ein Pferd auf allen Vieren, und empfahl ihr gleichfalls bei Allem, was geschehen würde, nicht ein Wörtchen zu reden. Darnach legte er ihr die Hand auf das Gesicht und den Kopf und sagte: „Dies werde ein schöner Pferdekopf, und dies (indem er ihre Arme berührte) zwei schlanke Vorderfüße, und dieser volle Busen ein volles breites Bug." Ebenso verfuhr er mit dem Rücken, den Seiten, den Schenkeln und den Beinen, so daß zuletzt nur noch der Schwanz übrig blieb. Indem er Anstalt machte, ihr diesen anzusetzen, rief Gevatter Pietro, der bisher alles ruhig angesehen hatte, aber hieran keinen Gefallen fand: „He da! Gevatter Gianni, laßt mir den Schwanz weg, ich mag ihn nicht dran haben."

„O weh, Gevatter Pietro, was hast Du gemacht! (rief Domno Gianni, der in demselben Augenblick im

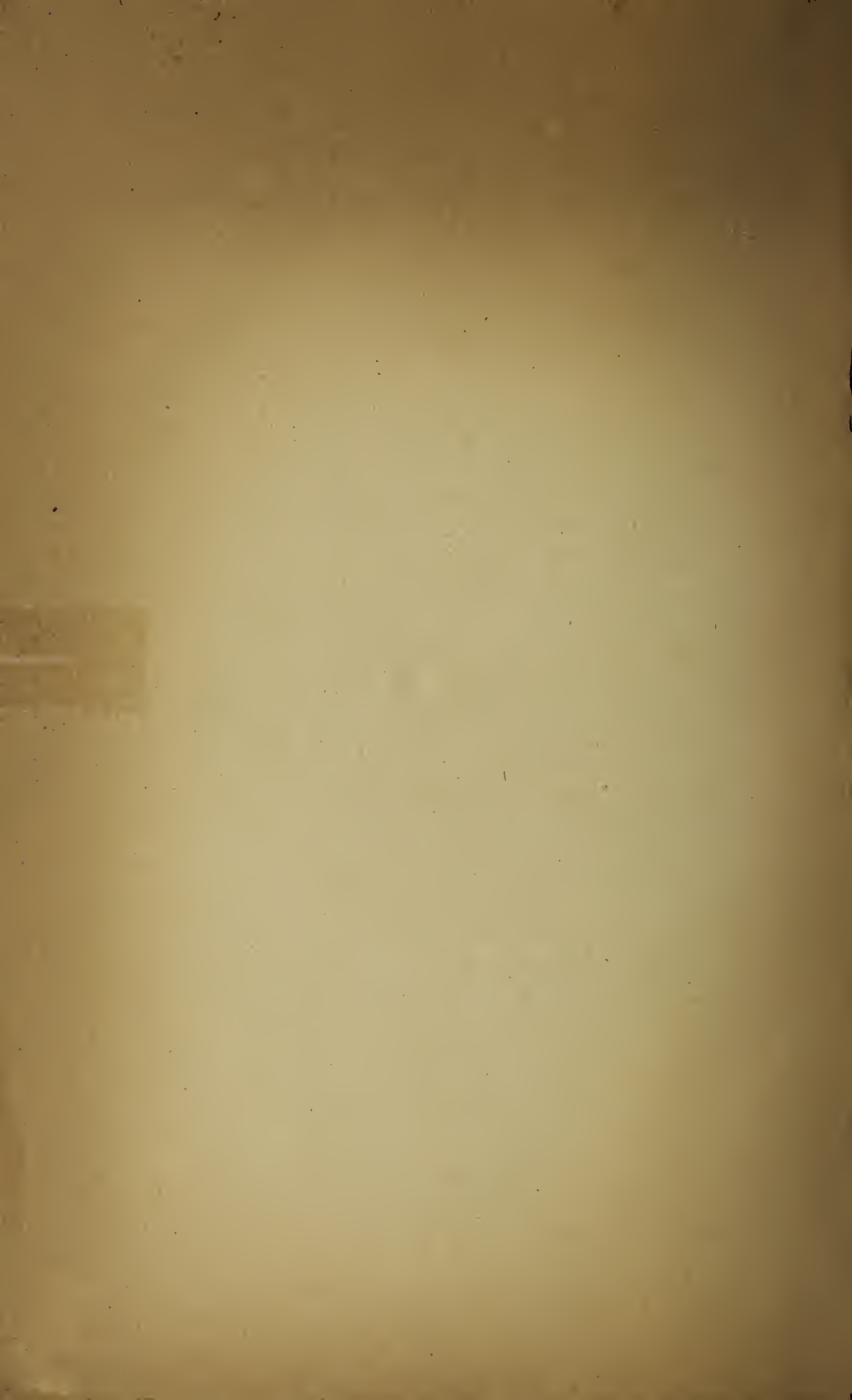
Begriffe war, den Zauber zu vollenden). Hab ich Dir nicht gesagt, Du solltest kein Wort zu Allem sprechen, was Du sähest? Das Pferd stand auf dem Punkt, fertig zu werden, und nun machst Du mit Deinem Geschwätz, daß nimmermehr was daraus werden kann."

„Genug (sprach Pietro), daß ich keinen Schwanz daran verlange, und wenn er so nöthig war, so hättest Du mir sagen können, daß ich ihn selbst ansetzte. Du hättest ihn überdies nicht so niedrig anbringen sollen."

„Und Du würdest es beim ersten Versuch nicht so gut gemacht haben, wie ich, sprach Domno Gianni.

Das Weibchen richtete sich bei diesen Worten in die Höhe und sprach in allem Ernste zu ihrem Mann: „Du bist doch ein rechter Pinsel, Dir und mir den Kram so einfältig zu verderben. Wo hast Du denn jemals ein Pferd ohne Schwanz gesehen? Beim Himmel! Du bist zwar ein armer Schlucker, allein Du verdienst es wahrlich nicht besser."

Da nunmehr wegen des Einspruchs des Gevatters Pietro alle Hoffnung verloren war, aus seiner Frau ein Saumroß zu machen, so zog sie ganz traurig und verdrießlich ihre Kleider an, und Gevatter Pietro setzte nach wie vor mit seinem Esel allein seine Hantierung fort und zog mit Domno Gianni auf die Messe nach Bitonto und sprach ihn nie wieder um eine solche Gefälligkeit an."




Giovanni Boccaccio's

Dekameron.

Aus dem Italienischen
von
D. W. Soltau.

Auswahl.



München.
Bibliographisch-artistisches Institut.
1881.









